

Heft 22

# Denkströme

---

Journal der  
Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Herausgegeben vom Präsidenten der  
Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig



Leipziger Universitätsverlag 2020

Diese Publikation wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushalts.



Wissenschaftlicher Beirat: Martin Bertau, Michael Göttfert, Wolfgang Huschner, Armin Kohnle, Michael Scheffler, Manfred Wendisch, Christiane Wiesenfeldt, Hans Wiesmeth, Christian Winter

Redaktion: Pirmin Stekeler-Weithofer

Lektorat: Agnes Silberhorn

Redaktion Denkströme:

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Karl-Tauchnitz-Str. 1, 04107 Leipzig, denkstroeme@saw-leipzig.de

Die Online-Ausgabe ist über <<http://www.denkstroeme.de>> abrufbar.

Dort finden sich auch alle Informationen zur Manuskripteinreichung.

#### Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.dnb.de>> abrufbar.

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

[Der voranstehende Eintrag bezieht sich nur auf die beim Leipziger Universitätsverlag erschienene Druckauflage. Die PDF-Dateien der Online-Ausgabe stehen unter der Creative Commons BY-NC-ND-Lizenz <<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>>. Für weitergehende Nutzungen setzen Sie sich bitte mit den jeweiligen Autoren in Verbindung.]

© 2020 Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Verlag: Leipziger Universitätsverlag

Gestaltung und Satz:

Barbara Zwiener, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Druck: druckhaus köthen GmbH & Co. KG

Printed in Germany

ISSN: 1867-6413

# Inhaltsverzeichnis

Hans Wiesmeth	
Editorial	5
<b>Beiträge</b>	
Heiner Lück	
»Faszination Stadt. Urbanisierung Europas im Mittelalter und das Magdeburger Recht«	9
Wolfgang Huschner	
Inschriftenforschungen an der Sächsischen Akademie der Wissen- schaften: Einblicke in die Dresdner Werkstatt	20
Cornelia Neustadt	
In principio erat verbum. Eine kleine Geschichte der Gotischen Majuskel in Meißen	23
Sabine Zinsmeyer	
»Monumenta frenzelorum«. Epigraphische Denkmale des Görlitzer Bürgers Hans Frenzel (1463–1526) und seiner Familie	38
Jenny Brys und Claudia Häfner	
»Dennoch können Regesten den Abdruck eines Volltextes nicht erset- zen.« Die digitale Veröffentlichung der Briefe an Johann Wolfgang von Goethe in den <i>Propyläen</i>	59
Hendrik Keller	
Das Verbundprojekt »Virtuelle Archive für die geisteswissenschaft- liche Forschung« – Ein Resümee	73
Nadine Kulbe	
Erschließung und Digitalisierung des Nachlasses von Adolf Spamer am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde	79
Kristina Kunze	
Virtuelle Archive »Sachsen und das östliche Europa« – Erschließung arkaner Quellen für die Osteuropaforschung	88

Christoph Hanzig, Martin Käseberg und Michael Thoß Das Datenbankprojekt des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitaris- musforschung zur sächsischen NS-Tageszeitung »Der Freiheitskampf«	101
Silvio Dittrich, Hendrik Keller, Ivonne Makowski und Anne-Simone Rous »Virtuelles Archiv der Sächsischen Akademie der Wissenschaften 1846–1945« – vernetzte Wissensdatenbank zur Akademiegeschichte	109
Sebastian Weirauch Das Digitalisierungs- und Textarchivprojekt »Das Literaturinstitut der DDR ›Johannes R. Becher‹ von 1955–1993« – Ein Arbeitsbericht	117
<b>Diskussionen</b>	
Jan Wetzel und Jutta Allmendinger Vertrauen – ein soziales Mittel der Krisenbewältigung	125
Matthias Middell Gesellschaftlicher Zusammenhalt – einige Beobachtungen und offene Fragen	130
<b>Berichte &amp; Notizen</b>	
Andreas Herz »Dem allgemeinen Nutzen« : Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft. Zum Abschluss eines Langzeitprojekts im Akademienprogramm	139
Johann Wolfgang Goethe. Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Band 10: 1794–1795. Beitrag von Jutta Eckle	147
Johann Wolfgang Goethe. Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Band 9: 1791–1793. Beitrag von Volker Giel	151
Johann Wolfgang Goethe. Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Band 4: 1780–1781. Beitrag von Elke Richter	155
Johann Christoph Gottsched: Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe. Band 14: November 1748 – September 1749. Beitrag von Rüdiger Otto	160
Leipzig Kucha Studies 1: Essays and Studies in the Art of Kucha Beitrag von Ines Konczak-Nagel	164
Leipzig Kucha Studies 2: Representations of the <i>Parinirvāṇa</i> Story Cycle in Kucha. Beitrag von Monika Zin	167
Autoren	171



# Editorial

Das Jahr 2020 hat uns in vielerlei Hinsicht auf die Probe gestellt. Funktioniert menschliches Miteinander auch wenn weltweit eine Pandemie wütet, die zu drastischen Einschnitten in bisherige Gewohnheiten führt? Können wir große Teile unserer Arbeit ohne Reibungsverluste in den digitalen Raum verlegen? Vertrauen wir einander, vertrauen wir in den Sozialstaat, vertrauen wir in Pharmaindustrie und Gesundheitswesen? In einem Kammingespräch mit Jutta Allmendinger und Jan Wetzel, moderiert von Martin Machowecz (DIE ZEIT), sind wir der Frage nachgegangen, wie es um gesellschaftlichen Zusammenhalt bestellt ist, wenn generalisiertes Vertrauen schwindet. Eindrücklich gewarnt wurde vor der großen Gefahr der digitalen Isolation in der eigenen »Blase«. Digitale Möglichkeiten, Coworking Spaces und sogenannte dritte Orte sollten wir dringend so weiterentwickeln, dass Menschen sich auch weiterhin »zufällig« treffen, kennenlernen und voneinander etwas erfahren, das außerhalb dessen liegt, was sie zu hören erwartet haben. »Isolation ist die Feindin von Vertrauen, das Verharren in den eigenen sozialen Räumen ist es auch.«

Matthias Middell warnt indes vor einem recht »bräsigen« daherkommenden Geschichtsbild« und vor allzu viel Biedermeierei, wenn es um die Kenngröße »gesellschaftlicher Zusammenhalt« geht. Mitnichten war der gesellschaftliche Zusammenhalt früher immer stabil; die Erschütterungen in der Revolution von 1989 und der darauffolgenden Transformationsperiode hat die Vertrauensforschung seines Erachtens zu wenig im Blick. Den damals Beteiligten ist noch allzu präsent, »dass die Forderung von oben, doch bitte den gesellschaftlichen Zusammenhalt nicht in Gefahr zu bringen, auch etwas Bedrückendes (um nicht zu sagen Unterdrückendes) haben kann.« Globalisierungs-, Finanz-, Zuwanderungs-, Klima- und Biodiversitätskrise, die Corona-Pandemie und der aus all diesen Unsicherheits-Faktoren stetig wachsende Populismus – der gesellschaftliche Zusammenhalt entwickelte sich nicht zufällig zum Sorgenthema der Bundesrepublik. Doch er kann »weder verordnet werden, noch ist er naturgegeben, sondern er muss im Streit errungen werden und steht am nächsten Tag schon wieder zur Disposition. Davor sollten wir keine Angst haben, sondern dies als Chance zur Intervention begreifen.«

Der mit der Corona-Pandemie einhergehende Schub in Richtung Digitalisierung traf die Akademie und die Forschungslandschaft im Umfeld nicht unvorbereitet. Nicht umsonst hat jedes Neuvorhaben im Akademienprogramm ganz selbstverständlich auch eine Digitalisierungsstrategie im Gepäck. Jenny Bryś und Claudia Häfner vom Projekt *PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica* berichten über das Mammut-Vorhaben einer digitalen Veröffentlichung der ungefähr 20.000 Briefe an Goethe und den damit verbundenen Lückenschluss von der Regestausage zum für jedermann online verfügbaren Volltext – ein Vorhaben, das »einen Quantensprung bei der Erschließung der biografischen Zeugnisse Goethes« bedeutet und das ohne die Digital Humanities undenkbar wäre. Das Sächsische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst (SMWK, heute SMWKT) förderte von 2017 bis 2019 unter der Leitung der Akademie das Verbundprojekt *Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung*, an dem die landesfinanzierten geisteswissenschaftlichen Forschungseinrichtungen Sachsens beteiligt waren. Quellen unterschiedlichster Art wurden digital erschlossen und ein Netzwerk der Einrichtungen untereinander geschaffen, das mit dem an der Akademie ansässigen *KompetenzwerkD* nunmehr vom Ministerium institutionalisiert wurde. Die Abschlussberichte der einzelnen Vorhaben veranschaulichen die Kärnerarbeit der Digitalisierung, Chancen, Schwierigkeiten und Potenziale und sind eine Fundgrube für Forscher und interessierte Öffentlichkeit zugleich.

Ebenfalls mit digitalem Standbein ausgestattet ist das interakademische Projekt *Die Deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, aus dessen Dresdner Arbeitsstelle Wolfgang Huschner, Cornelia Neustadt und Sabine Zinsmeyer berichten. Mit der Erschließung von Inschriften werden erst-rangige historische Quellen gesichert. So gibt der Beitrag über den Kaufmann Hans Frenzel Einblicke zur Frömmigkeits-, Kultur- und Sozialgeschichte der Stadt Görlitz im 15. und 16. Jahrhundert. Und er führt uns – ein Jahrhundert nach der schweren Pestepidemie – zugleich in eine Zeit, in der an zahlreichen Orten vieles möglich geworden war: florierender Handel, dauerhafter Frieden und selbstbestimmtes städtisches Zusammenleben. Grundlage bildete das Magdeburger Recht, ein »Exportschlager«, dessen Erfolgsgeschichte vor allem den Schöffen von Magdeburg zu verdanken ist. Pragmatisch sowie mit Augenmaß und Vernunft sprachen sie Recht, ganz gleich, ob es um zu klein gebackene Brote oder um entführte Kurfürstensöhne ging. Eindrucksvoll beleuchtete dies die Ausstellung *Faszination Stadt. Die Urbanisierung Europas im Mittelalter und das Magdeburger Recht* im Kulturhistorischen Museum Magdeburg, die in enger Kooperation mit unserer Akademie entstand und deren Eröffnungsvortrag von Heiner Lück im Heft nachzulesen ist.

*Hans Wiesmeth*

Beiträge



Heiner Lück

## »Faszination Stadt. Urbanisierung Europas im Mittelalter und das Magdeburger Recht«<sup>1</sup>

Der Anziehungskraft, die städtisches Leben auszuüben vermag, und den im Mittelalter neu entstehenden Formen bürgerlichen Zusammenlebens, basierend auf akzeptierter Rechtsprechung, widmete das Kulturhistorische Museum Magdeburg unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten im Jahr 2019/20 eine hochwertige Großausstellung, die in enger Kooperation mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig entstanden ist. Vielfältige Exponate aus ganz Europa, darunter kostbare Gemälde und Skulpturen, wertvolle Handschriften und bedeutende Dokumente machten in der Schau Erfindergeist und Kreativität der mittelalterlichen Stadt erlebbar. Ausgangspunkt für die Schau war das »Magdeburger Stadtrecht« – ein Recht, das über Jahrhunderte in fast tausend Orten und Städten zwischen Elbe und Dnjepr in variantenreicher Ausformung galt. Unter dem Titel »Faszination Stadt. Die Urbanisierung Europas im Mittelalter und das Magdeburger Recht« wurde in der »Mutterstadt« Magdeburg erfahrbar gemacht, wie sich durch das Stadtrecht auch eine neue sozial und rechtlich definierte Schicht etablieren konnte: das Bürgertum. Rat, Bürgermeister und Schöffen bestimmten die Geschicke ihrer Stadt selbst. Gemeinsam mit dem Stadtherrn sorgte die Bürgergemeinde für Rechtssicherheit und einen tendenziell dauerhaften Frieden in ihren Stadtmauern. Das Stadtrecht wurde so eine wichtige Voraussetzung für florierenden Handel und die Bildung von Vermögen.

Die Ausstellung basierte in hohem Maße auf dem Akademievorhaben »Das sächsisch-magdeburgische Recht als kulturelles Bindeglied zwischen den Rechtsordnungen Ost- und Mitteleuropas« (2004–2020). Grundlage der Kooperation bildete eine Vereinbarung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig mit dem Zentrum für Mittelalterausstellungen Magdeburg. An der wissenschaftlichen Vorbereitung (Wissenschaftlicher Beirat) und an den

---

1 Der vorliegende Beitrag basiert auf dem Festvortrag des Autors zur Ausstellungseröffnung »Faszination Stadt. Urbanisierung Europas im Mittelalter und das Magdeburger Recht«, Dom zu Magdeburg, 31.8.2019.

Begleitpublikationen (Aufsatzband und Katalog)<sup>2</sup> waren alle Projektmitarbeiter/innen sowie ein großer Teil der vorhabenbegleitenden Kommission aktiv beteiligt.



Abb. 1: Aufsatzband und Katalog zur Ausstellung, siehe Fn. 2.

Welches hohe Renommee das Magdeburger Stadtrecht hatte und welche Rolle die Magdeburger Schöffen dabei spielten, soll im Folgenden anhand einiger Beispiele veranschaulicht werden.

Unter dem 23. November 994 stellte König Otto III. (reg. 983/996–1002), der Enkel Ottos des Großen (reg. 936/962–973), im badischen Bruchsal eine Urkunde aus, in welcher er den Kaufleuten von Quedlinburg Rechte verbriefte, die bereits von Kölner, Mainzer und Magdeburger Kaufleuten gebraucht wurden.<sup>3</sup> In mehreren darauffolgenden Kaiser- und Königsurkunden tauchen dafür die Wortverbindungen *iustitia Magdeburgensis*, *consuetudines Magdeburgenses* oder ähnliche auf. Dabei handelt es sich um das in Magdeburg geltende materielle Recht, das dazugehörige Prozessrecht und die Gerichtsverfassung sowie

---

2 Gabriele Köster, Christina Link und Heiner Lück (Hg.), *Kulturelle Vernetzung in Europa. Das Magdeburger Recht und seine Städte*, Wissenschaftlicher Begleitband zur Ausstellung »Faszination Stadt«, Dresden 2018; Gabriele Köster und Christina Link (Hg.), *Faszination Stadt. Die Urbanisierung Europas im Mittelalter und das Magdeburger Recht* (Ausstellungskatalog), Dresden 2019.

3 MGH DOIII, Nr. 55.

die damit verbundenen Gewohnheiten. Ziemlich genau 500 Jahre später, wahrscheinlich um die Jahre 1494/97, ließ der Jagiellone Alexander I. (reg. 1492–1506), Großfürst von Litauen, in Vilnius eine Urkunde ausfertigen, mit welcher er der Stadt Kiew Rechte verlieh, die ebenfalls mit dem Zusatz *Magdeburg* in Verbindung standen. Die Kontexte und Beteiligten der beiden Urkunden sind überaus verschieden. Das ist schon an den üblichen Urkundensprachen – Latein im Westen und Ruthenisch<sup>4</sup> im Osten – äußerlich gut erkennbar. Die Gemeinsamkeit ist der Ortsname *Magdeburg*, der für die Signatur bestimmter Rechte benutzt wurde. Sie ist auffällig, aber nicht zufällig.

Die spannende Geschichte eines europäischen Rechts-, Sprach- und Kulturtransfers erheblichen Ausmaßes erzählen wir Magdeburger, Kiewer, Krakauer, Lemberger, Minsker, Vilniuser, Budapester und viele andere gern.<sup>5</sup> Zwischen den beiden hier ausgewählten urkundlichen Ereignissen von 994 und etwa 1494/97 liegt ein halbes Jahrtausend Kunst-, Rechts-, Sprach-, Sozial- und jede Menge anderer Geschichte. Die Schöpfer des Magdeburger Rechts waren natürlich nicht Könige und Fürsten, sondern zuallererst die Magdeburger Schöffen und die Schöffen in den Tochterstädten Magdeburgs. Ihnen gebührt die Hauptrolle in der Erzählung vom Magdeburger Recht und von seiner Erfolgsgeschichte. Etymologisch ist der Begriff »Schöffe« aus dem Althochdeutschen *skeffino* über das Mittelniederdeutsche *scheppe*, *schöppe*; zu erklären;<sup>6</sup> auf jeden Fall »schöpften« sie, d.h. fanden sie, das Recht – und zwar primär aus dem gewohnheitsrechtlich überkommenen, nicht schriftlich überlieferten Recht. Erst zwischen dem späten 13. und mittleren 15. Jahrhundert ist es auf der Grundlage der Spruchfähigkeit des Magdeburger Schöffenstuhls zu einer Teilaufzeichnung des Magdeburger Rechts, dem sogenannten Sächsischen Weichbild, gekommen. Das Wort setzt sich aus dem lateinischen *vicus* für die Kaufmannssiedlung und dem deutschen Wort *bill* für Recht zusammen.<sup>7</sup>

---

4 Schriftsprache, die als Vorgängerin des Ukrainischen und Weißrussischen gilt (Ulrich Schweier, »Das Ukrainische«, in Peter Rehder, *Einführung in die slavischen Sprachen* [mit einer Einführung in die Balkanphilologie], Darmstadt<sup>3</sup>1998, S. 94–109, hier S. 94).

5 Vgl. den Überblick von Heiner Lück, »Urban Law. The Law of Saxony and Magdeburg«, in Heikki Pihlajamäki, Markus D. Dubber und Mark Godfrey (Hg.), *The Oxford Handbook of European Legal History*, Oxford University Press 2018, pp. 474–508.

6 Heidelberger Akademie der Wissenschaften (Hg.), *Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache* [Schöffe] – <https://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw-cgi/zeige?index=lemmata&term=sch%F6ffe#Sch%C3%B6ffe> (25.8.2020).

7 Ruth Schmidt-Wiegand, »Weichbild«, in Adalbert Erler, Ekkehard Kaufmann und Dieter Werkmüller (Hg.) unter philologischer Mitarbeit von Ruth Schmidt-Wiegand, *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, Bd. 5, Berlin 1998, Sp. 1209–1212; Wieland Carls, »Rechtsquellen sächsisch-magdeburgischen Rechts im Untersuchungsgebiet Polen«,

Vom 10. bis zum 12. Jahrhundert war das Gewohnheitsrecht, welches mit dem Toponym *Magdeburg* signiert ist, noch kein Stadtrecht. Es war lediglich ein Recht, welches sich vom allgemein geltenden Landrecht unterschied. Erst seit dem späten 12. Jahrhundert sollte es sich in der namensgebenden Stadt zu einem Stadtrecht entwickeln.<sup>8</sup> Die viel zitierte Urkunde des tatkräftigen Erzbischofs Wichmann (reg. 1152–1192) von 1188<sup>9</sup> zeigt den Auftakt dieser Stadtrechtskonstituierung an. Es waren die Schöffen der Stadt Magdeburg, die sich seit dem 13. Jahrhundert in einem eigenen Kollegium organisierten und als profunde Rechtskenner an die Seite des Rates traten.<sup>10</sup> Im Rahmen der Weitergabe und Übernahme des Magdeburger Rechts, zunächst vor allem in Schlesien, Brandenburg, Böhmen, dem Ordensland Preußen und Polen, profilierte sich der Magdeburger Schöffenstuhl zu einem viel gefragten und hoch professionalisierten Spruchkollegium,<sup>11</sup> dessen Blütezeit sich im 15. Jahrhundert verorten lässt. Seine Spruchfähigkeit war das konstitutive Element jenes Rechts, das die Zeitgenossen und wir »Magdeburger Recht« oder »Magdeburger Stadtrecht« nennen.<sup>12</sup> In der Spruchpraxis des Magdeburger Schöffenstuhls blieb es stets mit dem sächsischen Landrecht, d. h. dem Sachsenspiegel, verbunden. Es ist daher konsequent und historisch zutreffend, dass in der Magdeburger Ausstellung der Sachsenspiegel<sup>13</sup> einen prominenten Platz einnimmt. Als kraftvoller Beleg mag dafür die berühmte Magdeburger Rechtsmitteilung an die Stadt Breslau von 1261<sup>14</sup> stehen, welche mehrere, zum Teil

---

in Inge Bily, Wieland Carls und Katalin Gönczi, *Sächsisch-magdeburgisches Recht in Polen. Untersuchungen zur Geschichte des Rechts und seiner Sprache* (IVS SAXONICO-MAIDEBVRGENSE IN ORIENTE 2), Berlin/Boston 2011, S. 69–199, hier S. 84.

8 Heiner Lück, »Die Anfänge des Magdeburger Stadtrechts und seine Verbreitung in Europa. Strukturen, Mechanismen, Dimensionen«, in *Sachsen und Anhalt. Jahrbuch der Historischen Kommission für Sachsen-Anhalt*, Bd. 27, Halle a. d. S. 2015, S. 179–200.

9 Edition bei Friedrich Israëel (Bearb.) unter Mitwirkung von Walter Möllenberg, *Urkundenbuch des Erzstifts Magdeburg*, Teil 1 (937–1192) (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt, Neue Reihe, Bd. 18), Magdeburg 1937, Nr. 421, S. 554–556.

10 Vgl. dazu Heiner Lück, »Der Magdeburger Schöffenstuhl als Teil der Magdeburger Stadtverfassung«, in Matthias Puhle (Hg.), *Hanse-Städte-Bünde. Die sächsischen Städte zwischen Elbe und Weser um 1500*, Magdeburg 1996, S. 138–151.

11 Ebd., S. 148.

12 Vgl. den Überblick von Heiner Lück, »Magdeburger Recht«, in Albrecht Cordes u. a. (Hg.) und Christa Bertelsmeier-Kierst als philologischer Beraterin, *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte* (im Folgenden: <sup>2</sup>HRG), Bd. 3, Berlin <sup>2</sup>2016, Sp. 1127–1137.

13 Vgl. dazu Heiner Lück, *Der Sachsenspiegel. Das berühmteste deutsche Rechtsbuch des Mittelalters*, Darmstadt 2017.

14 Edition bei Friedrich Ebel (Hg.), *Magdeburger Recht*, Bd. II: Die Rechtsmitteilungen und Rechtssprüche für Breslau, Teil 1: Die Quellen von 1261 bis 1452 (Mitteldeutsche



wörtliche, Übernahmen aus dem Sachsenspiegel – also dem Landrecht – enthält. Verfolgt man den Weg des aus dem Elbe-Saale-Raum stammenden Rechts weiter nach Osten, so finden sich bald synonyme Bezeichnungen, die als *ius Theutoniarum*, *ius Maideburgense*, *ius Saxonum* oder *ius provinciale* beide Rechte oder das Recht des jeweils anderen Rechtskreises mit umfassen. Die moderne Rechtsgeschichte bevorzugt daher den Begriff »sächsisch-magdeburgisches Recht«, welcher die Genesis und den Inhalt der damit bezeichneten Rechtsmaterien gut kennzeichnet. Von daher verwundert es nicht, dass die Magdeburger Schöffen die weithin anerkannten Autoritäten nicht nur in Bezug auf das Recht ihrer Stadt, sondern auch darüber hinaus in Bezug auf das sächsische Landrecht waren. Der Umstand, dass es sich beim Magdeburger Schöffensstuhl nicht um ein Gericht handelte, soll hier hervorgehoben werden. Ein Gericht verfügt kraft seiner herrschaftlichen oder genossenschaftlichen Kompetenzzuweisung über Autorität im Sinne eines Herrschaftsrechts.<sup>15</sup> Die über jeden Zweifel erhabene Akzeptanz des Magdeburger Schöffensstuhls beruhte allein auf einer tiefgreifenden und umfassenden Rechtskenntnis.

Betrachtet man die vielen überlieferten Magdeburger Schöffensprüche inhaltlich, so gelangt man zu dem Ergebnis, dass sie für denjenigen Leser, der die Rechtssprache der Zeit, also das Mittelniederdeutsche des 15. Jahrhunderts, beherrscht, vernünftig, pragmatisch und mit Augenmaß verfasst wurden. Vielleicht war das Bemühen der Magdeburger Schöffen, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln und den Rechtsfrieden wiederherzustellen – das ureigene Anliegen jeglichen Rechts –, eine Art Erfolgsrezept. Auffällig ist, dass nur relativ selten aus schriftlich fixiertem Recht, welches mit dem Sachsenspiegel und dem Sächsischen Weichbild zur Verfügung stand, ganz bestimmte Stellen (wie wir das heute mit unseren Paragraphen<sup>16</sup> zu tun pflegen) angeführt werden. Vielmehr wird in der Regel nach der Spruchformel »Wir scheppen zu Magdeburg« auf »Recht« oder »ein Recht« pauschal verwiesen. Das reichte offenbar aus.

Je drei kleine Beispiele aus den Rechtsgebieten des Privatrechts und des Strafrechts mögen dazu hier angeführt werden. Sie ereigneten sich alle im 15. und frühen 16. Jahrhundert:

Da war z.B. ein Bürger in Leitmeritz (heute Litomeřice/Tschechische Republik), welcher mit seiner inzwischen verstorbenen Frau eine Herberge betrieben hat.<sup>17</sup> Nach dem geltenden Erbrecht fielen Bettzeug, Laken, Tücher

---

Forschungen 89/II/1), Köln/Graz 1989, Nr. 1, S. 1–16.

15 Heiner Lück, »Gericht«, in <sup>2</sup>HRG 2 (2012), Sp. 131–143, hier Sp. 138.

16 Vgl. dazu Heiner Lück, »Paragraph, Paragraphenzeichen«, in <sup>2</sup>HRG, 26. Lieferung (2017), Sp. 367 f.

17 Wilhelm Weizsäcker (Bearb.), *Magdeburger Schöffensprüche und Rechtsmitteilun-*

u. ä. an die nächste weibliche Verwandte – in der Regel die Tochter. Sollte die Tochter auch die für den Herbergsbetrieb eingesetzten überdurchschnittlich vielen Bettbezüge, Laken und Tücher bekommen? Der Mann sah das nicht ein. Die Magdeburger gaben ihm Recht: nur das, was in persönlichem Gebrauch der Eheleute war, sollte an die Tochter gehen. Das, was zur Gewerbeausübung gehörte, war davon nicht betroffen. Es handelt sich auch unter modernen Gesichtspunkten um eine vernünftige Entscheidung, die den Besitz der zum individuellen, ehebedingten Haushalt gehörenden Sachen vom Besitz an gewerblich genutzten Sachen trennt.

Für das Mittelalter war typisch, dass die Handwerker in Zünften organisiert waren. Diese hatten bestimmte Vorrechte. Ein nicht zur Zunft gehöriger Kleinhändler in der Stadt Leitmeritz tat das Gleiche wie die zunftmäßig organisierten Schneider: Er verkaufte auf dem Markt alte und neue Kleider.<sup>18</sup> So fragte er mit Sorge in Magdeburg an, ob das Magdeburger Stadtrecht seine Geschäfte außerhalb der Zunft rechtlich zulasse. In seiner Anfrage argumentierte er mit der Freiheit des Marktes und dem Umstand, dass er gute und unverfälschte Ware verkaufe. In ihrer Entscheidung haben die Magdeburger Schöffen diesen in die Moderneweisenden Grundsatz bestätigt: Dem Kleinhändler sei grundsätzlich nicht seine Geschäftstätigkeit zu versagen. Erst wenn der Zunft der Nachweis gelänge, dass es seit 31 Jahren in der Stadt üblich sei, solche Kleinhändlergeschäfte nicht zuzulassen, wäre ein Verbot seitens des Rates gerechtfertigt. Auch das kann unter dem Kriterium der Vernunft gut nachvollzogen werden.

Schließlich noch etwas zu den Bäckern.<sup>19</sup> Heute sind alle Bäcker ehrlich und backen ordentlich große und wohlschmeckende Brote. In den Städten des Spätmittelalters standen Beschwerden über Bäcker, die zu kleine Brote buken, stets auf der Tagesordnung. Die eingravierten rechtmäßigen Brotgrößen in der Vorhalle des Münsters in Freiburg i. Br. erinnern daran. Der Rat einer böhmischen Stadt, in der Magdeburger Recht galt, wollte von den Magdeburger Schöffen wissen, wie mit betrügerischen Bäckern zu verfahren sei. Die Magdeburger antworteten, dass solche Bäcker vom Rat der Stadt zu ermahnen und mit Androhung von Strafe zur Unterlassung solcher Manipulationen anzuhalten seien. Nun könnte man die Festsetzung einer drastischen Geldstrafe erwarten. Aber nein – die Magdeburger Schöffen formulierten einen viel besseren Ratschlag, nämlich einen solchen, der allen etwas nützt: Sollten die Bäcker

---

*gen für den Oberhof Leitmeritz* (Die Magdeburger Schöffensprüche und Rechtsmitteilungen, Reihe IX: Sudetenland, 1. Bd.), Stuttgart/Berlin 1943. Nr. 14 (S. 58–62).

<sup>18</sup> Ebd., Nr. 36 (S. 137–140).

<sup>19</sup> Ebd., Nr. 34 (S. 130–131).

sich zum wiederholten Male nicht an das Gebot, hinreichend große Brote zu backen, halten, mussten sie zur Strafe eine bestimmte, vom Rat vorgegebene Anzahl von Broten an das Spital (Krankenhaus) liefern. Sollte es jedoch eine spezielle Festlegung dazu in der Stadt geben, so würde diese gelten. Nach Magdeburger Stadtrecht wäre es aber so, wie oben mitgeteilt.

Das mittelalterliche Rechtsleben bestand bekanntlich nicht nur aus friedlichem Handel und Wandel. Gewalt war allgegenwärtig. Auch auf diesen Bereich soll ein kurzer Blick geworfen werden. Kaum bekannt ist, dass in politisch relevanten landrechtlichen Verfahren der Rat der Magdeburger Schöffen gesucht wurde. Dafür seien drei Sprüche, deren Rechtsinhalt wir heute dem Strafrecht zuordnen würden, kurz vorgestellt.

So wurden die Magdeburger Schöffen im berühmten Prozess gegen Kunz von Kaufungen (um 1410–1455), der 1455 die Söhne des sächsischen Kurfürsten Friedrich II. (reg. 1428–1464) entführt hatte, bemüht.<sup>20</sup> Es ging um die schwierige rechtliche Abgrenzung von Fehde und Krieg, woran sich unterschiedliche Rechtspflichten und Reaktionen auf deren Verletzung knüpften. Die Magdeburger Schöffen begründeten, dass der Prinzenentführer dem Fehderecht unterlegen habe und daher seine Forderungen gegenüber dem Kurfürsten berechtigt waren. Sie trafen hier eine Entscheidung, die sehr vorsichtig anmutet und somit offenbar nicht den rachsüchtigen Prozessvorstellungen des sächsischen Kurfürsten und seiner Räte folgte. Analoges gilt für den Spruch der Magdeburger Schöffen im Verfahren des Kardinals Albrecht, Erzbischofs von Magdeburg und Mainz (reg. 1513/14–1545), gegen seinen Finanzbeschaffer Hans von Schenitz (1499–1535). Wegen der publizistischen Intervention Martin Luthers (1483–1546) sollte dieser Fall im Reich Furore machen. Das Interessante an dem Fall ist, dass sich der mächtige Kardinal und Kurfürst sowie seine mit allen Wassern gewaschenen, juristisch hoch gebildeten Räte der Rechtmäßigkeit des angewandten Verfahrens nach sächsischem Landrecht bei den Magdeburger Schöffen rückversicherten.<sup>21</sup> Hingerichtet wurde Schenitz freilich trotzdem. Immerhin hatten die Magdeburger Schöffen auf ein korrektes Verfahren insistiert. Entschieden antworteten die Magdeburger Schöffen auf eine

---

20 Heiner Lück, »Kunz von Kaufungen versus Kurfürst Friedrich II. Das misslungene Schiedsverfahren als Auslöser des Prinzenraubes«, in Joachim Emig (Hg.) in Verbindung mit Wolfgang Enke, Guntram Martin, Uwe Schirmer und André Thieme, *Der Altenburger Prinzenraub 1455. Strukturen und Mentalitäten eines spätmittelalterlichen Konflikts*, Beucha 2007, S. 235–255, hier S. 250–252.

21 Vgl. dazu Heiner Lück, »Kardinal Albrecht versus Hans Schenitz. Ein Prozess nach sächsischem Recht 1534/35«, in *Lutherjahrbuch. Organ der internationalen Lutherforschung* 47 (2007), S. 133–152.

Anfrage des Bischofs Dietrich III. von Meißen (reg. 1463–1465).<sup>22</sup> Der Bischof als Gerichtsherr wollte nicht hinnehmen, dass kraft einer alten Gewohnheit ein Totschläger mit der Zahlung einer kleinen Geldbuße an den Grundherrn des Erschlagenen davon kommen sollte. Die Magdeburger Schöffen gaben seiner Auffassung recht. Der Totschläger müsse gemäß den weltlichen und göttlichen Rechten bestraft werden. In diesem Spruch wird auch eine entsprechende konkrete Stelle aus der Glosse des Sachsenspiegels zitiert, was in Anbetracht der zu Hunderten überlieferten Sprüche recht selten ist.

Alle sechs Beispiele belegen die hohe Akzeptanz und Autorität des Magdeburger Schöffentuhls als Rechtsauskunftskollegium – bei Fürsten und Bürgern – für Stadtrecht und Landrecht. Dieser Umstand hat maßgeblich zur Ausbreitung des sächsisch-magdeburgischen Rechts in Ostmitteleuropa beigetragen. Flankiert wurde die hohe Sachkompetenz von der Herleitung des Magdeburger Rechts von den Kaisern Karl der Große (reg. 768/800–814), Otto der Große und Nachfolgern, was man im Sächsischen Weichbild nachlesen kann. Diese offenbar auf den Sachsenspiegel zurückgehende Legitimation<sup>23</sup> war für die Akzeptanz des Magdeburger Rechts in Territorien und Städten verschiedener Herrscher von grundlegender Bedeutung.

Wer sich in anderen Orten auf Magdeburg und sein Recht berief, verlieh dem, was er sagte oder schrieb, ein Qualitäts- und Autoritätssiegel. Davon machte u. a. der Verfasser des Ofener Stadtrechtsbuchs<sup>24</sup> zu Beginn des 15. Jahrhunderts Gebrauch (Ofen ist die deutsche Bezeichnung für Buda, also einen Teil von Budapest).<sup>25</sup> In der Einleitung schrieb er, dass er sich bei »etlichen dingen oder stugken« an »Maidepurgerischem rechten« orientiert habe.<sup>26</sup> Der Ver-

---

22 Heiner Lück und Rolf Lieberwirth, »Der Sachsenspiegel und verwandte Rechtsbücher in der Markgrafschaft Meißen«, in Heiner Lück (Hg.), *Eike von Repgow. Sachsenspiegel. Die Dresdner Bilderhandschrift Mscr. Dresd. M 32 ... Aufsätze und Untersuchungen*, Graz/Austria 2011, S. 27–36, hier S. 35–36.

23 Vgl. Heiner Lück, »Der Sachsenspiegel als Kaiserrecht. Vom universalen Geltungsanspruch eines partikularen Rechtsbuches«, in Matthias Puhle und Claus-Peter Hasse (Hg.), *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962–1806. Von Otto dem Großen bis zum Ausgang des Mittelalters*, 20. Ausstellung des Europarates in Magdeburg und Berlin und Landesausstellung Sachsen-Anhalt, Essays, Dresden 2006, S. 263–273.

24 Ausführlich dazu Katalin Gönczi, »Rechtstransfer«, in Katalin Gönczi und Wieland Carls, *Sächsisch-magdeburgisches Recht in Ungarn und Rumänien. Autonomie und Rechtstransfer im Donau- und Karpatenraum (IVS SAXONICO-MAIDEBVRGENSE IN ORIENTE 3)*, Berlin/Boston 2013, S. 79–116, hier S. 105–112.

25 Heiner Lück, »Budapest«, in <sup>2</sup>HRG 1 (2008), Sp. 708 f.

26 Heiner Lück, »Einführung: Das sächsisch-magdeburgische Recht als kulturelles Bindeglied zwischen den Rechtsordnungen Ost- und Mitteleuropas«, in Ernst Eichler und Heiner Lück (Hg.), Redaktion: Wieland Carls: *Rechts- und Sprachtransfer in Mittel- und*

fasser des Silleiner Rechtsbuchs, das für die heute slowakische Stadt Žilina angefertigt wurde, erklärte gleich am Anfang: »Hie hebt sich an der chunig puch und marburgychz recht [...]«. <sup>27</sup> Vielleicht wirkte der verlautebarte Rückgriff auf den Magdeburger Schöffentuhl und das Magdeburger Recht so ähnlich wie unsere heutige, mit Hochachtung gebrauchte Redewendung »Karlsruhe hat entschieden [...]«.

Die von den Magdeburgern selbst herbeigeführte imperiale Legitimation ist nur ein formeller Aspekt bei der Beurteilung der Attraktivität des Magdeburger Rechts in einem Gebiet, das von der Elbe bis an den Dnjepr reichte. Waren es am Entstehungsort des Magdeburger Rechts die Schöffen, welche das Magdeburger Recht den realen Verhältnissen durch kluge wie pragmatische Spruchpraxis anpassten und weiterentwickelten, so waren es in vielen Städten Ostmitteleuropas neben den dortigen Schöffen vor allem die Eliten, welche das sächsisch-magdeburgische Recht für die zu lösenden Rechtsprobleme vor Ort modifizierten. Sie sorgten für eine Durchdringung, Systematisierung, Modernisierung und Übersetzung in das Lateinische bzw. in die jeweilige Landessprache. So verhalfen sie ihren Heimatstädten und -regionen zu einem nachhaltigen, d. h. lange geltenden Normensystem. Dazu gehörte z. B. der polnische Kanzler Jan Łaski (1456–1531), der 1506 für seinen König eine Rechtssammlung mit Magdeburger und sächsischem Recht zusammenstellte. <sup>28</sup> Nicht zu vergessen ist der Krakauer Rechtsgelehrte Bartholomaeus Groicki (um 1534–1605), welcher seit 1558 die sächsisch-magdeburgischen Rechtstexte wissenschaftlich bearbeitete, systematisierte und so der Rechtspraxis besser zugänglich machte. <sup>29</sup> Kaum zu überschätzen ist die Arbeit des Lemberger <sup>30</sup> Syndikus Pawel Sczcerbiczy (1552–1609), welcher polnische Ausgaben des Magdeburger Stadtrechts und des Sachsenspiegels 1581 publizierte. <sup>31</sup> Zu nennen ist hier auch der Kosakenhetman Iwan Skoropadskij (um 1646–1722), der 1721 eine sächsisch-magdeburgische Rechtssammlung vom Lateinischen ins Ruthenische übersetzen ließ. Ohne diese Persönlichkeiten wären etwa ein Selbstverständnis der Stadt Kiew, die dem Magdeburger Recht noch 1802 ein Denkmal setzen ließ, <sup>32</sup> oder dessen Geltung bis in die 1840er Jahre an den Ufern des

---

*Osteuropa. Sachsenspiegel und Magdeburger Recht. Internationale und interdisziplinäre Konferenz in Leipzig vom 31. Oktober bis 2. November 2003* (IVS SAXONICO-MAIDEBVRGENSE IN ORIENTE 1), Berlin 2008, S. 1–28, hier S. 21.

<sup>27</sup> Ebd., S. 19.

<sup>28</sup> Carls, Rechtsquellen (Fn. 7), S. 103 f.

<sup>29</sup> Ebd., S. 108 f.

<sup>30</sup> Heute Lviv (Ukraine).

<sup>31</sup> Carls, Rechtsquellen (Fn. 7), S. 105 f.

<sup>32</sup> Heiner Lück, »Das Denkmal des Magdeburger Rechts in Kiew«, in *Forschungen zur*

Dnjepr undenkbar.<sup>33</sup> So ist das Magdeburger Recht als Teilkomplex des sächsisch-magdeburgischen Rechts, über das wir heute gern und staunend sprechen, ein Gemeinschaftsprodukt aller Städte des Magdeburger Rechts und ihrer Bürger. Die lange herrschende Vorstellung, das Magdeburger Recht sei eine lineare und direkte Darreichung einer Kulturleistung vom »germanischen Westen« an den »slawischen Osten« gewesen, entspricht nicht den historischen Tatsachen und ist zurückzuweisen.<sup>34</sup> Es soll auch daran erinnert werden, dass es Deutsche waren, welche das großartige Archiv des Magdeburger Schöffensstuhls im Krieg um die angeblich »wahre« Religion 1631 unwiederbringlich zerstörten.<sup>35</sup> Heute sind es über die Bestände in Deutschland hinaus die Archive und Bibliotheken in Litauen, Polen, Tschechien, Slowakei, Ungarn, Rumänien, Ukraine und Weißrussland, in denen man die Sprüche der Magdeburger Schöffen und deren örtliche Bearbeitungen studieren kann.

Die Magdeburger Ausstellung repräsentierte in hochwertiger Form eine Bilanz der bisherigen internationalen und interdisziplinären Forschungen und wies mit lohnenswerten wissenschaftlichen Fragestellungen in die Zukunft. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus nahezu allen Ländern mit Städten der ehemals so großen Magdeburger Stadtrechtsfamilie waren am Konzept und dessen Umsetzung beteiligt. Es ist generell nicht leicht, das Abstraktum »Recht« zu visualisieren oder gar nacherlebbar zu machen. Hier ist es meisterhaft und einfühlsam gelungen – entlang einer Galerie wertvoller Kunstwerke und kunstgewerblicher Gegenstände, die sowohl dem feierlichen als auch dem alltäglichen Gebrauch des Rechts in seiner Vielfalt dienten. Ihre Entstehungs- und Herkunftsorte lagen dem Sinn der Ausstellung entsprechend im großen Verbreitungsgebiet der hier interessierenden Stadtrechtsfamilie.<sup>36</sup>

Das Recht ist eine Kulturererscheinung unter vielen. Es spiegelt seine Zeit, seine Schöpfer und Adressaten, ebenso wider wie Kunst, Sprache, Denken und Lebensformen. Bemüht man eine der weltweit bekanntesten Quellen des rö-

---

*Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde* 12 (1990), S. 109–119.

33 Lück, Einführung (Fn. 26), S. 17.

34 Heiner Lück, »Deutsches Recht im Osten«. Strukturen, Kontexte und Wirkungen eines sensiblen Forschungsthemas (19. Jh. – 1990)«, in *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung* 126 (2009), S. 175–206.

35 Lück, Magdeburger Schöffensstuhl (Fn. 10), S. 147.

36 Vgl. dazu auch Heiner Lück, »Magdeburger Recht als verbindendes europäisches Kulturphänomen«, in *Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig*, Heft 14, Leipzig 2015, S. 215–221 (auch erschienen in ukrainischer Übersetzung in: *Naukowi sapisskij. Sbornik naukowich statej. Prawo Ekonomika Gumanitarni Nauki, Charkiw* 2017/1 (19), S. 80–90 [Übersetzung von W. Abaschnik]).

mischen Rechts, die *Digesten* von etwa 530,<sup>37</sup> so kann man sogar lesen, dass das Recht selbst eine Kunst sei: *Ius est ars boni et aequi* – die Kunst des Guten und Gerechten.<sup>38</sup> Da spätestens seit dem *Decretum Gratiani*, der ersten systematischen Zusammenfassung des kanonischen Rechts von etwa 1140,<sup>39</sup> das schriftlich verfasste Gewohnheitsrecht als kaiserlich gesetztes Recht begriffen wird,<sup>40</sup> muss das auch für das Magdeburger Recht gelten. Das Gemeinsame zwischen Magdeburg und vielen verwandten Städten besteht schon lange nicht mehr nur in der Übereinstimmung des vielgenannten Ortsnamens *Magdeburg* in schriftlichen Zeugnissen. Vielmehr kann gemeinsam auf hervorragende Bedingungen einer vorurteilsfreien und grenzüberschreitenden Forschung zurückgegriffen werden, von den nie da gewesenen technischen Möglichkeiten einmal ganz abgesehen.

Die überkommenen Quellen in Gestalt von Pergamenten und Papieren, die nur einen Restbestand von ehemals Tausenden aufgeschriebener Rechtsmitteilungen, Rechtsweisungen und Rechtsnormen darstellen, sind das eine. Die gemeinsame Idee eines hoch anerkannten Rechts, auf das sich die Autonomie von Städten und das Handeln der Bürger zuverlässig stützen lassen, das andere. Diese Idee verbindet uns alle – in vergangenen Jahrhunderten wie in heutigen Tagen. Gegenseitiger Respekt vor den Kulturen anderer ist der Garant dafür, dass das auch in Zukunft so sein wird.

---

37 Vgl. Ulrich Manthe, »Corpus Iuris Civilis«, in <sup>2</sup>HRG 1 (2008), Sp.901–907, hier Sp.902–904.

38 Vgl. dazu *Lateinische Rechtsregeln und Rechtssprichwörter*, zusammengestellt, übersetzt und erläutert von Detlef Liebs, unter Mitarbeit von Hannes Lehmann, Praxedis Möhring und Gallus Strobel, München <sup>2</sup>2007, S. 117 f.

39 Andreas Thier, »Corpus Iuris Canonici«, in <sup>2</sup>HRG 1 (2008), Sp.894–901, hier Sp.895 f.

40 Heiner Lück, »Der Beitrag Eikes von Reggow zur Verwissenschaftlichung und Professionalisierung des Rechts im 13. Jahrhundert«, in Matthias Puhle (Hg.), *Aufbruch in die Gotik. Der Magdeburger Dom und die späte Stauferzeit*, Landesausstellung Sachsen-Anhalt aus Anlass des 800. Domjubiläums, Bd. 1: Essays, Mainz 2009, S. 301–311, hier S. 304.

Wolfgang Huschner

## Inschriftenforschungen an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften: Einblicke in die Dresdner Werkstatt

Seit 1996 ist die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig an der Erfassung, Untersuchung und Edition überlieferter mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Inschriften im Rahmen des Akademienprogramms<sup>1</sup> beteiligt. Daran wirken sechs deutsche Wissenschaftsakademien<sup>2</sup> und die Österreichische Akademie der Wissenschaften mit. Das interregionale und internationale Akademievorhaben bearbeitet Inschriften auf den Gebieten der heutigen Bundesrepublik Deutschland, der Republik Österreich und Südtirols, der nördlichsten Provinz Italiens. Diese Forschungen tragen in fachspezifischer Weise zur Erfüllung der Hauptaufgabe des Akademienprogramms bei – der Aufarbeitung, Sicherung und Vergegenwärtigung des kulturellen Erbes.

In Deutschland existieren derzeit neun Arbeitsstellen im Rahmen der Union der deutschen Wissenschaftsakademien, deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in fast allen Bundesländern agieren. Sie erfassen, analysieren und edieren die Inschriften nach einheitlichen Kriterien und Standards. Die Inschriften-Bände werden in einer gemeinsamen Reihe publiziert und nach Ablauf von zwei Jahren im Portal »Deutsche Inschriften Online« (DIO) digital präsentiert.<sup>3</sup> Sie bieten Anschlussmöglichkeiten für unterschiedliche Forschungsdisziplinen (u. a. Architektur-, Bau- und Kunstgeschichte, Genealogie, Kirchen-, Landes- und Stadtgeschichte, Kommunikationsgeschichte, Kultur- und Sozialgeschichte, Germanistik, Mittel- und Neulateinische Philologie) sowie für Projekte verschiedenster Ausrichtung. Seit 2012 sind die Inschriften-Forschungsstellen über Themenbrücken noch stärker inhaltlich miteinander verzahnt. Zu ihnen gehören »Bischöfsstädte«, »Patrizische Urbanität«, »Hanse-, Reichs- und Universitätsstädte«, »Deutsche Klosterlandschaften« (im Sinne von »monastic landscape«), »Residenzen« und »Welterbestätten«.

---

1 [www.akademienunion.de/forschung/akademienprogramm/](http://www.akademienunion.de/forschung/akademienprogramm/) (1.10.2020).

2 Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, Bayerische Akademie der Wissenschaften, Göttinger Akademie der Wissenschaften, Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften und der Künste, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig.

3 [www.inschriften.net](http://www.inschriften.net) (1.10.2020).



An der Sächsischen Akademie der Wissenschaften sind drei Inschriften-Arbeitsstellen verankert. Die seit 1996 in Halle a. d. S. bestehende ist für die Bearbeitung des Bundeslandes Sachsen-Anhalt zuständig, die 2015 in Dresden eingerichtete für den Freistaat Sachsen. 2020 nahm in Jena eine Forschungsstelle für den Freistaat Thüringen ihre Arbeit auf. Damit ist das Inschriftenvorhaben in den drei mitteldeutschen Bundesländern tätig, die zum Einzugsbereich der Sächsischen Akademie der Wissenschaften gehören. Die bislang publizierten Inschriften-Bände stammen aus der Hallenser Forschungsstelle. Zuletzt wurde das Buch »Die Inschriften der Stadt Wittenberg« veröffentlicht,<sup>4</sup> das sich den Themenbrücken »Residenzen« und »Welterbestätten« des Gesamtunternehmens zuordnen lässt. Gegenwärtig wird in Halle der Band für den Dom und die Stadt Magdeburg zum Druck vorbereitet. Alle zuvor publizierten Bände, darunter jene über den Dom und die Stadt Halberstadt und die Stadt Halle, stehen Nutzern aus Wissenschaft und Gesellschaft inzwischen über das Portal »Deutsche Inschriften Online« zur Verfügung.<sup>5</sup>

Zum Arbeitsprogramm der Forschungsstelle Dresden zählen u. a. die Bearbeitung der Städte Bautzen, Dresden, Görlitz, Meißen und Torgau. Diese sind über verschiedene Themenbrücken mit dem interakademischen Inschriften-Vorhaben verbunden. Derzeit werden die Inschriften für die Städte Meißen und Görlitz bearbeitet. Meißen ist den Themenbrücken »Bischöfsstädte« und »Residenzen«, Görlitz jenen der »Patrizischen Urbanität« und der »Städtebünde« zugeordnet. Görlitz gehörte einst zum »Oberlausitzer Sechsstädtebund« und besaß in der Frühen Neuzeit eine konfessionell und kulturell unterschiedlich geprägte Bevölkerung. Zudem war die Stadt kulturell lange mit Böhmen und Schlesien besonders verbunden, was sich auch in der Inschriftenüberlieferung widerspiegelt.

Inskriptenträger können u. a. Altäre, architektonische Elemente, Gemälde, Grabmonumente und -platten, Portale von Kirchen u. a. Gebäuden, Skulpturen, Teppiche oder Wandmalereien sein, die in öffentlichen oder privaten Räumen positioniert wurden. Inschriften umfassen daher Beschriftungen ganz verschiedener Materialien, u. a. Glas, Holz, Leder, Mosaike, Stein und Stoff. Man führte sie oftmals in besonderen Schriftformen und sprachlich anspruchsvollen Texten aus. Die Auftraggeber intendierten mit diesem Medium

---

4 *Die Inschriften der Stadt Wittenberg*, gesammelt und bearb. von Franz Jäger und Jens Pickenhan, unter Mitwirkung von Cornelia Neustadt und Katja Pürschel, 2 Teile (Die Deutschen Inschriften, Bd. 107), Wiesbaden 2019.

5 Dies sind die Bände über die Inschriften des Landkreises Weißenfels (2005), des ehemaligen Landkreises Querfurt (2006), des Doms zu Halberstadt (2009), der Stadt Halle (2012) und der Stadt Halberstadt (2014); online zugänglich über [www.saw-leipzig.de/inschriften](http://www.saw-leipzig.de/inschriften) sowie [www.inschriften.net](http://www.inschriften.net) (1.10.2020).

spezifische Botschaften, die dauerhaft für einzelne, mehrere oder viele Adressatenkreise bestimmt waren. Die Inschriftenforscher analysieren sowohl die Inschriftenträger und deren Einbettung in den architektonischen bzw. räumlichen Kontext als auch den Inhalt der Texte und die Schriftarten und -formen. Edition und Kommentierung der Inschriften erfordern interdisziplinäre Untersuchungen, in der Regel bau- und kunsthistorische, historische, paläographische und philologische.

Zur Edition original überlieferter Inschriften gehören die Schriftbestimmung und -beschreibung. Der in diesem Heft abgedruckte Beitrag von Cornelia Neustadt, die den Inschriften-Band für Meißen bearbeitet, kann exemplarisch für diese Aufgabe stehen. Das Stifterjoch im Hohen Chor des Meißner Doms wird noch heute durch vier überlebensgroße Skulpturen dominiert, die Kaiser Otto I. († 973) und Kaiserin Adelheid († 999) als Stifterpaar sowie die Schutzpatrone Johannes Evangelist und Donatus von Arezzo darstellen. Johannes hält ein aufgeschlagenes Buch mit einer Inschrift in seiner linken Hand. Cornelia Neustadt demonstriert, dass es zur Klärung der Frage, ob die heute sichtbare Form der Auszeichnungsschrift im Buch (Gotische Majuskel) noch in die Zeit der Aufstellung der Skulptur in den 1260er Jahren zu datieren ist, später entstand oder verändert wurde, nicht ausreicht, nur deren weitere Geschichte bis in die Gegenwart zu verfolgen. Vielmehr sind auch Forschungsergebnisse über die Baugeschichte des Meißner Domes und weitere originale Inschriften in Gotischer Minuskel zum Vergleich heranzuziehen, um die Schriftformen der Buchstaben und deren Zeitstufen konkret zu bestimmen.

Im Aufsatz von Sabine Zinsmeyer, die den Band für die Stadt Görlitz vorbereitet, wird eine andere Hauptaufgabe des Akademievorhabens sichtbar: die Erfassung und kritische Analyse nur abschriftlich tradiertter Inschriften sowie die kombinierte Auswertung originaler und kopialer Überlieferung. Am Beispiel des Görlitzer Bürgers und Fernhändlers Hans Frenzel (1463–1526) und dessen Familie kann die Verfasserin den gezielten Einsatz und die Bandbreite von Inschriften für die Memoria und Repräsentation in einer florierenden Handelsstadt zeigen. Dazu zählen u. a. die äußere und innere Ausgestaltung von Frenzels Wohnhaus sowie der von ihm gestifteten und 1512 geweihten Annenkapelle mit Inschriften, die sich im öffentlichen Raum innerhalb der Stadt befand. Die Memoria für die Familie wurde ebenso an der Görlitzer Nikolai-kirche verankert. Aus der schriftlichen Überlieferung ist eine Reihe weiterer Stiftungsobjekte Frenzels bekannt, die heute nicht mehr existieren. Ausgehend von epigraphischen Recherchen leistet Sabine Zinsmeyer einen Beitrag zur Frömmigkeits-, Kultur- und Sozialgeschichte der Stadt Görlitz im 15. und 16. Jahrhundert.

Cornelia Neustadt

## In principio erat verbum. Eine kleine Geschichte der Gotischen Majuskel in Meißen

Der Chor des Domes zu Meißen wird bis heute von den vier Steinfiguren im mittleren Joch geprägt. Dem Eintretenden zur Rechten wendet – wie einstmals den Domherren – als erstes Bischof Donatus von Arezzo mahndend den erhobenen Zeigefinger zu, während der neben ihm befindliche Evangelist Johannes mit einem Lächeln auf den Platz vor dem Altar blickt. Sein Zeigefinger weist in einem aufgeschlagenen Buch auf die Worte *IN PRINCIPIO ERAT VERBUM* (Jh 1,1). Johannes und Donatus sind mindestens seit der Mitte des 13. Jahrhunderts als Patrone des Domes nachzuweisen.<sup>1</sup> Ihnen stehen an der anderen Wand die Figuren eines Herrscherpaars gegenüber, das mit Otto I. (912–973) und Adelheid von Burgund (931/932–999) identifiziert wird. Hier wendet sich der Kaiser dem Eintretenden zu, während die Kaiserin zum Altar schaut. Auf den ersten Blick erscheint das gesamte Ensemble, wie es sich jetzt präsentiert, als klare Einheit mit dem gesamten gotischen Chor. Dieser Eindruck täuscht jedoch, denn das heutige Erscheinungsbild stellt einen Kompromiss der Restaurierungen von 2000/2001 dar, der darauf Rücksicht nimmt, dass die Figuren drei verschiedene Farbfassungen aufweisen. Die erste entstand im Zusammenhang mit Herstellung und Aufstellung der Figuren. Ein zweites Mal wurden die Figuren um 1500 bemalt, zuletzt noch einmal 1771/1772. Die Figur des Johannes sowie diejenigen Ottos und Adelheids sind mehrheitlich in der dritten Fassung bewahrt, aber mit Spuren der früheren Anstriche. Demgegenüber wurde die Figur des Bischofs Donatus in der Farbigkeit der ersten und zweiten Fassung rekonstruiert, die am besten erhalten waren.

Das Buch in der Hand von Johannes gehört zu dessen ältesten Bestandteilen. Wenn wir einen Blick hinein werfen [Abb. 1], erkennen wir auf der linken Buchseite zunächst eine Schmuckinitiale, die mit schwarzen Konturlinien auf Gold aufgetragen wurde. Diese Initiale ist der ersten Farbfassung zuzuordnen. Die restlichen Buchstaben sind mit kräftigem Duktus in schwarzer Farbe auf weißen Grund gemalt. Dabei erscheinen die horizontalen Schäfte und vertikalen Balken in der Mitte eingeschnürt, die Rundungen sind besonders betont.

---

<sup>1</sup> Siehe nachfolgend ausführlicher in Fn. 10.

Links sind die Buchstaben untereinander angeordnet, rechts verlaufen sie über fünf Zeilen. Die Rahmung auf der linken Buchseite besteht aus einer schwarzen Doppellinie, die rechte weist eine einfache rote Lineatur für Rand und Zeilen auf. Bei genauerer Betrachtung offenbaren sich darüber hinaus unter den markanten schwarzen Buchstaben weitere bläulich-graue Umrisse. Meist entsprechen diese, um wenige Millimeter versetzt, den farblich akzentuierten Konturen, zeigen aber leichte Variationen im Detail, wie im Fall von *P* und *R* auf der rechten Seite. Eine deutliche Abweichung zeigt sich hingegen beim allerletzten Buchstaben. Unter dem *M* mit schräggestellten Schäften und kurzem Mittelteil zeichnen sich hier runde Formen ab. Die kräftiger ausgeführten Buchstaben entstammen der zweiten Fassung, während die schwächeren Konturen noch zur originalen Bemalung gehören.<sup>2</sup> Die Anfangsworte aus dem Johannesevangelium spannen also einen weiten Bogen von mehr als 200 Jahren. Zugleich offenbaren die beiden mittelalterlichen Fassungen zwei Zeitschnitte, die sowohl in der Ausstattung als auch in den religiösen und repräsentativen Funktionen des Meißner Domes zu beobachten sind. Es spiegelt sich darin der Wandel von der Bischofskirche zu einem religiösen Zentralort der wettinischen Dynastie. Die Schrift im Raum ist nicht das wichtigste, aber ein auffälliges Element in diesem Funktionswandel.



Abb. 1: Meißener Dom, Buch in der Hand des Evangelisten Johannes. Foto: Cornelia Neustadt.

---

<sup>2</sup> Zusammenfassung der Ergebnisse in Heinrich Magirius (Hg.), *Forschungen zur Bau- und Kunstgeschichte des Meißner Domes*, Bd. 2: *Beiträge zur Architektur und Skulptur des 13. und 14. Jahrhunderts*, Beiträge von Elisabeth Hütter, Günter Kavacs, Heinrich Magirius, Magdalene Magirius und Peter Vohland, Kurzbeiträge von Oliver Ander, Elke

## I.

Die Schrift im vorgestellten Beispiel wird als Gotische Majuskel bezeichnet. Die Bezeichnung ›Majuskel‹ verweist auf den wesentlichen Charakter, da es sich um eine Schrift handelt, die nur aus Großbuchstaben besteht. Ihre Formen entstammen zwei verschiedenen Schriftarten, was sich in der Mischung aus eckigen und runden Formen manifestiert. Am Schriftbeispiel aus Meißen sind beispielsweise die unterschiedlichen Varianten von *N* besonders augenfällig. Die eckigen Buchstaben gehören der Kapitalis an, die in ihren Grundformen aus der römischen Antike stammt und im Zuge der Karolingischen Renaissance ebenfalls eine Wiederbelebung erfuhr. Die runden Buchstaben, hier insbesondere noch das *E*, entstammen der Unziale, die im 3. Jahrhundert als Gebrauchsschrift entstand und später vor allem als Auszeichnungsschrift Verwendung fand. Ab dem 9. Jahrhundert wurden für Inschriften beide Schriftarten aufgegriffen.<sup>3</sup> Für die Schrift der Phase, in der sich die Buchstabenformen stärker vermischten, hat sich die Bezeichnung Romanische Majuskel etabliert. Von der Gotischen Majuskel ist dann die Rede, wenn neben diese Mischung der Buchstabenformen noch die Flächigkeit als visuell markantes Element tritt. Eine Abschließung der Buchstaben durch Zierstriche oder die Integration zusätzlicher Zierelemente, wie hier bei *E*, sind ebenfalls charakteristisch. Die Gotische Majuskel in dieser Ausprägung erscheint in einigen Regionen bereits am Ende des 12. Jahrhunderts, grundlegende Verbreitung findet sie jedoch ab der Mitte des 13. Jahrhunderts.<sup>4</sup>

---

Schirmer und Michael Kirchen, im Auftrag des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen (Forschungen und Schriften zur Denkmalpflege, II, 2), Weimar 2001, S. 255–277 (Elisabeth Hütter); Zur Restaurierung auch: ebd., S. 278–283, Abb. 392, 393 (Heinrich Magirius). Herzlichen Dank des Weiteren an Peter Vohland für sämtliche Vorinformationen, Korrekturen und Einsicht in die Restaurierungsdokumentationen des Archivs der Restaurierungswerkstatt des Domes.

3 Dazu grundlegend: Rudolf M. Kloos, *Einführung in die Epigraphik des Mittelalters und der frühen Neuzeit* (Die Kunstwissenschaft. Einführungen in Gegenstand, Methoden und Ergebnisse ihrer Teildisziplinen und Hilfswissenschaften), Darmstadt 1980, S. 120–125; Walter Koch, *Inschriftenpaläographie des abendländischen Mittelalters und der frühen Neuzeit. Früh- und Hochmittelalter*, mit CD-Rom (Oldenbourg Historische Hilfswissenschaften), Wien/München 2007, S. 148–181; kürzer in *Deutsche Inschriften. Terminologie zur Schriftbeschreibung*, bearb. von den Inschriftenkommissionen der Akademien der Wissenschaften in Berlin, Düsseldorf, Göttingen u. a., Wiesbaden 1999, S. 10 (Erklärung Majuskel), 28 (Romanische Majuskel).

4 Kloos, Einführung (Fn. 3), S. 131; Koch, *Inschriftenpaläographie* (Fn. 3), S. 201–216; ein frühes Beispiel für das geschlossene unziale E enthält *Die Inschriften der Stadt Braunschweig bis 1528*, bearb. von Andrea Boockmann auf Grund einer Materialsammlung von

Im Inschriftenbestand der Stadt Meißen findet sich eine außergewöhnlich hohe Anzahl von Zeugnissen dieser Schriftart. 53 Schriftzeugnisse auf 35 Inschriftenträgern sind noch im Original erhalten, teilweise aber nur fragmentarisch. Innerhalb der im Rahmen des Forschungsvorhabens »Die Deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit« bearbeiteten Standorte handelt es sich um einen der umfangreicheren Bestände auf dem Gebiet einer einzelnen Stadt. Er reicht zwar an die 169 Zeugnisse der Gotischen Majuskel in Worms nicht heran und wird in Regensburg schon vom Dom (77) allein übertroffen, doch entspricht diese Überlieferung in etwa derjenigen von Halberstadt (57) und ist etwas umfangreicher als die Bestände in Braunschweig (39) und Hildesheim (41).<sup>5</sup>

Der Meißner Bestand der Gotischen Majuskel konzentriert sich auf den Dom. Er umfasst mehrheitlich Grabplatten, in geringerem Umfang die Beschriftungen an Bauelementen und auf Fensterglas. Es ist unklar, in welchem Umfang Zeugnisse dieser Schrift zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert vorhanden waren.<sup>6</sup> Einige verlorene Inschriften sind aus der abschriftlichen Überlieferung zu ermitteln. Den ehemaligen Domschatz forderte Herzog Moritz 1542 vom Domkapitel ein, weshalb er vollständig verloren ist. Das bei dieser Gelegenheit angelegte Inventar lässt aber vermuten, dass die meisten Goldschmiedearbeiten dem späten 14. sowie dem 15. und 16. Jahrhundert angehörten.<sup>7</sup> Eine zentrale Leerstelle für die epigrafische Überlieferung ist das Grabmal

---

Dietrich Mack (Die Deutschen Inschriften, Bd. 35), Wiesbaden 1993, Nr. 19.

5 Die Zählung erfolgte weitestgehend auf Grundlage der Datenbank »Deutsche Inschriften Online« für die Bände: *Die Inschriften der Stadt Worms*, ges. u. bearb. von Rüdiger Fuchs (Die Deutschen Inschriften, Bd. 29), Wiesbaden 1991; DI 35 (Stadt Braunschweig bis 1528) (Fn. 4); *Die Inschriften der Stadt Hildesheim*, ges. u. bearb. v. Christine Wulf unter Benutzung der Vorarb. von Hans Jürgen Rieckenberg (Die Deutschen Inschriften, Bd. 58), Wiesbaden 2003; *Die Inschriften der Stadt Regensburg II. Der Dom St. Peter 1 (bis 1500)*, ges. u. bearb. von Walburga Knorr und Werner Mayer unter Mitarbeit von Achim Hubel, Volker Liedke und Susanne Näßl (Die Deutschen Inschriften, Bd. 74), Wiesbaden 2008; *Die Inschriften des Doms zu Halberstadt*, ges. und bearb. von Hans Fuhrmann (Die Deutschen Inschriften, Bd. 75), Wiesbaden 2009; *Die Inschriften der Stadt Halberstadt*, ges. und bearb. von Hans Fuhrmann (Die Deutschen Inschriften, Bd. 86), Wiesbaden 2014.

6 Zum Problem der Quellen für die Verglasung: *Quellen zur Geschichte der Meißner Domverglasung*, hg. von Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Arbeitsstelle für Glasmalereiforschung des CVMA, Potsdam, in Zusammenarbeit mit dem Hochstift Meißen, bearb. von Angela Nickel, Potsdam 1998, S. 15–16.

7 *Die Urkunden des Hochstifts Meißen*, im Auftrag der königlich sächsischen Staatsregierung, hg. von E. G. Gersdorf (Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, Bd. 2, 1–3), 3 Bde., Leipzig 1864–1867 [nachfolgend als CDS II, 1–3 zitiert], Bd. 3, Nr. 1436; *Archiv der sächsischen Geschichte*, ges. von Gottfried August Arndt, Bd. 2, Leipzig 1785, S. 333–339; zuletzt

des Bischofs Benno, das 1270 in die geplante Mitte des gotischen Langhauses versetzt, um 1370/90 durch einen Baldachin überfangen, nach der Heiligspredigung 1524 zu einem Hochgrab aus Marmor umgestaltet, 1539 aber vollständig zerstört wurde. Es ist nur durch einige Stiche überliefert, die zwar eine Visualisierung des Aufbaus erlauben, aber keine Inschriften zeigen.<sup>8</sup> Das Bild, das sich auf Grundlage der heutigen Situation von der inneren Erscheinung des Domes zwischen dem 13. und frühen 16. Jahrhundert zeichnen lässt, kann daher nur eine Annäherung darstellen.

## II.

Die Entstehung der Chorfiguren und ihrer ersten Farbfassung ist direkt mit der frühen Baugeschichte des gotischen Domes verbunden, der einen älteren romanischen Kirchenbau ersetzte, von dem sich oberirdisch keine Spuren erhalten haben. Dieser Neubau begann im Osten mit dem Chor. Bauhistorische Untersuchungen am Mauerwerk ergaben, dass die Konsolen der Figuren mit den übrigen Quadern aufgemauert und nicht erst nachträglich eingefügt wurden; zudem gehören sie zum ältesten Bauabschnitt. Daher ist davon auszugehen, dass die Aufstellung der Figuren gemeinsam mit der Errichtung des Chores geplant wurde. Ältere Interpretationsversuche, wonach die Figuren zunächst für ein Portal gedacht waren, können mittlerweile als widerlegt gelten.<sup>9</sup>

---

ediert bei Matthias Donath, »Der verlorene Schatz. Das älteste Domschatzinventar und die Überführung des Domschatzes in die Dresdner Silberkammer unter Herzog Moritz von Sachsen«, in Claudia Kunde und André Thieme (Hg.), *Ein Schatz nicht von Gold. Benno von Meißen, Sachsens erster Heiliger*, Katalog der Ausstellung vom 12. Mai bis 5. November 2017 in der Albrechtsburg Meißen, im Auftrag der Staatliche Schlösser, Burgen und Gärten Sachsen gGmbH, Petersberg 2017, S. 300–207, bes. S. 305–307.

<sup>8</sup> Heinrich Magirius, »Das Baldachingrabmal des Bischofs Benno und seine Bedeutung für die Bau- und Kunstgeschichte des Meißner Doms«, in Heinrich Magirius und Angelica Dülberg (Hg.), *Denkmalpflege in Sachsen 1894–1994*, Teil 2, Halle a. d. S. 1998, S. 241–258; zusammengefasst in Matthias Donath, »Der Meißner Dom als Grablege«, in Matthias Donath (Hg.), *Die Grabmonumente im Dom zu Meißen* (Quellen zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 1), Leipzig 2004, S. 11–23, bes. S. 15 sowie in Heinrich Magirius, »Das Baldachingrab des Bischofs Benno im Meißner Dom«, in Kunde und Thieme, *Schatz* (Fn. 7), S. 142–147.

<sup>9</sup> Zuerst *Meißen (Burgberg)*, bearb. von Cornelius Gurlitt (Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler in Sachsen, 40), Dresden 1920, S. 54–59 [nachfolgend als BKD Sachsen 40 zitiert]; Zusammenfassung der Diskussion: Edgar Lehmann und Ernst Schubert, *Der Meißner Dom. Beiträge zur Baugeschichte und Baugestalt bis zum Ende des 13. Jahrhunderts*, 2. Aufl., Berlin 1969, S. 83–88; zuletzt auf dieser Grundlage Markus

Der konkrete Beginn des gotischen Neubaus ist nur indirekt zu bestimmen. Er fällt sehr wahrscheinlich in die Amtszeit Bischof Konrads (amt. 1240–1259). 1249 und 1250 ließ dieser sich in Lyon von Papst Innozenz IV. (amt. 1243–1254), dem er seit 1245 immer wieder als Legat gedient hatte, Ablassurkunden ausstellen. Diese gewährten den Besuchern des Domes an den Festtagen der beiden Patrone Johannes des Evangelisten und Bischofs Donatus von Arezzo einen vierzigtagigen Ablass. Die Urkunden enthalten zwar keine verbalen Hinweise auf einen Bau, können aber von entsprechenden Planungen zeugen. Die Amtszeit Bischofs Konrad liefert darüber hinaus auch Anhaltspunkte für eine Bezugnahme auf das Kaiserpaar Otto und Adelheid. In einem Streit mit Markgraf Heinrich (dem Erlauchten) von Meißen (1215–1286) um die Zehntrechte im Bistum legte er gefälschte Urkunden Ottos I. vor, um das Alter seiner beanspruchten Rechte zu beweisen. Aus diesem Vorgehen lässt sich ablesen, dass er Otto I. auch als Stifter des Meißner Bistums betrachtete. Aufgrund dieser Indizien wird Bischof Konrad heute als Initiator für den Neubau des Chores angesehen.<sup>10</sup> Etwas sicherer als der Anfang lässt sich das Ende der Bauten am Chor fassen, das nun schon in die Amtszeit von Konrads übernächstem Nachfolger Withegos I. (amt. 1266–1292) fällt: Im Jahr 1268 setzte die Stiftung einer Margarethenfeier liturgische Handlungen im Chor voraus. 1269 wurde am Chorumlauf eine neue Kapelle geweiht. Daher ist anzunehmen, dass der Chor um diese Zeit fertig gewölbt war. Davor müssen auch die Figuren im Stifterjoch ihren Platz gefunden haben.<sup>11</sup>

---

Hörsch, »Die Meißner Skulptur des Naumburger Meisters«, in Vereinigte Domstifter zu Merseburg und Naumburg und Kollegiatstift Zeitz (Hg.), *Der Naumburger Meister. Bildhauer und Architekt im Europa der Kathedralen*, Katalog der Ausstellung in Naumburg vom 29. Juni 2011 bis 02. November 2011, 2. Aufl., 2 Bde., Petersberg 2011, Bd. 2, S. 1301–1312, bes. S. 1301–1308.

10 Lehmann und Schubert, *Meißner Dom* (Fn. 9), S. 16–17 datieren zwischen 1256 und 1260. Die aktuelle These zur Baugeschichte von Matthias Donath, *Die Baugeschichte des Doms zu Meißen 1250–1400*, Beucha 2000, S. 291–292, ist aber plausibel. Ablassbriefe: CDS II, 1 (Fn. 7), Nr. 145, 146, 150. Zur Bezugnahme auf die Ottonen im Streit zwischen Bischof und Markgraf zuletzt Matthias Kälble, »Original und Fälschung. Transsumpte ottonischer Herrscherurkunden für das Bistum Meißen«, in Nicolangelo D’Acunto, Wolfgang Huschner und Sebastian Roebert (Hg.), *Originale – Fälschungen – Kopien. Kaiser- und Königsurkunden für Empfänger in ›Deutschland‹ und ›Italien‹ (9.–11. Jahrhundert) und ihre Nachwirkungen im Hoch- und Spätmittelalter (bis ca. 1500)* (Italia Regia, 3), Leipzig 2017, S. 203–288.

11 Zum Abschluss der Bauarbeiten am Chor: CDS II, 1 (Fn. 7), Nr. 205, 207; vgl. auch Lehmann und Schubert, *Meißner Dom* (Fn. 9), S. 75; Donath, *Baugeschichte* (Fn. 10), S. 299; Heinrich Magirius, *Der Dom zu Meißen* (Große Kunstführer, 182), 2. Aufl., Regensburg 2001, S. 14, 16 (zusammenfassend).



Die Gotische Majuskel trat in Meißen ab der Mitte des 13. Jahrhunderts in ihrer entwickelten Form als fester Bestandteil der »modernen« gotischen Ausstattung in Erscheinung. Dabei muss betont werden, dass die heutige Situation einen Zufall der Überlieferung darstellt. Da weder vom beweglichen Inventar der Vorgängerbauten noch von den darin enthaltenen Grabplatten Elemente erhalten sind, ist nicht eindeutig feststellbar, ob die Schrift in dieser Erscheinung neu importiert wurde, oder ob sie sich langsam herausformte.<sup>12</sup> Das einzige Meißner Zeugnis, das vermutlich vor der Mitte des 13. Jahrhunderts entstand, die Grabplatte eines *BERTOLDVS MERCATOR* in der Urbanskirche in Meißen-Cölln, gehört in eine Spätphase der Romanischen Majuskel und trägt erste, aber noch nicht ausgeprägte gotische Züge.<sup>13</sup> Es gibt daher Raum für beide Möglichkeiten.

Zu den ältesten Zeugnissen der voll ausgeformten Gotischen Majuskel gehören neben dem Buch des Johannes auch die Beschriftungen auf den Konsolen der Bistumspatrone. Die originale Situation ist heute nur noch an der Konsole des Bischofs Donatus nachvollziehbar: Hier erlauben Bindemittelpuren im Stein außerdem die Beobachtung, dass der Maler der ursprünglichen Buchstaben versehentlich *ENISCOPVS* aufmalte. Ein Fehler, der bei einer zweiten Übermalung – vielleicht im Zuge der zweiten Fassung, spätestens aber 1910/12 – korrigiert wurde. Vorbilder für die Kombination von Standfigur und Schrift sind möglicherweise einige der männlichen Stifterfiguren des Naumburger Westlettners, die denjenigen in Meißen vorausgingen und Namen auf den Rahmen der Schilde trugen. Die heutige Situation in Naumburg geht jedoch ähnlich wie in Meißen auf das späte 15. oder frühe 16. Jahrhundert zurück, als die ältere Beschriftung noch einmal übermalt wurde.<sup>14</sup> In Meißen überrascht, dass nur die Konsolen der Bistumspatrone

---

12 Ein langsamer Wechsel ist z. B. in Hildesheim oder Halberstadt im früheren 13. Jahrhundert zu beobachten: DI 58 (Stadt Hildesheim) (Fn. 5), Nr. 59, 63–66; DI 76 (Halberstadt Dom) (Fn. 5), Nr. 19, 20.

13 Siehe dazu Hans-Jürgen Pohl, »Bertoldus Mercator« – ein bisher unbekanntes romanisches Grabmal in der Urbanskirche zu Meißen«, in *Sächsische Heimatblätter. Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Denkmalpflege, Natur und Umwelt* 44 (1998), S. 317–321. Platte und Inschrift haben Ähnlichkeit mit einer Grabplatte (um 1265) aus dem Kloster Viktring bei Klagenfurt: Koch, *Inschriftenpaläographie* (Fn. 3), S. 208–209 mit Abb. 251. Das nicht erhaltene und als Zeichnung überlieferte Fragment aus der Frauenkirche wird von Cornelius Gurlitt zwar auch in diese Phase eingeordnet, hat aber schon jüngere Zierformen: BKD Sachsen 40 (Fn. 9), S. 23 mit Fig. 55.

14 *Die Inschriften des Naumburger Doms und der Domfreiheit*, gesammelt und bearbeitet von Ernst Schubert und Jürgen Görnitz (*Die Deutschen Inschriften* 6), Berlin, Stuttgart 1959, Nr. 10; Vereinigte Domstifter zu Merseburg und Naumburg und Kollegiatstift

deren Namen tragen, während das Kaiserpaar nie durch Inschriften begleitet wurde.

Zu den Inschriften an den Chorfiguren kamen in den 1270er Jahren die Glasmalereien in den Fenstern des polygonen Chores, von denen aber nur noch diejenigen im Mittelfenster erhalten sind. Auch dieses wurde durch die Jahrhunderte mehrfach umgestaltet und unten um sechs Felder verkürzt. Hier diente die Schrift zum einen zur Bezeichnung einiger Figuren, vorrangig in der mittleren und der nördlichen Seitenbahn. Zum anderen wurden die beiden seitlichen Bahnen jeweils von einem längeren Spruch gerahmt. Zwar lassen sich die Texte aufgrund der verlorenen Felder nicht gänzlich rekonstruieren und erschließen. Die erhaltenen Textfragmente nehmen jedoch im Norden auf die Würde des Priesteramtes, im Süden auf den Opfertod Christi und die reinigende Kraft seines Blutes Bezug.<sup>15</sup> Die einzelne Scheibe mit einer Darstellung des Apostels Jakobus Major, die sich heute in der Allerheiligenkapelle befindet und nur etwas jünger ist als das Chorscheitelfenster, zeugt davon, dass die Gotische Majuskel auch in weiteren Fenstern des neuen gotischen Domes auftauchte.

Schließlich tritt die Schrift noch an drei Grabplatten vom Ende des 13. Jahrhunderts in Erscheinung, von denen die älteste das Grab Bischof Withegos I. bedeckte.<sup>16</sup> Die Grabplatte dieses Bischofs diente als Vorbild für weitere Platten von Bischöfen und Domherren sowie einer adligen Dame und eines Meißner Bürgers. Ausgehend von einer regelmäßig flächigen Anlage der Buchstaben entwickelt sich ab der Wende zum 14. Jahrhunderts ein Schriftbild, in dem der Kontrast zwischen Flächen und schmalen Formen dominiert. Dazu kamen in wachsendem Umfang Verzierungen an den Buchstaben, wie Nodi und Halbnodi [Abb. 2].

---

Zeit (Hg.), *Der Naumburger Meister. Bildhauer und Architekt im Europa der Kathedralen*, Katalog der Ausstellung in Naumburg vom 29. Juni 2011 bis 02. November 2011, 2. Aufl., 2 Bde., Petersberg 2011, besonders Kat.-Nr. X.17 (Philipp Steinkamp), X.18 (Kathrin Meukow), X.19 (Monika Hegenberg), X.20, X.21 (beide Jeanine Dahlem), X.31 (Hans Fuhrmann und Franz Jäger).

15 Angela Schulze, »Überlegungen zum ikonographischen Programm der Glasmalerei im Achsfenster des Meißner Domes«, in Erhard Drachenberg, Mitarbeiter der Abteilung für Glasmalerei beim Institut für Denkmalpflege (Hg.), *Neue Forschungen zur mittelalterlichen Glasmalerei in der DDR*, Berlin 1989, S. 28–41; Angela Nickel, »Zur Glasmalerei im Meißner Dom«, in Günter Donath (Hg.), *Die Restaurierung des Doms zu Meißen 1990–2002*, im Auftrag des Hochstifts Meißen, Stuttgart 2003, S. 117–127, bes. S. 119–121.

16 Donath, Grabmonumente (Fn. 8), Katalog, Nr. 2.



Abb.2: Gotische Majuskel auf Grabplatten: (von oben nach unten) Bischof Withego I. († 1292), Heinrich von Breslau, Domherr († 1326), Adelheid von Dohna († 1342), Richard, Burggraf v. Golßen, Domherr († 1342), Johannes von Strehla, Domherr († 1362). Fotos: Cornelia Neustadt/Martin Riebel.

Runde Formen wurden zu den Seiten hin tropfenförmig ausgezogen. Die rötlich braune Harzmasse, die die eingehauenen Formen ausfüllte, intensivierte diese Kontraste noch.<sup>17</sup>

Diese Entwicklung erreichte ihren Höhepunkt während und nach der Amtszeit des Bischofs Johannes von Eisenberg (amt. 1342–1370). Davon zeugt zum einen seine Grabplatte, die heute an der Nordwand des nördlichen Querhauses steht und – zwar etwas abgetreten – einen guten Eindruck vom späten Erscheinungsbild der Gotischen Majuskel bietet. Zum anderen ist er in drei weiteren Inschriften namentlich erwähnt. Alle drei stehen in Verbindung mit dem gotischen Lettner, der nach seiner Errichtung vor 1299 vier Erweiterun-

<sup>17</sup> Dazu auch Matthias Donath, »Die Schriftformen der Meißner Inschriften«, in ebd., S. 144–157, bes. S. 144–145.

gen erfuhr, bei denen er schrittweise zu einer die gesamte Breite der Querhäuser umspannenden Empore ausgebaut wurde. Die ersten Veränderungen erfolgten in den späten 1350er Jahren und bestanden in einer Verbreiterung der Oberfläche sowie im Anbau einer kleinen Arkade auf beiden Außenseiten. Der erweiterte Raum bot nun Platz für zwei Altäre, deren Stiftung zwei zum Chor gerichtete Inschriften dokumentieren. Auf der Nordseite wurde der Altar der Heiligen Alexius und Bartholomäus errichtet, auf der Südseite der Altar des Heiligen Basilius und der Heiligen Barbara [Abb.3]. Zeitgleich wurden die Namen der vier Heiligen an der dem Schiff zugewandten Seite angemalt.



Abb. 3: Meißner Dom, Lettner, Inschriften zu Bischof Johannes von Eisenberg an der zum Chor gewandten Seite, oben: Nordseite, unten: Südseite. Fotos: Martin Riebel.

Zeugnisse der Gotischen Majuskel zeichnen sich durch sehr viele Zierformen und bewegte Formen aus. Ein besonderes Element dieser Phase sind Buchstabenverbindungen, bei denen sich zwei Buchstaben ein Element teilen, wobei die Kombinationen mit A sehr charakteristisch sind. Sie kommen in den 1360er und 1370er Jahren auch an Grabplatten vor [Abb.2 letztes Beispiel]. 1377 entstanden die letzten Grabinschriften in Gotischer Majuskel, mit sehr groß ausgeführten Buchstaben und der Ligatur von A und N im ANNO der Datierung. Für die letzte Phase der Gotischen Majuskel im Meißner Dom und ihren Wandel zur reinen Zierschrift steht die dem Kirchenraum zugewandte Seite des Lettners. Ab 1380 veranlasste Markgraf Wilhelm von Meißel drei weitere Umbauten, zunächst nach Norden, dann nach Süden, deren Ergebnis die heutige »Lettnerempore« darstellt. Diese markgräflichen Lettnererweiterungen

gingen mit einer umfangreichen inschriftlichen Ausgestaltung der Brüstung einher. Diese Inschriften sind nur sehr fragmentarisch erhalten und ihre Texte nur in Bruchstücken rekonstruierbar. Am unteren Gesims der Hauptempore erinnerte eine Weihe- und Bauinschrift zunächst an die Altarstiftungen durch Bischof Johannes und zelebrierte dann Markgraf Wilhelm als neuen Bauherrn. Da sie die älteren Inschriften der 1350/1360er Jahre überdeckte, wurden die Namen der Heiligen noch einmal am oberen Teil der Brüstung angebracht. Nach dem gleichen Muster diente an der Nord- und Südempore das untere Gesims der Erinnerung an Altarweihen, während oben am Handlauf die Namen der Altarpatrone standen. Die Einzelinschriften lassen sich zwei Phasen zuordnen. Um 1387 bis spätestens 1395 entstanden Inschriften an der Haupt- und Nordempore, zwischen 1401 und 1404 folgten eine inschriftliche Ergänzung am Südennde der Hauptempore und weitere Inschriften an der Südempore. Alle diese Inschriften wurden 1771 sowie 1910 übermalt und 1993/1994 teilweise freigelegt. Heute präsentieren sich die verschiedenen Entstehungsphasen in einer zeitgleichen Ansicht. Da bei der Restaurierung des Lettners an der Hauptempore die besser sichtbaren älteren Inschriften deutlicher akzentuiert wurden, überlagern sie visuell die jüngere Bauinschrift. Alle jüngeren Inschriften am Lettner sind sehr flächig ausgeführt, die Inschriften vom Anfang des 15. Jahrhunderts füllen die gesamte Höhe der zur Verfügung stehenden Grundfläche aus. Gerade aufgrund ihrer Größe und öffentlichen Präsenz waren diese Buchstaben vermutlich vorbildhaft für die nachfolgende Rezeption der Gotischen Majuskel als Zierschrift.<sup>18</sup> Nach 1400 gibt es nur wenige Beispiele, in denen das einleitende *Anno* der Grabinschriften nicht mit einem Versal der Gotischen Majuskel beginnt.<sup>19</sup>

---

18 Zu den Lettnererweiterungen: Magirius, *Forschungen* (Fn. 9), bes. S. 27–29, 34, 160–179. Zur jüngeren Bauinschrift: Johann Friedrich Ursinus, *Geschichte der Domkirche zu Meißen, aus ihren Grabdenkmälern erläutert*, Dresden 1782, S. 82. Die ausführliche Rekonstruktion des Inschriftenprogramms am Lettner wird der im kommenden Jahr erscheinende Band »Die Inschriften der Stadt Meißen« liefern, den die Verfasserin derzeit bearbeitet.

19 Mit Ausnahme der Grabplatten, deren Inschriften nicht mehr komplett vorhanden und daher nicht eindeutig sind, fehlen Versalien nur auf den Grabplatten des Burggräflichen Fräuleins Elisabeth († 1404) im Lapidarium auf der Südseite des Domes, der Katharina von Miltitz († 1457) in der Sakristei sowie des Domherrn Dr. Hildebrand Günther († 1483), die sich im Südquerhaus befindet. Das initiale A lässt zudem die Grabplatte des Vikars Johannes Hecht († 1449) vermissen. Vgl. Donath, *Grabmonumente* (Fn. 6), Kat.-Nr. 66, 95, 104, 121.

### III.

Als die Figuren ihre zweite Fassung erhielten, schauten sie auf einen gewandelten Dom. Seit 1409 diente der Chor als Grablege für Markgraf Wilhelm (1343–1407) und seine Gemahlin Elisabeth von Mähren († 1400), die als einzige Personen an diesem Ort begraben wurden.<sup>20</sup> Zwischen 1413 und 1428 initiierte Friedrich der Streitbare (1370–1428), seit 1426 Kurfürst von Sachsen, vor dem Westportal den Bau einer neuen Grabkapelle. 1443 wurden im Zuge der Stiftung eines Altars zu Ehren der Heiligen Viktor und Moritz, der sich zu Häupten der Gräber Friedrichs des Streitbaren und seiner Gemahlin Katharina von Braunschweig-Lüneburg (1395–1442) erhob, die Messfeiern der beiden Begräbnisorte so in Einklang gebracht, dass die Seelmesse für Markgraf Wilhelm weiterhin im Chor gesungen wurde.<sup>21</sup> Auf diese Weise standen Chor und Fürstenkapelle in einer liturgischen Beziehung. Schon im Zuge der Lettnererweiterungen unter Markgraf Wilhelm wurde über den (unvollendeten) Nordostturm ein direkter Zugang zwischen dem markgräflichen Hof und der Lettnerempore geschaffen, die dadurch die Funktion einer Fürstenempore erhielt. Bei Errichtung der Albrechtsburg im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts wurde die nördliche Lettnerempore nun mit der vom großen Wendelstein abzweigende Loggia verbunden und erhielt ein repräsentativ gestaltetes Portal.<sup>22</sup>

Verbunden mit der endgültigen Umgestaltung des Domes zur Schlosskapelle der Wettiner war eine prächtige Ausstattung. Davon zeugen noch das auf dem Hochaltar stehende Retabel des ehemaligen Dreikönigaltars der Fürstenkapelle sowie die Tumba Friedrichs des Streitbaren und weitere aus der Nürnberger Vischer-Werkstatt stammende Grabplatten in der Fürstenkapelle. Die Bischöfe, die zwar weitestgehend aus Meißen verdrängt waren, ihre Grablege aber weiterhin bei ihren Amtsvorgängern vor dem Lettner fanden, sowie einige Domherren suchten ebenfalls Anschluss an diese Prachtentfaltung.<sup>23</sup>

---

20 Ebd., Katalog, Nr. 62, 70.

21 Zur Fürstenkapelle: Elisabeth Hütter u. a., *Forschungen zur Bau- und Kunstgeschichte des Meißner Domes*, Bd. 1: *Das Portal an der Westturmfront und die Fürstenkapelle*, hg. vom Landesamt für Denkmalpflege Sachsen (Forschungen und Schriften zur Denkmalpflege, II, 1), Halle 1999, S. 207–213, 228–229, mit Abb. 348 (S. 252). Zur Altarstiftung: CDS II, 3 (Fn. 7), Nr. 980.

22 Magirius, *Forschungen*, Bd. 2 (Fn. 2), S. 189 (Heinrich Magirius).

23 Zum Altarretabel: Magirius, *Dom* (Fn. 11), S. 43–44. Zu den Grabmälern aus der Vischer-Werkstatt: Andreas Stock, »Messinggrabplatten im Meißner Dom«, in Donath, *Grabmonumente* (Fn. 8), S. 196–204, bes. S. 196–198 (mit Verweis zu den einzelnen Katalogartikeln) sowie Sven Hauschke, *Die Grabdenkmäler der Nürnberger Vischer-Werkstatt (1453–1544)* (Bronzegeräte des Mittelalters, 6), Petersberg 2006, Kat.-Nr. 2, 4, 10, 12, 14, 15,

Angesichts dieser zunehmenden Prachtentfaltung, insbesondere in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wundert es nicht mehr, dass auch die Figuren im Chor einen neuen Anstrich erhielten. Dieser bestand zu weiten Teilen in einem Auffrischen der Farben. Zugleich wurden aber etliche Kleidungsstücke mit Pressbrokat überdeckt, der teilweise über älteren gemalten Ornamenten liegt. Dieser ist an der Tunika Kaiser Ottos besonders gut zu erkennen, findet sich aber auch an den Figuren von Adelheid und Donatus. Pressbrokat besteht aus einer Zinnfolie, in die zuvor mittels eines Modells ein Muster geprägt und das dann mit einer Masse aus Harz und Teig verstärkt wurde. Diese dünne Schicht musste dann noch in weichem Zustand auf den gewünschten Untergrund appliziert werden, im Anschluss wurde sie vergoldet und oft mit roten oder grünen Farbakzenten versehen. Die Technik diente vorrangig zur Imitation der Brokatstoffe, aus denen Kleidungsstücke von Adel und hohem Klerus, Teppiche oder Wandbehänge im 15. Jahrhundert bestanden. Besonders beliebt waren Muster mit dem Motiv des Granatapfels. Nördlich der Alpen ist der Pressbrokat ein Phänomen des späteren 15. Jahrhunderts. Er findet als Hintergrund von Tafelbildern wie an Altarretabeln mit plastischem Schmuck Verwendung. Sein Erscheinen in der bildenden Kunst deckt sich mit ähnlichen Phänomenen auf Metallplatten, wo Flächen mit Brokatmuster gefüllt wurden, später auch Teppiche und Kleidungsstücke derartige Ornamente erhielten.<sup>24</sup>

In Obersachsen tritt Pressbrokat verstärkt von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts auf. Der Pressbrokat an den Figuren im Chor passte diese an den Geschmack und Sinn für Prachtentfaltung der Zeit um 1500 an und diente somit einer vorsichtigen Modernisierung.

Die gleiche Mischung aus Traditionsbewusstsein und Modernisierung ist auch bei der Erneuerung der Schrift zu beobachten. Die Mehrzahl der Buchstaben bleibt den älteren Formen getreu. Doch sind sie sehr regelmäßig angeordnet und proportioniert. In dieser allgemeinen Schriftästhetik liegt das Moment der Moderne, für das ganz spezifisch auch die Form des *M* steht.

Die Schriftästhetik ist dem Humanismus geschuldet. Unter dem Einfluss der humanistischen Buchschriften erscheinen im Verlauf des 15. Jahrhunderts in inschriftlichen Zeugnissen zahlreiche Übergangsschriften. Sie lehnten sich

---

24, 29, 32, 34, 34.

24 Thomas Brachert, »Pressbrokat-Applikationen, ein Hilfsmittel für die Stilkritik, dargestellt an einer Werkstatt der Spätgotik«, in *Jahresbericht des Schweizerischen Instituts für Kunstwissenschaft* (1963), S. 37–47; Rolf E. Straub, »Tafel- und Tüchleinmalerei des Mittelalters«, in *Reclams Handbuch der künstlerischen Techniken*, Bd. 1, 2. Aufl., Stuttgart 1988, S. 125–260, bes. S. 176–179. Zu den Pressbrokatbefunden an den Figuren: Magirius, *Forschungen*, Bd. 2 (Fn. 2), bes. S. 266–274 mit Abb. 375–377 (Elisabeth Hütter).

zwar an die antike Kapitalis an, übernahmen aber zugleich zahlreiche andere »archaisch« wirkende Buchstaben vor allem aus dem 8. bis 12. Jahrhundert. Die wichtigste dieser Übergangsschriften ist die Frühhumanistische Kapitalis, die zahlreiche spezifische Merkmale, aber auch viele Varianten aufweist.<sup>25</sup> Sie findet sich in Meißen zuerst am Epitaph des Bischofs Johannes von Weißenbach (amt. 1476–1487). Sie enthält zahlreiche Sonderbuchstaben, wie das byzantinische *M* mit geradem Mittelteil, aber auch unziales *D* oder zweistöckiges *E*.

Einen etwas anderen Charakter hat die Grabplatte Herzog Albrechts III., des Beherzten, von Sachsen (1443–1500), die in Nürnberg hergestellt wurde. Ihre Schrift entspricht in vielen Zügen einer »klassischen« Kapitalis. Doch finden sich gleichfalls Sonderbuchstaben, die für die frühen humanistischen Schriften charakteristisch sind oder aus älteren Stufen der Schriftentwicklung, sogar der Gotischen Majuskel, stammen. Ebenfalls dem humanistischen Buchstabenrepertoire gehört das *M* mit schräggestellten Schäften und verkürztem Mittelteil an, das sich auch auf der Grabplatte seiner Schwester Amalia, findet.

Einen ähnlichen Charakter wie diese beiden in Nürnberg hergestellten Grabplatten weist auch die Inschrift am Eingangsportal von Domplatz 7 auf. Das gesamte Gebäude wurde 1497 für den Domherrn Melchior von Meckau errichtet, der zugleich Bischof von Brixen war. Das Portal mit der Wappentafel und der Inschrift entstand aber erst nach 1503, nachdem Melchior von Meckau zum Kardinal ernannt worden war.

Es ist derzeit nicht zu klären, in welchem zeitlichen Verhältnis diese Inschriften zu derjenigen auf dem Buch des Johannes stehen. Sie gehören aber alle einer gleichen Periode der Schriftentwicklung an. Dabei kann die Inschrift im Chor als ein weiterer Pol im Schriftpluralismus des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts angesehen werden. Da aufgrund des besonderen Anbringungsortes vermutlich nicht radikal mit den Meißner Traditionen gebrochen werden sollte, orientierte man sich am Schriftbild der Gotischen Majuskel. Deren Buchstaben wurden aber nicht einfach imitiert, sondern sind humanistisch überformt.

Die Initiatoren für die Erneuerung der Chorfiguren sind unbekannt. Ein möglicher Antrieb könnte die erwünschte Heiligensprechung Bischof Bennos von Meißen gewesen sein, die 1499 auf Betreiben Herzog Georgs von Sachsen

---

<sup>25</sup> Zum gesamten Phänomen der Übergangsschriften: Renate Neumüllers-Klauser, »Epigraphische Schriften zwischen Mittelalter und Neuzeit (Grundsatzreferat)«, in Walter Koch (Hg.), *Epigraphik 1988*, Fachtagung für mittelalterliche und neuzeitliche Epigraphik, Graz, 10.–14. Mai 1988, Referate und Round-Table-Gespräche (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Denkschriften, 213), Wien 1990, S. 315–328. Außerdem auch: Franz-Albrecht Bornschlegel, »Die frühe Renaissance-Kapitalis in Augsburg«, in ebd., S. 217–226.



(1488/1500–1539), des damaligen Bischofs Johannes von Salhausen und durch Mitglieder des Domkapitels in Gang gesetzt und 1523 realisiert wurde. Nach der Heiligsprechung wurde das Grab komplett erneuert, am alten gotischen Grabmal des verehrten Bischofs waren um 1500 aber noch Bildnisse des Herzogs und seiner Gemahlin Barbara von Polen angebracht worden. Daher käme auch Georgs offizieller Herrschaftsantritt als Zeitpunkt in Frage, zu dem die Figuren im Chor erneuert wurden. Zudem hob die 1513 von Herzog Georg erlassene Verordnung zur Liturgie der Karwoche auch die liturgischen Beziehungen zwischen Chor und Fürstenkapelle, insbesondere im Kontext der Prozessionen, hervor.<sup>26</sup>

Zusammenfassend sei noch einmal festgehalten, dass die zwei Schriftbefunde im Buch des Johannes mit den zwei Farbfassungen des gesamten Ensembles der Figuren im Stifterjoch zusammenfallen. Die epigrafischen Beobachtungen unterstützen in beiden Fällen die bau- und kunsthistorischen Befunde für die zeitliche Einordnung. Die beiden vorgestellten Versionen der Gotischen Majuskel stehen dabei jeweils für Modernisierung. Als die Figuren um 1260 geschaffen wurden, war die Gotische Majuskel die moderne Schrift überhaupt. Demgegenüber implizierte die Moderne am Ende des 15. Jahrhunderts humanistische Einflüsse. Die Inschrift, die zu diesem Zeitpunkt entstand, dominiert den heutigen Eindruck. Sie stellt einen Kompromiss zwischen Traditionsbewusstsein und einem neuen humanistisch beeinflussten Schriftgeschmack dar.

---

26 Zur Kanonisation und Erhebung des Heiligen Benno zuletzt: Christoph Volkmar, »Ein Heiliger gegen die Reformation? Die Kanonisation Bennos von Meißen im Kontext der Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen«, in Kunde und Thieme, Schatz (Fn. 7), S. 180–193 sowie Claudia Kunde, »Erhoben zur Ehre der Altäre. Das Benno-Fest im Juni 1524 auf dem Meißner Burgberg«, in ebd., S. 228–247, bes. S. 299. Vgl. außerdem die Literaturangaben zum Baldachingrab in Fn. 8. Zur neuen Messordnung: CDSII, 3 (Fn. 7), Nr. 1513 sowie Hütter u. a., Forschungen, Bd. 1 (Fn. 21), S. 209 (Heinrich Magirus).

Sabine Zinsmeyer

## ›Monumenta frenzelorum‹<sup>1</sup>

Epigraphische Denkmale des Görlitzer Bürgers Hans Frenzel (1463–1526) und seiner Familie

Hans Frenzel (1463–1526) prägte nachhaltig die Geschichte seiner Stadt. Akten und Urkunden zeugen von ihm als Görlitzer Bürger und reichem Kaufmann; als Bauherr der Annenkapelle hat er ein sichtbares Denkmal hinterlassen. Aus historischer und kunsthistorischer Perspektive ist Frenzels Erbe bereits in Einzelstudien untersucht worden.<sup>2</sup> Die seit 2017 in Görlitz durchgeführte Inschriftenerfassung<sup>3</sup> bietet nun die Möglichkeit, den Blick auf die epigraphischen Denkmale zu richten, die bislang nicht oder nur am Rande Aufmerksamkeit erfahren haben.

Seit dem 13. Jahrhundert entwickelte sich aus der dörflichen Siedlung Görlitz im Markgraftum Oberlausitz<sup>4</sup> eine florierende Stadt. Sie lag strategisch

---

1 Der Titel ist angelehnt an den Titulus des Epitaphs für Peter Frenzel den Jüngeren († 1551) in Görlitz, Nikolaikirche, Westfassade. Siehe dazu weiter unten.

2 Christian Speer, »Vita mercatoris«. Die Autobiographie des Fernhändlers Hans Frenzel aus Görlitz«, in Lars-Arne Dannenberg und Dietrich Scholze (Hg.), *Stätten und Stationen religiösen Wirkens. Studien zur Kirchengeschichte der zweisprachigen Oberlausitz* (Schriften des Sorbischen Instituts 48), Bautzen 2009, S. 150–179; ders., *Frömmigkeit und Politik. Städtische Eliten in Görlitz zwischen 1300 und 1550* (Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit 8), Berlin 2011, bes. Kapitel 1.4, S. 106–127; Markus Leo Mock, »Die Annenkapelle in Görlitz – Stiftung und Motivation«, in Tomasz Torbus (Hg.), *Die Kunst im Markgraftum Oberlausitz während der Jagiellonenherrschaft* (Studia Jagellonica Lipsiensia 3), Ostfildern 2006, S. 139–148; Angelica Dülberg, »Die illusionistischen Wandmalereien in der sogenannten Schatzkammer des Hans Frenzel in Görlitz«, in ebd., S. 149–162; dies., »Verborgene und wenig bekannte Schätze der sächsischen Kunst. Wandmalereien des 13. und 16. Jahrhunderts in Battaune und Görlitz«, in *Denkmalpflege in Sachsen* (2000), S. 51–62; Peter Wenzel, »Hans Frenzel – genannt ›der Reiche‹ (1463–1526), Bauherr der Annenkapelle«, in *Denkmalpflege in Görlitz 12* (2003), S. 5–8.

3 Die Inschriftenerfassung erfolgt im interakademischen Projekt »Die Deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit«, [www.inschriften.net](http://www.inschriften.net) (29.8.2020) und wird von der Dresdner Arbeitsstelle realisiert: [www.saw-leipzig.de/inschriften](http://www.saw-leipzig.de/inschriften) (29.8.2020). Der Band *Die Inschriften der Stadt Görlitz* wird die Inschriften der Altstadt und der historischen Vorstädte bis zum Jahr 1650 erfassen. Projektbeginn war 2017.

4 Görlitz lag im Markgraftum Oberlausitz bzw. der Mark Budissinensis, die seit 1158

günstig an der Kreuzung zweier Handelsstraßen, einer Nord-Süd-Verbindung und der Ost-West-Route, der *Via regia*<sup>5</sup>. 1303 erhielt Görlitz die Obergerichtsbarkeit für die Stadt und die umliegenden Orte und wurde damit unabhängig vom landesherrlichen Vogteigericht.<sup>6</sup> 1339 kam Görlitz in den Besitz des Stapelrechts für das Färbemittel Waid und der Fernhandel in der Sechsstadt gedieh prächtig.<sup>7</sup> Kaufleuten bot die Stadt zahlreiche Entfaltungsmöglichkeiten. Mit dem erwirtschafteten Geld erwarben sie politischen Einfluss und umfangreichen (Land-)Besitz. Görlitz war um 1500 zur wichtigsten Handelsstadt zwischen Erfurt und Breslau avanciert.<sup>8</sup> Vor diesem Hintergrund und der politischen Sonderstellung der Oberlausitz ist der Aufstieg Hans Frenzels zu betrachten.

---

unter der Hoheit der böhmischen Herrscher stand, 1253 kam dieses Gebiet kurzzeitig unter askanische Herrschaft. Von 1319 bis 1635 war es Nebenland der Böhmisches Krone, deren Könige zunächst die Luxemburger, dann die Jagiellonen und schließlich die Habsburger waren. 1635 wurde die Oberlausitz an das Kurfürstentum Sachsen angeschlossen. Lenka Bobková, »Die Beziehungen zwischen Nordböhmen und der Oberlausitz bis zur Inthronisation der Jagiellonen«, in Torbus (Hg.), *Die Kunst im Markgraftum Oberlausitz* (Fn. 2), S. 21–25, hier S. 21. – Die Oberlausitz wurde von den Landständen regiert und verwaltet: einerseits dem Adel und den Klöstern bzw. Stiften, andererseits den Sechsstädten Görlitz, Bautzen, Kamenz, Zittau, Löbau und Lauban. Der königliche Statthalter hatte seinen Sitz in Bautzen. Er wurde vom Landesherrn ernannt und von den oberlausitzischen Landständen angenommen bzw. abgelehnt. Die aus den adligen Landständen gewählten Ältesten kontrollierten ihn. Der Sechsstädtebund war 1346 als Landfriedensbündnis gegründet worden. Speer, Frömmigkeit und Politik (Fn. 2), S. 14.

5 *Via Regia. 800 Jahre Bewegung und Begegnung. Katalog zur 3. Sächsischen Landesausstellung »Via Regia – 800 Jahre Bewegung und Begegnung«*, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Görlitz, 21. Mai bis 31. Oktober 2011, hg. von Roland Enke, Dresden 2011; *Menschen unterwegs. Die Via Regia und ihre Akteure. Essayband zur 3. Sächsischen Landesausstellung*, hg. von Winfried Müller, Dresden 2011.

6 Im Mittelalter gehörten 256 Ortschaften zum Weichbild der Stadt. Speer, Frömmigkeit und Politik (Fn. 2), S. 328 mit Fn. 28.

7 Norbert Kersken, »Die Oberlausitz von der Gründung des Sechsstädtebundes bis zum Übergang an das Kurfürstentum Sachsen (1346–1635)«, in Joachim Bahlcke (Hg.), *Geschichte der Oberlausitz. Herrschaft, Gesellschaft und Kultur vom Mittelalter bis zum Ende des 20. Jahrhunderts*, 2. durchgesehene und erweiterte Aufl., Leipzig 2004, S. 99–142, hier S. 115.

8 1426 hatte die Stadt ca. 7.800 Einwohner, 1472 ca. 8.300 und 1533 etwa 10.600. Dabei sind die Einwohner der Vororte eingerechnet. Angaben nach Richard Jecht auf Grundlage der Görlitzer Geschossbücher, Richard Jecht, »Wie lassen sich die Görlitzer Geschossbücher für die einheimische Geschichtsschreibung nutzbar machen?«, in *Neues Lausitzisches Magazin, Neue Folge* 72 (1896), S. 284–292, hier S. 289 ff. Kersken, *Die Oberlausitz* (Fn. 7), S. 112 gibt niedrigere Zahlen an.

## Die Familie Frenzel

Hans Frenzel (vgl. Stammbaum, Abb. 1) wurde 1463 in Görlitz geboren. Dazu sagt er in seiner Autobiographie:

*»Meynne Uhrelde[r]n sindt von der Sittaw [Zittau] gen Görlicz kommen, hatt geheißten Francze Morgensin. Darnach hat ehr ein Sohn gehabet, [...], hat geheißten Hans, den haben die nachbar Kindt [und] andere Leutte geheißten Frenzels Hans. Dieser mein Großvater hat ein Sohn gehabt, den hat er auch Hans laßen heyßen. Das ist mein Vater gewest, den hat man auch geheyyßen Frenzels Hans. Also hat mich auch niemandt anders geheyyßen. Denn Hanns Frenzel ist auch ein gutter Nahme [...]«<sup>9</sup>*

Hans Frenzels Vater war Weißgerber. Seinen Sohn schickte er im Alter von sieben Jahren zunächst für vier Jahre in Görlitz, anschließend für zwei Jahre in Posen (Poznań, Republik Polen) zur Schule. Dort schloss sich eine Ausbildung bei dem Schöppenschreiber Jorge Koler an. Im Gegenzug wurde Kolars Sohn bei Frenzel dem Älteren in Görlitz unterwiesen.<sup>10</sup> Nach dem Tod Jorge Kolars begann für Frenzel den Jüngeren eine achtjährige Lehre beim Kaufmann Paul Welcker in Posen. Welcker begleitete er auf seinen Geschäftsreisen durch Polen und Schlesien.<sup>11</sup> Dabei lernte Frenzel die polnische Sprache und knüpfte wohl schon die ersten Geschäftskontakte. 1484 kehrte er nach Görlitz zurück, wo er zunächst zehn Jahre das Geschäft seines Vetters Peter Frenzel führte, der ebenfalls Handelsmann war. In dieser Zeit bereiste Hans Frenzel die großen Märkte Posen, Breslau und Gnesen (Poznań, Wrocław, Gniezno, Republik Polen) sowie Leipzig.<sup>12</sup> Bereits zu Ansehen und Wohlstand gelangt heiratete er 1493 Anna, die Tochter des begüterten Görlitzer Bürgers und Ratsherrn Caspar Tillicke. Als Tillicke 1498 starb, vererbte er der Tochter und dem Schwiegersohn unter anderem sein Haus am Untermarkt 5, daneben Friedersdorf und einen Teil von Girbigsdorf (beide bei Görlitz). In den folgenden Jahren sollte Frenzel noch das Dorf Königshain, einen Teil von Markersdorf, das Gut Kunnersdorf und die Dörfer Langenau, Lissa, Zodel, Schützenhain, Liebsstein, Schönberg und Halbendorf erwerben.<sup>13</sup>

---

9 Speer, Vita mercatoris (Fn. 2), S. 165. Interessant ist der Vergleich mit Lk. 1, 60–63: ›Aber seine Mutter antwortete und sprach: Nein, sondern er soll Johannes heißen. Und sie sprachen zu ihr: Ist doch niemand in deiner Verwandtschaft, der so heißt. Und sie winkten seinem Vater, wie er ihn nennen lassen wollte. Und er forderte eine kleine Tafel und schrieb: Er heißt Johannes. Und sie wunderten sich alle.‹

10 Speer, Vita mercatoris (Fn. 2), S. 166.

11 Ebd.

12 Ebd., S. 167.

13 Halbendorf = Mała Wieś Dolna, Langenau = Dłużyna, Lissa = Lasów, Schönberg

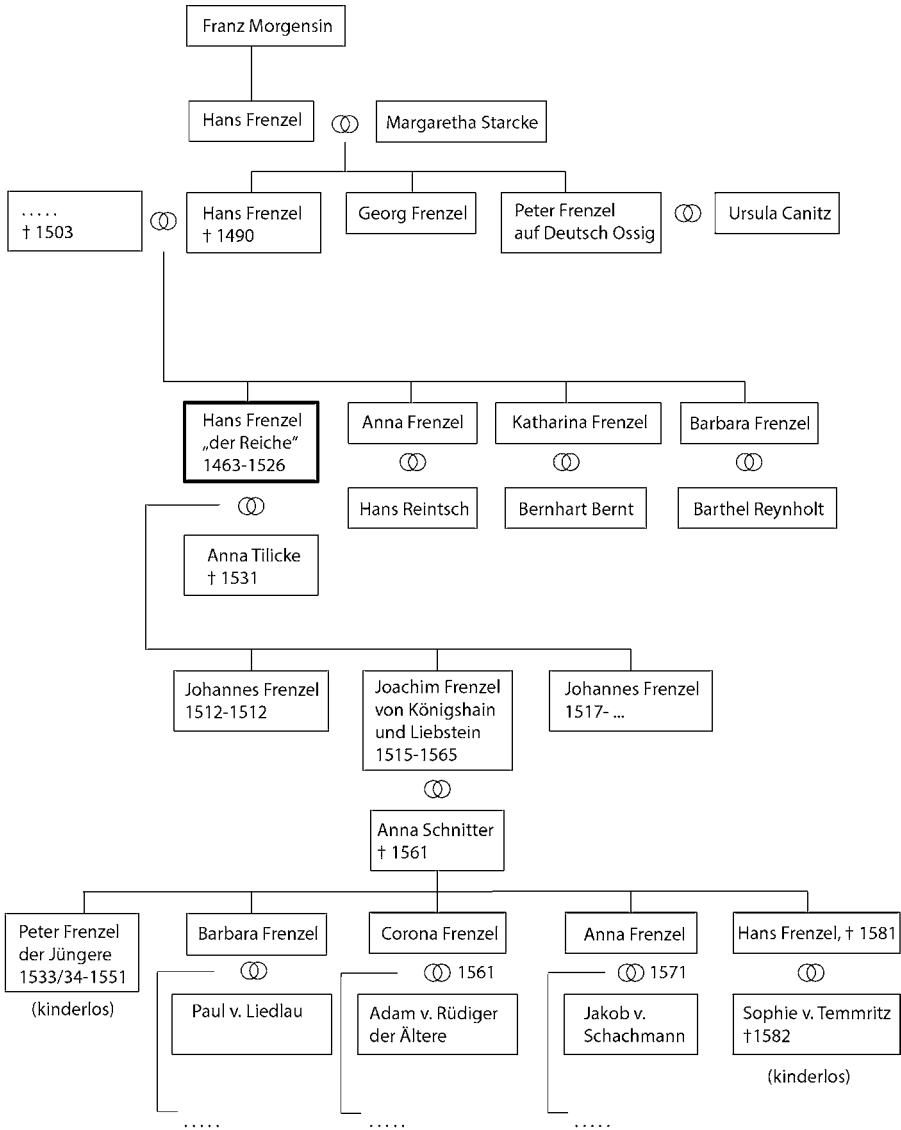


Abb. 1: Stammbaum der Familie Frenzel, nach Christian Speer, »vita mercatoris« (Fn.2), S. 179, Ergänzungen: Sabine Zinsmeyer.

= Piaseczna, Schützenhain = Strzelno, jeweils Republik Polen. Speer, Frömmigkeit und Politik (Fn.2), S. 108; Paul Fritsch, *Alte Görlitzer Geschlechter und die Wappen derselben nebst einem Verzeichnis aller bisherigen Bürgermeister von Görlitz*, Görlitz 1892, S. 18.

## Das Wohnhaus Untermarkt 5

### 1. Die Heiligenfiguren

Das Tillicke-Haus am Untermarkt 5 war baufällig und wurde von Hans Frenzel für 1.600 ungarische Gulden erneuert.<sup>14</sup> Eine Zeichnung in den Görlitzer Sammlungen für Geschichte und Kultur von Johann Gottfried Schultz zeigt die Fassade des noch heute erhaltenen Hauses vor der Umgestaltung um 1790.<sup>15</sup> Dort ist der Giebel mit Astwerk und Heiligenfiguren auf Konsolen geschmückt. Bei den Heiligen handelte es sich um Georg, die Muttergottes mit Jesuskind im Strahlenkranz und Johannes den Täufer. Ihnen kamen Schutzaufgaben zu; Johannes der Täufer war zugleich Namenspatron des Hausherrn – Hans bzw. Johannes Frenzel.

Einige Ansichten aus dem 19. Jahrhundert bilden die Johannesfigur mit einer Inschrift ab. So auch eine detaillierte Zeichnung von Christoph Nathe. Dort erscheint die Inschrift als merkwürdige Mischform aus Gotischer Minuskel und Fraktur mit Einzelbuchstaben der Unziale. Handelt es sich hierbei um das Unvermögen des Zeichners oder um die Abbildung der Realität? Der Text lautet:

»*kren. nolite omni / spiritui credere*«.<sup>16</sup>

»*kren.*« ist verlesen und sollte »*karissimi*« (*carissimi*) heißen. Zitiert ist der Beginn des 4. Kapitels des 1. Johannesbriefs: »*Carissimi, nolite omni spiritui credere, sed probate spiritus si ex Deo sint: quoniam multi pseudoprophetae exierunt in mundum.*«<sup>17</sup> Da zwar die Skulptur erhalten, die dazugehörige Inschrift aber verloren gegangen ist,<sup>18</sup> sind wir auf die kopiaalen Quellen angewiesen. Vor allem für das 19. Jahrhundert gilt dabei besondere Vorsicht, da es durch die Tendenz zum »schöneren Mittelalter« geprägt war. So sind in der Absicht, »echte Historie« abzubilden, häufig rekonstruierende und idealisierende Ansichten von Kirchen, Grabsteinen etc. angefertigt worden. Im Fall der Johannesfigur vom Untermarkt 5

---

14 Speer, *Vita mercatoris* (Fn. 2), S. 168.

15 Johann Gottfried Schultz, Großmannsches Haus, um 1790, in *Zeichnungen* Band 3 (1784–1804), Bl. 17, Görlitzer Sammlungen für Geschichte und Kultur (nachfolgend Gösam).

16 Christoph Nathe, *Der Täufer Johannes*, 1800. Gösam, Grafik Nr. 227–48.

17 Vul. 1. Joh. 4,1. »Ihr Lieben, glaubt nicht einem jeden Geist, sondern prüft die Geister, ob sie von Gott sind; denn viele falsche Propheten sind hinausgegangen in die Welt.«

18 Erhalten sind die Marienfigur und die Johannesfigur, allerdings in beschädigtem Zustand. Sie befinden sich heute in der Halle des Gebäudes Untermarkt 5. Die Georgsfigur ging verloren.

brachte eine weitere Zeichnung von Christoph Nathe nähere Informationen:<sup>19</sup> Nach dem Abbruch der gotischen Fassade um 1790 wurden die Skulpturen an verschiedenen Orten aufbewahrt. Der Johannes kam auf Anordnung des Ratsherrn Petri in einen Park nach Rauschwalde bei Görlitz. Dort wurde die Skulptur samt einem ebenfalls abgebrochenen Fenstergewände vom Untermarkt 5 aufgestellt. Auf Geheiß des Ratsherrn wurde in »Langobardischen Lettern« eine Inschrift gesetzt. »Langobardisch« bezeichnet hier eine nicht näher bestimmbare alte Schrift, der die Aufgabe zukam, mittelalterlich auszusehen. Eine Kunstschrift also, die der Zeichner gut getroffen hat. Für die Edition der Görlitzer Inschriften kommt diese Inschrift aufgrund der späten Entstehung demnach nicht infrage.

## 2. Die ›Schatzkammer‹ Hans Frenzels

Eine weitere Verschönerungsarbeit am Untermarkt 5 stellt die Verzierung eines circa 40 Quadratmeter großen Obergeschossraumes mit Seccomalereien dar. Die sogenannte Schatzkammer Hans Frenzels gehört »nicht nur zu den wenigen Zeugnissen ehemaligen beträchtlichen Wohlstands und einstigen bürgerlichen Kunstsinns, sondern stellt auch in kunsthistorischer Hinsicht das nördlich der Alpen selten überlieferte Beispiel einer ikonographisch und ikonologisch hochinteressanten, trotz Verlusten noch weitgehend erhaltenen malarischen Ausstattung eines herausgehobenen Raums im Kontext eines Bürgerhauses vom Beginn des 16. Jahrhunderts dar.«<sup>20</sup> Datiert werden die Malereien, deren Künstler wir nicht kennen, auf die Zeit zwischen 1500 und 1512.<sup>21</sup> Wohl zuerst entstand im südlichen Abschnitt der Westwand eine Darstellung der Heiligen Sippe, deren Zentrum die Gottesmutter Maria, die Gottesgroßmutter Anna und das Jesuskind bilden. Die fragmentarischen Inschriften nennen die Namen der abgebildeten Heiligen, ausgeführt in einer Gotischen Minuskel bzw. Mischminuskel. Bezüge zwischen dem Wandgemälde und den Hausbesitzern sind über die Namen der Heiligen gegeben: Sowohl die heilige Anna als auch Johannes der Täufer sind bildlich und inschriftlich präsent.

Sankt Anna wurde erst im 15. Jahrhundert populär. 1481 nahm Papst Sixtus IV. ihr Heiligenfest in das römische Brevier auf; alsbald folgten die meisten

---

19 Christoph Nathe, St. Johannes der Täufer, 1800, in Johann Gottfried Schultz, Die Sammlung von Ober-Lausitzischen, Schlesischen, Sächsischen und Böhmischem Alterthümern und Denckmählern, 2. Teil, Bl. 243, GöSam.

20 Dülberg, Illusionistische Wandmalerei (Fn. 2), S. 149.

21 Dies., Verborgene Schätze (Fn. 2), S. 53.

Diözesan- und Ordenskalender.<sup>22</sup> In Kursachsen wurde ihr Festtag, der 26. Juli, 1496 von Friedrich dem Weisen eingeführt, in Schlesien erfolgte die Einführung 1509.<sup>23</sup> 1496 und 1509 bilden damit einen zeitlichen Rahmen, der die kunsthistorische Datierung der Wandmalereien aus historischer Sicht unterstreicht. Die heilige Anna galt als besonders wirkmächtig, da, wie von verschiedenen zeitgenössischen Autoren propagiert, Jesus seiner Ahnin nichts verweigerte. Von ihr beschützte Personen erfuhren demnach auf jeden Fall Gottesmildtätigkeit:

»[...] *Nos prece poscimus, O matrona beata, Christus nil tibi denegat.*«<sup>24</sup>

In den Mirakeln wurde Sankt Annas Macht als unbegrenzt dargestellt.<sup>25</sup> Ihre Verehrung verspräche die Erfüllung unterschiedlichster Wünsche bereits im Diesseits, sei es der Wunsch nach Reichtum, Gesundheit oder Fruchtbarkeit.<sup>26</sup> Gerade letzteres war glaubhaft. Die weithin verbreitete »*Legenda Aurea*« beschreibt, wie Anna nach einer zwanzig Jahre währenden Kinderlosigkeit in der Ehe mit Joachim die Tochter Maria gebar.<sup>27</sup> Verschiedene Annenmirakel griffen das Thema der Fruchtbarkeit auf. Gläubige, die Sankt Anna genügend verehrten, würden mit Nachwuchs gesegnet (und ebenso könnte unzureichende Verehrung zu Unfruchtbarkeit führen).<sup>28</sup> Möglicherweise hat gerade dieser Aspekt die Frenzels dazu bewogen, die heilige Anna im Kreis ihrer Familie abzubilden. Denn seit der Eheschließung waren sie kinderlos geblieben.

Die Malereien der »Schatzkammer« sind damit noch nicht vollends betrachtet. An der Nordwand ist die Verehrung des Christuskindes durch die Heiligen Drei Könige gezeigt. In kleineren Nischen sind die Heiligen Christophorus, Onophrius und Hieronymus – allesamt Schutzpatrone der Händler, Kaufleute und Reisenden – sowie die heilige Maria im Strahlenkranz dargestellt. Der nördliche Teil der Westwand und die Ostwand sowie das Gewölbe sind mit einer illusionistischen Wandmalerei geschmückt (Abb. 4). Über einer Brüstung, die mit kostbaren Stoffen behangen ist, sind Früchte ausgelegt, um die sich Vögel versammeln. Dazwischen stehen leere und gefüllte Vasen; die

---

22 Angelika Dörfler-Dierken, *Die Verehrung der heiligen Anna in Spätmittelalter und früher Neuzeit* (Forschungen zu Kirchen- und Dogmengeschichte 50), Göttingen 1992, S. 70, 73.

23 Ebd., S. 73 f.

24 »Wir fordern durch Bitten, glückselige Ehefrau, Christus verweigert dir nichts.« Dörfler-Dierken, *Die Verehrung der heiligen Anna* (Fn. 22), S. 196.

25 Ebd., S. 229.

26 Ebd., S. 202, 210.

27 *Die Legenda Aurea des Jacobus de Voragine. Aus dem Lateinischen übersetzt von Richard Benz*, 13. neugesetzte Aufl., Gütersloh 1999, S. 520–529.

28 Dörfler-Dierken, *Die Verehrung der heiligen Anna* (Fn. 22), S. 161, 236, 251.



Gefüllten weisen Inschriften auf (Abb.2). Beginnend im Westen sind reihum die Worte zu lesen:

›AVE . GRACIA .‹ // ›MARIA . IH(ES)VS‹ // ›regnis [...]‹<sup>29</sup> // ›anna . maria .‹ //  
›REGINA CELI / ave‹ // ›MARIA .‹<sup>30</sup>

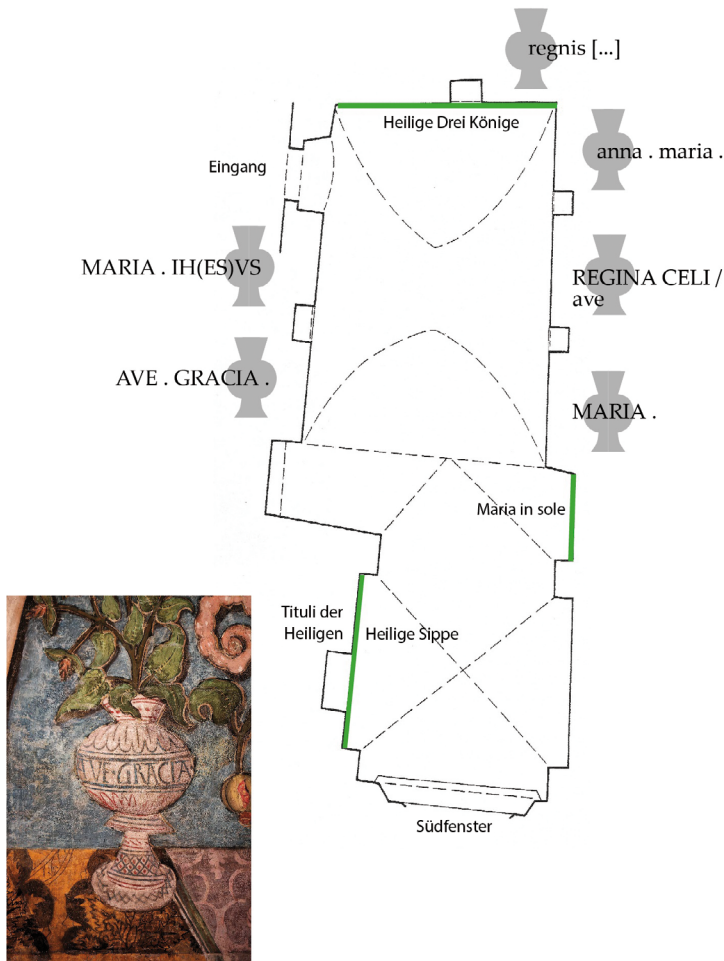


Abb.2: Inschriften in der ›Schatzkammer‹ Hans Frenzels, Görlitz, Untermarkt 5. Grundriss: Angelica Dülberg, Ergänzungen: Sabine Zinsmeyer.

29 Diese Vase befindet sich auf der Nordwand, in der unteren linken Ecke der ›Heiligen Drei Könige‹.

30 ›Sei begrüßt Begnadete // Maria . Jesus // Königtum [Herrschaften, evtl. Thron, jeweils im Dat./Abl. Pl.] [...] // Anna . Maria . // Königin des Himmels / Gegrüßt seist du // Maria.‹

Es erscheint plausibel, die Grußformel an den Anfang der Inschrift zu setzen, jedoch kann eine andere Lesart noch nicht ausgeschlossen werden. Als Schriftarten wurden die Frühhumanistische Kapitalis und die Gotische Minuskel verwendet, die gleichfalls zur Datierung der Malereien passen.

Der Text lässt zunächst an die Gruß- und Verkündigungsworte des Erzengels Gabriel im Lukasevangelium denken: »*Ave gratia plena: Dominus tecum: benedicta tu in mulieribus.*«<sup>31</sup> Bildliche Bezüge finden sich in den Malereien allerdings nicht. Genauso wenig passen die übrigen Vasenaufschriften zu dieser Deutung. Daher war als nächstes die Möglichkeit zu prüfen, ob es sich bei den Inschriften um einen Teil eines Gebets handelt. So konnte ein Zusammenhang zu einem Rosenkranzgebet in Frage kommen, zumal sich eine bildliche Darstellung eines Korallenrosenkranzes an der südlichen Westwand zentral in der Hand Mariens findet. Daneben ist die heilige Maria im Strahlenkranz (*Maria in sole*) in einer Nische an der Ostwand abgebildet, zusammen mit einem Specht, der als unablässiger Klopfer für das Beten ohne Unterlass steht.<sup>32</sup>

Das Rosenkranzgebet, welches schon seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar ist,<sup>33</sup> erfuhr im 15. Jahrhundert große Beliebtheit. Erhöht wurde es zusätzlich durch das Aufkommen der Rosenkranzbruderschaften, deren Mitgliedern Papst Sixtus IV. im Jahr 1478 Ablass für das Beten des Rosenkranzes gewährte.<sup>34</sup> Beim Rosenkranz wurden 150 Ave Maria gebetet, wobei nach je zehn Ave ein Vaterunser eingeschoben wurde – die Abfolge bezeichnete man als sogenannten Psalter, Marienpsalter oder als Rosarium.<sup>35</sup> Dass diese Psalter nicht statisch, sondern individuell gestaltbar waren, schreibt ein Brigittinermonch aus Maihingen: »*Viele fromme Leute fügen zu jedem Ave Maria ein Ereignis aus*

---

31 Vul. Luk 1, 28.

32 Dülberg, Illusionistische Wandmalerei (Fn. 2), S. 152. Die Malerei ist im Mittelteil durch einen vertikal verlaufenden Putzverlust stark beschädigt, aber dennoch gut erkennbar.

33 Moritz Jäger, »Das Rosenkranzgebet. Texte, Bilder und Objekte aus niedersächsischen Frauenklöstern«, in Britta-Juliane Kruse (Hg.), *Rosenkränze und Seelengärten. Bildung und Frömmigkeit in niedersächsischen Frauenklöstern* (Ausstellungskataloge der Herzog-August-Bibliothek 96), Wiesbaden 2013, S. 101–108, hier S. 102.

34 Viliam Štefan Dóci, *Die Seelsorgliche Tätigkeit der Kaschauer Predigerbrüder. Ein Dominikanerkonvent im Ambiente von Pfarrei, Stadt und Staat im 18. Jahrhundert* (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens, Neue Folge 23), S. 90 f.

35 Stephan Beissel, *Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters. Ein Beitrag zur Religionswissenschaft und Kunstgeschichte*, Freiburg/Breisgau 1909, S. 511–513. Abweichend Bezeichnung für ein Rosarium für fünf Vaterunser mit 50 Ave Maria, wobei drei Rosaria als ein Psalter bezeichnet wurden, ebd., S. 513. Jäger, Rosenkranzgebet (Fn. 33), S. 103.

*Christi Leben bei und beten so mit rechter Andacht.*«<sup>36</sup> Rosenkranzgebete, wie das unter Papst Sixtus IV. entstandene »*Ave sanctissima Maria, mater dei, regina caeli, porta paradisi [...]*«, wurden in bestimmten Kontexten mit besonderen Ablässen verbunden, kamen aber auch als einfache Gebete zum Einsatz.<sup>37</sup>

Ein konkretes Beispiel für diesen Rosenkranz, der mit Ablass bedacht wurde, ist ein Altarretabel in der Christophoruskirche in Rheinhausen (Lkr. Göttingen). Dort befindet sich der Anfang des Gebets auf den Innenseiten der Flügel und des Schreins. Eine abschriftlich überlieferte Urkunde aus dem Jahr 1499 belegt, dass jedem, der vor diesem Marienbildnis fünf Paternoster und fünf Ave Maria betete, 40 Tage Ablass gewährt wurden. Das Gebet, das auch vertont wurde,<sup>38</sup> war stets vor einem Marienbildnis auszuführen.<sup>39</sup> Diese Maßgabe war in Frenzels ›Schatzkammer‹ mit der Maria in sole an der Ostwand erfüllt. Dass der Sixtus-Ablass in Görlitz bekannt war, belegt zudem eine heute nicht mehr erhaltene, kopiaal überlieferte Inschrift der Görlitzer Frauenkirche. An einem Marienbild stand in »*Mönchsschrift*« (d.h. in Gotischer Minuskel):

*›ave sanctissima maria. mater. die. regina. coeli. porta. paradysi. domina. tuque. singularis. virgo. purissima. tu. concepisti. iesum. sine. peccato. tu. peperisti. creatorem. et saluatorem. mundi. tu. singularis. virgo. pura. in. qua. ego. non. dubito. ora. pro. me. iesum. benedictum. filium. tuum. et. libera. me. ab. omnibus. malis. amen. / wer. vor. disem. marien. bild. das. gebethe. spricht. der. hat. XI tausent. jor. ablas. vom. babst. sixto. 1491.‹*<sup>40</sup>

Nach einer anderen Quelle lautete die Inschrift:

36 Beissel, Verehrung Marias (Fn. 35), S. 513.

37 Andreas Uhr, »Kupferstiche mit Darstellungen der Mondsichelmadonna im Strahlenkranz, genannt »Maria in sole«, in Kruse, Rosenkränze und Seelengärten (Fn. 33), S. 290 f., Vgl. dazu unten Fn. 44.

38 *Die Inschriften des Landkreises Göttingen*, gesammelt und bearbeitet von Sabine Wehking (Die Deutschen Inschriften 66 = Göttinger Reihe 12), Wiesbaden 2006, Nr. 82, Kommentar und Fn. 15. Siehe dazu auch die online-Ausgabe: [www.inschriften.net/landkreis-goettingen/inschrift.html](http://www.inschriften.net/landkreis-goettingen/inschrift.html) (29.8.2020).

39 Ein um 1500 im Augustiner-Chorfrauenstift Heiningen entstandener Codex, der den »Sixtus-Rosenkranz« enthält, ist mit der Anweisung versehen, dass das Gebet vor einem Bildnis Maria in sole ausgeführt werden soll. Uhr, Kupferstiche (Fn. 37), S. 290.

40 Otto Jancke, Grabinschriften auf dem Kirchhof zu St. Nicolai in Görlitz, o.J. [vor 1870], Akc. 1948/198, Bl. 27, Universitätsbibliothek Breslau. Da die Gotische Minuskel keine Majuskeln besitzt, ist der Text hier, abweichend von der kopiaalen Überlieferung bei Jancke, ohne Majuskeln wiedergegeben; zu Ablassmissbräuchen: Nikolaus Paulus, *Geschichte des Ablasses am Ausgang des Mittelalters*, Bd. 3, 2. Aufl., Darmstadt 2000, Kapitel XVIII, S. 395–420, zu Sixtus IV. bes. S. 399 f.

»Sey gegrüset du heilige Mutter Gottes, du Königin der Himmels Pforten, du hast Jesum ohne Sünde gebohren den Schöpffer und Heyland der welt, du Pforte des Paradises, du sonderbahre reine Jungfrau, daran ich nicht zweiffle, bitt er für Mich Jesum, den gebenedeyten deinen Sohn, und erlöse mich von allen Ubel. Amen. / Wer bey dieser figur bey untergang der Sonne diß Gebete spricht, der hat XI. talent<sup>41</sup> ([...] o)<sup>42</sup> ablaß vom Babst Sixtv. / 1.5.0.8. / D. D. VIII.«<sup>43</sup>

Wenngleich die Idee eines ›Rosenkranzgebetsraumes‹ verlockend erscheint, ist sie nicht vollends schlüssig. Zunächst stellt sich die Frage, weshalb die Mariendarstellung (Maria in sole) nicht zentral auf einer großen Wand im Norden oder Westen erfolgte, sondern in einer schmalen Nische an der Ostwand. Man könnte dafür den Grund anführen, dass die kleine hochformatige Nische ein inniges Gebet unterstützte. Als nächstes ist nach der Übereinstimmung der Vasenaufschriften mit dem Rosenkranzgebet zu fragen. Aufgrund der vielen Gebetstextfassungen und der kurzen Inschriftentexte war es bislang nicht möglich, eine genaue Übereinstimmung zu finden.<sup>44</sup> Und schließlich besteht noch die Möglichkeit, dass die Inschriften und Symbole der ›Schatzkammer‹ nicht auf die heilige Maria allein, sondern ebenso auf die Gottesgroßmutter Anna verweisen. Während die heilige Maria in drei Bildern vertreten ist (Heilige Sippe, Heilige Drei Könige, Maria in sole), ist die heilige Anna zwar nur auf dem Bild der Heiligen Sippe zu sehen, doch verweisen Vasenaufschriften und -symbole gleichermaßen auf sie. So können die leeren Vasen mit der unfruchtbaren Anna und die gefüllten mit der Schwangerschaft Annas und Mariens in Verbindung gebracht werden. Ein als Einblattdruck und in Gebetssammlungen überliefertes Gebet, mit dem beide Heilige angerufen wurden, soll verdeutlichen, dass die Doppelanrufung nicht ungewöhnlich war:

---

41 Sic! Es müsste heißen »XI. tausent«, siehe dazu unten Fn. 43.

42 Eingeklammertes Wort mit drei oder vier Buchstaben, endend auf »o«. Wasserschaden.

43 »Ein altes Manuskript über Görlitzer Inschriften und Jakob Böhme«, o. J., Akc. 1948/154, Bl. 2b, Universitätsbibliothek Breslau. Laut Bleistiftnotiz auf dem Umschlag war der Urheber Christian Gabriel Funcke († 1740), was gut möglich ist. In jedem Fall handelt es sich (aktuell) um die älteste Überlieferung der Inschrift. Weitere, jüngere, Belege finden sich ebd. Otto Jancke, *Inscriptiones Gorlicenses*, o. J. [vor 1870], Akc. 1948/150, Bl. 8, dort »XI tausend Jor« und datiert in das Jahr »1491«, ebenso ebd. Akc. 1948/198 (Fn. 40), Bl. 27.

44 Herzlich gedankt sei Frau Professor Dr. Sabine Griese (Leipzig) für Hinweise zu diversen Einblattdrucken: Sabine Griese, *Text-Bilder und ihre Kontexte. Medialität und Materialität von Einblatt-Holz- und -Metallschnitten des 15. Jahrhunderts* (Medienwandel, Medienwechsel, Medienwissen: Veröffentlichungen des Nationalen Forschungsschwerpunkts »Medienwandel, Medienwechsel, Medienwissen, Historische Perspektiven« 7), Zürich 2011 und zu dem Sixtus IV. zugeschriebenen Ablassversprechen »Ave sanctissima Maria ...«

»Gegruszet bistu, Maria vol gnoden. Der herre mit dir. Deyne gnode sey mit my[r]. Gebenedeyet bistu under allen frawenn und gebenedeyet sey deynne heilige muter Anna, von welcher geboren ist ane sunde und ane unreinikeyt dein heiliger unnd gutiger leichnam, awsz welchem geborn ist Jhesus Christus. Am[en].«<sup>45</sup>

Obschon eine exakte Interpretation der Schatzkammerinschriften nicht möglich erscheint, wird die unlängst postulierte Verwendung des Raumes als privaten Andachtsraum durch die Inschriften unterstrichen.<sup>46</sup> Die Verwendung als Archiv, wie sie bereits angeführt wurde, muss dadurch nicht ausgeschlossen sein.<sup>47</sup> Sicher ist hingegen, dass der Raum nicht als Kapelle im kirchlichen Sinne diene, da eine Weihe nicht belegt ist.<sup>48</sup>

Nach dem Blick auf die Inschriften in Hans Frenzels Privaträumen, sollen seine Stiftungen im öffentlichen Raum betrachtet werden. Dazu zählt zunächst die Annenkapelle.

## Die Annenkapelle

1506 beantragte Hans Frenzel beim Rat den Bau einer Kapelle. Der Antrag wurde zunächst abgelehnt. Die Gründe dafür werden vielgestaltig gewesen sein. Die Einwölbung der Pfarrkirche St. Peter und Paul lag gerade einmal zehn Jahre zurück, die Fertigstellung der Heilig-Grabanlage vor der Stadt war noch nicht abgeschlossen und der Bau der seit 1452 neu errichteten Nikolaikirche stagnierte. Darüber hinaus waren um 1500 in der Stadt bereits 47 Geistliche tätig, darunter der Pfarrer, der Prediger und zahlreiche Altaristen.<sup>49</sup> Die Sorge seitens des Rates, wie eine weitere Großstiftung zu finanzieren und danach aufrecht zu erhalten sei, hatte demnach ihre Berechtigung. Daneben hat wohl Georg Emerich, der bis zu seinem Tod 1507 die Ratsentscheidungen mitlenkte,

---

dies., *Repertorium der textierten Einblatt-Holz- und Metallschnitte des 15. Jahrhunderts* (in Druckvorbereitung), hier die Nr. M-21, M-22 und M-23.

45 Dörfler-Dierken, Die Verehrung der heiligen Anna (Fn. 22), S. 17. *Einblattdrucke des 15. Jahrhunderts. Ein bibliographisches Verzeichnis*, hg. von der Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegendrucke (Sammlung Bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten 35/36 = 2. Ser. 19), Halle a. d. S. 1914, Nr. 642.

46 Dülberg, Illusionistische Wandmalerei (Fn. 2), S. 149.

47 Ebd.; dies., *Verborgene Schätze* (Fn. 2), S. 54.

48 Speer, Frömmigkeit und Politik (Fn. 2), S. 129f. Außerdem werden in der Meißner Bistumsmatrikel keine Hausaltäre oder Privatkapellen für Görlitz genannt. Walter Haupt, *Die Meißener Bistumsmatrikel von 1495* (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 4), Dresden 1968, S. 26f.

49 Mock, Annenkapelle (Fn. 2), S. 140.

großen Einfluss auf die Verweigerung des Kapellenbaus gehabt.<sup>50</sup> Tatsächlich wurde der Bau nach Emerichs Tod vom Rat genehmigt. Umstritten war nunmehr lediglich ihr Standort. Der vom Rat gewährte, ein Platz am Topfmarkt, sagte Hans Frenzel aufgrund der abseitigen Lage nicht zu. Schließlich erlangten 1508 die Parteien Einigkeit. Der Rat genehmigte das Vorhaben für den Bau der Kapelle auf dem Gelände des ehemaligen herzoglichen Schlosses<sup>51</sup> und der Meißner Bischof stimmte dem zu. Die Kapelle wurde an der Ausfallstraße gen Zittau, innerhalb der Stadtmauer errichtet.<sup>52</sup> Damit war sie das erste Gebäude, das Reisende in Richtung Stadt nach dem Stadttor passierten. Das Bauvorhaben wurde zügig vorangebracht. Die Hauptbauzeit muss zwischen 1508 und 1510 gelegen haben, wie eine ehemals »in der Kirche« befindliche Inschrift annehmen lässt:

*»An(n)o virginei partus MDX die IX mense Oct(o)br(is) erectum est hoc praesens pin(n)aculum hujus templi. Haec praesens ecclesia videlicet honestissimae magnae Matronae, beatissimae An(n)ae fundata, nec non omnino a novo erecta est per me I(ohannem) Frenzeln concivem Gorlic(ensem) A(nno) M.D.IIXmo.«<sup>53</sup>*

1512 wurde die Kapelle im Auftrag des Meißner Bischofs geweiht.<sup>54</sup>

Die Kapelle ist außen wie innen sparsam mit bauplastischem Schmuck verziert. An der Fassade gen Osten und Nordosten stehen sieben Skulpturen auf Konsolen. Sechs von ihnen entstammen der Heiligen Sippe und gruppieren sich um die heilige Anna selbdritt. Bei der siebenten Figur handelt es sich um den heiligen Laurentius. Unterhalb der Anna-selbdritt-Gruppe ist die mit Hans Frenzel in Verbindung stehende Inschrift angebracht: Ausgerichtet zur Straße findet sich ein Engel als Schildhalter, der die Hausmarke Hans Frenzels und

---

50 Speer, Frömmigkeit und Politik (Fn. 2), S. 123. Emerich war 1483/84 und 1488/89 Bürgermeister, ebd. S. 140.

51 Der Bau des Schlosses war 1369 begonnen worden. Es diente dem einzigen Herzog von Görlitz, Herzog Johann († 1396), als Residenz. 1474 wurde es abgebrochen. Richard Jecht, *Geschichte der Stadt Görlitz*, Bd. 1,2, Görlitz 1927–34, S. 425, 428. Für den Hinweis danke ich ganz herzlich Dipl.-Historikerin Ines Haaser (Görlitz).

52 Mock, Annenkapelle (Fn. 2), S. 140 f. Speer, *Vita mercatoris* (Fn. 2), S. 170.

53 ›Im Jahr der jungfräulichen Geburt 1510, am 9. Oktober, wurde der sichtbare Giebel dieser Kirche errichtet. Diese Kirche hier wurde nämlich der hochverehrten großen Frau, der allerheiligsten Anna gebaut und auch völlig neu errichtet durch mich Johannes Frenzel, Görlitzer Mitbürger, im Jahr 1508.‹ Lateinischer Text in Akc. 1948/150 (Fn. 43), Bl. 21. Ob das bei Speer, *Frömmigkeit und Politik* (Fn. 2), S. 113 zitierte und wortgleiche (!) Inschriftenfragment, das nach Mylius' Annalen im Turmknauf aufgefunden wurde, ein und dieselbe Inschrift ist, ist unklar.

54 Speer, *Vita mercatoris* (Fn. 2), S. 170 mit Fn. 104. Die Weihe erfolgte durch den Halberstädter Weihbischof.

seine Initialen »H. F.« trägt (Abb. 3). Im Innenraum sind dieselben Initialen mit eben der Hausmarke auf dem Chorschlussstein zu sehen. Die übrigen Schlusssteine tragen die Namen der Evangelisten und des Baumeisters Albrecht Stieglitzer. Verwendung fand hier nochmals die Frühhumanistische Kapitalis.



Abb. 3: Initialen und Hausmarke Hans Frenzels an der Annenkapelle. Umzeichnung Sabine Zinsmeyer.

Frenzel stattete die Kapelle mit allem Notwendigen für die Liturgie aus, angefangen bei der Finanzierung von sechs Priestern, die an drei Altären ihren Dienst verrichteten.<sup>55</sup> Ihre Hauptaufgabe bestand darin, wöchentlich 30 Messen für die Familie Frenzel zu lesen.<sup>56</sup> Jeder der Priester wurde mit jährlich 30 Mark Zinsen ausgestattet.<sup>57</sup> Zur Stiftung gehörten außerdem sechs Messgewänder und für jeden der drei Altäre ein Kelch, ein Altartuch,<sup>58</sup> ein Retabel, eine Glocke und ein Messbuch. Die Kapelle erhielt eine Orgel und ein großes Kreuzifix<sup>59</sup>. 1520 genehmigte der Rat zudem den Bau eines Priesterhauses gegenüber von St. Annen, ebenfalls von Frenzel finanziert.<sup>60</sup> Die Kapelle besaß außerdem elf kostbare Reliquien, die noch 1562 vorhanden waren, als der Rat ein Inventar anfertigte. Sie befanden sich in einem Säckchen, welches selbst ein Heiligtum war: ›Es war gefertigt vom Schweißtuch, das der heilige Johannes am Grab von Jesus vorfand.<sup>61</sup> Denkbar ist, dass es sich bei den untenstehen-

55 Ebd., S. 170 f.

56 Ebd., S. 156.

57 Ebd., S. 171.

58 Mock, Annenkapelle (Fn. 2), S. 143: »3 tomaschkene« (damastene) – da es sich nicht um Messgewänder handelt und die Anzahl zu den Altären passt, sind es wahrscheinlich Altarbekleidungen.

59 Speer, Vita mercatoris (Fn. 2), S. 171; ders., Frömmigkeit und Politik (Fn. 2), Edition Anhang B, 12, S. 558 f.

60 Speer, Frömmigkeit und Politik (Fn. 2), S. 116.

61 Paraphrasiert nach Akc. 1948/150 (Fn. 43), Bl. 16. Joh. 20,5–7.

den Texten um Aufschriften auf den Reliquien beigefügten Pergament- oder Papierzettelchen handelte.<sup>62</sup> Möglicherweise prägte aber der Rat die Formulierungen, die er dann dem Inventar als Beschreibung beigab:

*»de loco ubi natus fuit Johan(n)es Baptista /  
de loco sepulturae Mariae virginis /  
de loco schepulchri<sup>63</sup> domini /  
de loco ubi Maria obiit /  
de loco ubi nata fuit virgo Maria superbenedicta /  
de loco ubi Christus flevit super Hierosolyma desum /  
de loco de monte Sinai /  
de loco de porta aurea Hierusalem /  
de loco de sepulchro<sup>64</sup> – von der unschuldigen Kirchen Begrebniß [...]»<sup>65</sup> /  
de loco ubi Christus fuderit sanguinem /  
de loco ubi Christus est crucifixus«<sup>66</sup>*

Auf welchem Weg die Reliquien nach Görlitz gelangt waren, ist nicht bekannt.

Die mobile Ausstattung der Kapelle ist verloren. Die Retabel, darunter der Hauptaltar St. Annen, kamen nach der Reformation in die Hauptkirche St. Peter und Paul, wo sie 1691 einem Brand zum Opfer fielen.<sup>67</sup> Das große Kruzifix kam 1559 ebenfalls dorthin. Der chronikalischen Überlieferung zufolge wurde es auf Geheiß Kaiser Rudolf II. als Geschenk an seine Mutter, Maria von Ös-

---

62 Nachrichten auf Papier oder Pergament zählen laut Definition der »Deutschen Inschriften« nicht zu den Inschriften, da sie normalerweise von einem Schreiber angefertigt wurden und in den Fachbereich der Paläographie fallen. Rudolf M. Kloos, *Einführung in die Epigraphik des Mittelalters und der frühen Neuzeit*, Darmstadt 1980, S. 1–4.

63 Sic!

64 Nachfolgender Text am rechten Rand, auf selber Höhe.

65 Unleserlich.

66 Akc. 1948/150 (Fn. 43), Bl. 16. Die Überlieferung ist als Liste von »a« bis »l« geführt; die Buchstaben wurden hier weggelassen. Übersetzung: »von dem Ort, an dem die Geburt Johannes des Täufers stattgefunden hat / von dem Ort des Grabes der Jungfrau Maria [Kidrontal bei Jerusalem] / von dem Ort des Grabes des Herrn [Jerusalem; Joh. 19,41] / von dem Ort, an dem Maria starb [Jerusalem] / von dem Ort, an dem die Geburt der höchstgepriesenen Jungfrau Maria stattfand [Jerusalem] / von dem Ort, an dem Christus über Jerusalem weinte, bin ich [Ölberg bei Jerusalem; Mt. 23,37] / von einem Ort vom Berg Sinai [Mosesberg] / vom Ort der Goldenen Pforte in Jerusalem / vom Ort des Grabes – »von der unschuldigen Kirchen Begrebniß« [Stelle unklar] / von dem Ort, an dem Christus Blut vergossen habe [Formulierung unklar] / von dem Ort, an dem Christus gekreuzigt wurde [Golgatha bei Jerusalem]«.

67 Mock, Annenkapelle (Fn. 2), S. 139. Speer, Frömmigkeit und Politik (Fn. 2), S. 127.



terreich, nach Madrid gebracht. Dort ist es nicht mehr aufzufinden.<sup>68</sup> Was mit den Kelchen und anderen Wertgegenständen geschah, ist unbekannt, auch ob diese Inschriften getragen haben. Anzunehmen ist dies besonders für die Kelche. Vielleicht befand sich auf ihnen gleichfalls die Frenzelsche Hausmarke. Womöglich trugen die Retabel Stifterinschriften, wie ein zeitgenössisches Beispiel aus Görlitz nahelegt. Die von Georg Emerich 1492 gestiftete Beweinungsgruppe für einen Nebenaltar der Klosterkirche, trägt die hexametrische Inschrift:

»Anno d(omi)nia .1.4.9.2.// Sit pius ille mihi: Quem fles// dulcissima virgo//  
Aucto(r) e(r)at geo(r)gi(us) emrich«<sup>69</sup>

Von der späteren Ausstattung der Annenkapelle sind dann wieder Inschriften überliefert, doch stehen diese in keinem Zusammenhang mit der Frenzelschen Stiftung.

Die Motivation für die Stiftung der Annenkapelle benennt Hans Frenzel in seiner Autobiographie. Er habe sie aus »*Eingebung des allmächtigen Gottes*« errichtet, da er viel verdient habe, dies bereit sei auszugeben und seine Frau nach 14 Jahren Ehe noch nicht schwanger geworden sei. Er habe das Geld genommen und mit Zustimmung des Rates zur Ehre Gottes, der heiligen Mutter Maria und der heiligen Großmutter Anna die Kapelle gebaut.<sup>70</sup> Der letzte Teil der Aussage deckt sich mit der kopiaal überlieferten Stifterinschrift in der Kapelle. Einem Mirakel gleich war die Stiftung schon erfolgreich, bevor in der Kapelle Messen gehalten wurden. Denn Anna Frenzel gebar nach 18 Jahren kinderloser Ehe zwischen 1512 und 1517 drei Söhne, von denen der zweitgeborene, Joachim, das Erwachsenenalter erreichte.<sup>71</sup>

Im Februar 1513 bestätigte der Meißner Bischof die Lehen und die Subsidiertaxierung der Altäre in der Annenkapelle.<sup>72</sup> Im Juli desselben Jahres wurde ein Vertrag zwischen den Verwesern der Priesterbruderschaft und Hans Frenzel über die Bepfründung der Altaristen in Sankt Annen geschlossen.<sup>73</sup> Damit konnte der liturgische Dienst aufgenommen werden. Legate erhielt die Kapelle

68 Speer, *Vita mercatoris* (Fn. 2), S. 171, Fn. 109.

69 ›Im Jahre des Herrn 1492// Süßeste Jungfrau, der sei mir gnädig, den du beklagst// Der Stifter war Georg Emerich.‹ – Henning Ohst M. Ed. sei für den Hinweis auf das Versmaß gedankt.

70 Speer, *Vita mercatoris* (Fn. 2), S. 170.

71 Ebd., S. 173.

72 Speer, *Frömmigkeit und Politik* (Fn. 2), Regest Anhang B, 16, S. 560. Vgl. Haupt, *Bistumsmatrikel* (Fn. 48), S. 26 f.

73 Speer, *Frömmigkeit und Politik* (Fn. 2), S. 115.

dann auch von anderen Görlitzer Bürgern.<sup>74</sup> Nicht viel später gelangte reformatorisches Gedankengut in die Oberlausitz und Hans Frenzel soll einer der ersten Görlitzer Bürger gewesen sein, die das Abendmahl 1525 in beiderlei Gestalt empfangen.<sup>75</sup> Wohl unter dem Einfluss der lutherischen Reformation übertrug Anna Frenzel nach dem Tod ihres Mannes 1526 dem Rat verschiedene Rechte an der Kapelle, bevor der Sohn Joachim nach dem letzten Willen der Mutter 1531 die Kapelle dem Rat vollends überschrieb.<sup>76</sup>

## Die Nikolaikirche

Bei dem zweiten großen Stiftungsprojekt Hans Frenzels handelt es sich um die Finanzierung, die zur Fertigstellung der Nikolaikirche führen sollte. Der Neubau war 1452 begonnen worden.<sup>77</sup> Die Priorität des Rates lag Ende des 15. Jahrhunderts hingegen auf der Erneuerung der Hauptkirche St. Peter und Paul sowie auf der Heilig-Grabanlage. Die Baustelle, der als Begräbniskirche genutzten St. Nikolaikirche, lag jahrzehntelang brach. 1515 schenkte Hans Frenzel dem Rat 400 Mark für Baumaterial und Arbeitslöhne.<sup>78</sup> Weitere 1.500 bis 2.000 Mark stellte er in Aussicht, so der Bau zügig voranging.<sup>79</sup> Die Stiftung stieß den Weiterbau tatsächlich an und es scheint, dass weitere Stifter und Stiftungsgruppen nachzogen. An der Südfassade der Kirche finden sich an einem Fenster die Jahreszahlen »1516«, zwischen zwei Weberschiffchen, und der Name »IH(ESUV)S« in Kombination mit der Jahreszahl »1520«. Das reich geschmückte, unvollendet gebliebene westliche Südportal wurde zwischen 1516 und 1524 mit einem Relief der Kreuzigung errichtet. Das Kreuz ist mit dem Titel »INRI« in Frühhumanistischer Kapitalis beschriftet, die Plinthe der neben dem Relief auf einer Konsole aufgestellten Figur der heiligen Katharina mit der Jahreszahl »1524«. Links und rechts der Kreuzigungsszene sind verkleinert und in betender Haltung ein Mann und eine Frau dargestellt. Aufgrund ihrer Stiftungstätigkeit werden sie mit Hans und Anna Frenzel in Verbindung gebracht.<sup>80</sup> Doch gilt das Portal als Stiftung des Görlitzer Pfarrers Martin

---

74 Ebd., S. 116–118.

75 Ebd., S. 125 mit Fn. 356. Als Datum für das erste Abendmahl in beiderlei Gestalt werden zwei Termine angeführt: 29.3.1526 (nach Scultetus), 30.4.1525 (nach Kämmel und Zobel); letzteres Datum ist nach Speer wahrscheinlicher, ebd. S. 368.

76 Speer, Frömmigkeit und Politik (Fn. 2), S. 125 f.

77 Jecht, Geschichte von Görlitz (Fn. 51), S. 746–751.

78 Speer, Vita mercatoris (Fn. 2), S. 158.

79 Ebd., S. 158.

80 Horst Wenzel (Bearb.), *St. Nikolai zu Görlitz. Gotteshaus und Kirchhof*, hg. von der

Schmied († 1520), der direkt davor begraben wurde.<sup>81</sup> Eine Verbindung zwischen Schmied und Frenzel hat es dennoch gegeben, denn Hans Frenzel war Schmieds Taufpate.<sup>82</sup> Initialen oder Hausmarken weist die Nikolaikirche nicht auf. Inscriptliche Bezüge zu Frenzels Stiftungstätigkeit fehlen.

Hans Frenzel starb 1526 und wurde auf dem Nikolaifriedhof begraben, dem ältesten und wichtigsten Friedhof von Görlitz.<sup>83</sup> Grab und Grabinschrift sind unbekannt. Ungeachtet dessen ist eine Nachricht zum Begräbnisort erhalten. Er und sein 1565 verstorbener Sohn Joachim wurden »*rechterhand neben dem Thore*«<sup>84</sup> begraben. Gemeint ist sicherlich das westliche Südportal, das zur Stadt hin ausgerichtete Hauptportal, von dem eben die Rede war. Die Gräber haben sich damit rechts vom Grab des Martin Schmied befunden. Noch um 1900 hingen an den Kirchenpfeilern links und rechts vom Portal Frenzel-Epitaphe, wie eine Fotoaufnahme von Robert Scholz zeigt:<sup>85</sup> Links eines für Peter Frenzel den Jüngeren († 1551)<sup>86</sup>, rechts für Joachim Frenzel († 1565) und seine Gemahlin Anna († 1561). Peter Frenzel der Jüngere war einer der beiden Söhne Joachim Frenzels (Abb. 1). Er starb nach Meltzer in jungem Alter, während seines Studiums in Straßburg.<sup>87</sup> Das Objekt, das sich heute an der Westfassade der Kirche,

---

Evangelischen Kirchenstiftung Görlitz, o. O. 2000, S. 2.

81 Chronikalisch nach Bartholomäus Scultetus. Der betreffende Ausschnitt ist ediert bei Speer, Frömmigkeit und Politik (Fn. 2), S. 526, Anhang A, Fn. 282; ebd. S. 526, Nr. 160 ist das Testament des Pfarrers wiedergegeben.

82 Das geht aus Schmieds Testament hervor. Er vermachte Johannes Frenzel darin zwei goldene Ringe, »einer mit einem Rubin, der andere mit einem Saphir geschmückt«, Hermann Kinne, *Das Kollegiatstift St. Petri zu Bautzen von der Gründung bis 1569* (Germania Sacra. Die Kirche des alten Reiches und ihre Institutionen, Dritte Folge 7. Die Bistümer der Kirchenprovinz Magdeburg. Das (exempte) Bistum Meissen 1), Berlin/Boston 2014, S. 972, Fn. 866, Biogramm des Pfarrers ebd. S. 970–972 und Regest des Testaments S. 972 f., Fn. 866.

83 Siegfried Hoche, »Zur Geschichte der Görlitzer Begräbniskultur im Mittelalter und in der frühen Neuzeit«, in *Städtische Sammlungen für Geschichte und Kultur Görlitz* (Hg.), *Görlitzer Magazin. Geschichte und Gegenwart der Stadt Görlitz und ihrer Umgebung* 19 (2006), S. 85–100, bes. S. 85–89.

84 Christian Samuel Schmidt, *Beschreibung von Königshain* (Aufsätze zur Geschichte und Beschreibung der Ober- und Niederlausitz 1), Görlitz 1797, S. 36.

85 Fotosammlung Robert Scholz, Nr. 2520, Ratsarchiv Görlitz. Für den Hinweis auf das Foto danke ich dem Restaurator Uwe Konjen.

86 Johann Gottfried Schultz, *Die Sammlung von Ober-Lausitzischen, Schlesischen, Sächsischen und Böhmischem Alterthümern und Denkmählern*, 1. Teil, Bl. 41, GöSam.

87 Johann Gottfried Meltzer, *Erneuertes Andenken Hanns Frenzels, Erbauers der Kirche St. Annen. E(uer) Loeb(lichen) Buergerschaft bey dem Antritte des Jahres M.DCCXCI nebst Anwuensung alles wahren Wohls gewidmet*, Teil 2, Görlitz 1791, o. Pag. – Taufbücher für Görlitz sind mit Lücken erst ab 1562 erhalten, vgl. das Kirchenbücherverzeichnis der Kir-

rechts vom Portal befindet, ist stark beschädigt. Die Inschrift ist teilweise erhalten und mit Hilfe der Zeichnung von Schultz zu ergänzen. Außerdem zeigt die Zeichnung, dass um 1800 eine Volutenbekrönung vorhanden war, die jetzt fehlt. Die Inschrift lautet:

»M[ONVM]ENTV(M) FRE(N)C[ELORV(M)]/ Wir Leben Ode[r] S[te]rbe[n so sind]/ wir Des hern [R]omano[s] 14./ Im Iare. [1]551. am t[ag Georgij sein]s alters/ Im a[c]ht[zende(n) ist] v[orschi]d[e(n)] de[r] Erbare / [peter frenzel] der [Jun]ge[r de]m Go[t] gnad«<sup>88</sup>

Der Titel ›Denkmal der Frenzel‹ vermittelt dem Leser ein Zusammengehörigkeitsgefühl der Familie. Im Hinblick auf den auswärtigen Tod und aller Wahrscheinlichkeit nach dem Begräbnis in der Fremde rückt das Epitaph den Verstorbenen in den Kreis der Familie nach Görlitz. Das Zitat aus dem Römerbrief (14,8) passt thematisch dazu. Das Epitaph ist das älteste bewahrte Grabdenkmal der Nikolaikirche.

Joachim Frenzel, der Sohn Hans und Anna Frenzels (Abb. 1), verlegte seinen Lebensmittelpunkt aus der Stadt heraus auf das vom Vater erworbene Gut Königshain. Dort ließ er sich ein Schloss bauen. 1544 wurde er vom Kaiser nobilitiert.<sup>89</sup> Seinen neuen Namen, »Joachim Frenzel von Königshain und Liebenstein«, nennt sein Epitaph an der Nikolaikirche. Heute an der Südfassade gegen Osten befestigt, hing es noch um 1900 rechts vom westlichen Südportal.<sup>90</sup> Der Text auf dem Denkmal ist bis auf Fragmente verloren. Eine Identifizierung erfolgt über die Wappen im Giebelfeld (Frenzel und Schnitter) sowie einzelne Schaft- und Bogenreste von Buchstaben im unteren Abschnitt des Textfeldes. Laut kopialer Überlieferung lautete die Inschrift:

»Im Jahr nach Christi Geburth 1565. der Edle und Ehrenveste H(err) Joachim Frenzel von Königshain und Liebenstein ist in Gott verschieden den 13. Febr(uar) und zuvor Anno 1561. den 26. Febr(uar) die Edele, Ehrentugendsame Frau Anna Schnitterin Sein Ehgemahl den Gott Gnade. / Ego sum Resurrectio et Vita: Qvi credit in me, vivet. Johan(nes) 2.«<sup>91</sup>

---

chengemeinden der ehemaligen Kirchenkreise Görlitz, Hoyerswerda, Niesky und Weißwasser; Evangelischer Kirchenkreis Schlesische Oberlausitz [www.kkvsol.net/fileadmin/user\\_upload/Verwaltungsamt/Archiv/Dateien/KirchenbuecherInternet20170831.pdf](http://www.kkvsol.net/fileadmin/user_upload/Verwaltungsamt/Archiv/Dateien/KirchenbuecherInternet20170831.pdf) (29.8.2020).

88 Auf einem kleinen Vorsprung oberhalb ist außerdem die Inschrift »IH(ESV)S« als Titulus bzw. Weiheformel und auf den Pilastern, auf schrägestellten Schildchen »1552«, das Entstehungsjahr, zu sehen.

89 Fritsch, Görlitzer Geschlechter (Fn. 13), S. 19.

90 Fotosammlung Robert Scholz, Nr. 2520, Ratsarchiv Görlitz.

91 Christian Gabriel Funcke, Kurtzes Historien oder Geschicht-Buch dorinnen zu finden und anzutreffen vielerley Zufälle und Begebnisse, beydes allhier zu Görlitz als andern

Joachim Frenzel wurde für sein Begräbnis auf einer Kutsche, die von vier Pferden gezogen wurde und die mit schwarzem Tuch behangen war, von Königshain nach Görlitz gebracht. Familienangehörige begleiteten die Kutsche. Hinter dem Wagen folgten drei Pfarrer und nach ihnen die Frenzelschen Untertanen<sup>92</sup>. Im Wohnhaus am Untermarkt wurde das Vesper abgehalten, dann begab sich der Leichenzug zum Nikolaifriedhof, wo Joachim Frenzel bestattet wurde.<sup>93</sup>

Ein Epitaph des zweiten Sohns von Joachim und Anna, Johannes, genannt Hans († 1581) und seiner Gattin Sophie von Temmritz († 1582) befindet sich in der Königshainer Kirche.<sup>94</sup> Dieser Kirche hat Hans Frenzel († 1526) zeitgleich mit Görlitz eine Annenkapelle gestiftet; in Königshain manifestiert sie sich allerdings als Anbau an die bestehende Kirche.

## Zusammenfassung

Inschriften, die in direktem Zusammenhang mit Hans Frenzel stehen, haben sich in seinen Privaträumen am Untermarkt 5, der sogenannten Schatzkammer, und an der von ihm gestifteten Kapelle St. Anna erhalten. In erstem Fall handelt es sich um Namen der Heiligen und vielleicht um Teile eines Gebetes. Sie alle zeugen von einer ausgesprochenen Verehrung der Heiligen Maria und Anna. Im zweiten Fall handelt es sich um die Hausmarke mit Initialen sowie eine Stifterinschrift. Die in und an der Annenkapelle angebrachten Hausmarken mit Initialen ersetzen selbstbewusst ein Wappen und sind an zwei hervorragenden Stellen platziert.<sup>95</sup> Für Hans Frenzels zahlreiche, aus schriftlichen Zeugnissen bekannte Stiftungsobjekte, die allesamt verloren sind, sind keine Inschriften überliefert. Die Jahreszahlen an der Nikolaikirche verweisen indirekt auf ihn, da Frenzel den Weiterbau durch seine großzügigen Spenden angeht und finanziert hat.

---

Orten von Anno 1531 biß anno 159[.] sich zugetragen, Görlitz 1688, Ratsarchiv Görlitz, Varia Bd. 232, Bl. 353. Zur Bibelstelle: Die Ziffer war vermutlich als arabische Ziffer geschrieben, wurde aber als römische interpretiert, weshalb aus einer 11 eine 2 wurde; Vers entstammt Joh. 11,25.

92 Joachim erbt vom Vater Königshain, Liebstein, Schützenhain und Langenau. Die anderen Dörfer erhielten seine Schwestern. Fritsch, Görlitzer Geschlechter (Fn. 13), S. 18.

93 Meltzer, Erneueres Andenken (Fn. 87), o. Pag.

94 Die Inschrift ist wiedergegeben bei Meltzer, Erneueres Andenken (Fn. 87), o. Pag.

95 Ausgenommen der Hausmarke des Baumeisters Albrecht Stieglitzer finden sich in Görlitzer Kirchen keine Wappen bürgerlicher oder adliger Stifter. Lediglich die Landesherren sind mit dem Böhmischem Löwen, dem Doppelköpfigen Adler und den habsburgischen Farben Rot-Weiß-Rot präsent.

Weder Grab noch Grabinschrift Hans Frenzels sind erhalten. Der Sohn Joachim und seine Gemahlin Anna sowie deren Sohn Peter erhielten ein Epitaph an der Nikolaikirche, wahrscheinlich unmittelbar neben der Grabstelle Hans Frenzels. Joachim Frenzel, der seinen Lebensmittelpunkt nach Königshain verlagert hatte, wurde in Görlitz begraben. Peter, der in der Fremde gestorben war, konnte »nur« ein Epitaph gesetzt werden. Die familiären Beziehungen zur Stadt Görlitz und zur Grabstelle des Vaters wurden damit gepflegt. Die »Frenzelschen Monumenta« zählen dadurch nicht nur zu den Frömmigkeitszeugnissen, sondern belegen gleichzeitig den Wunsch, eine Familientradition zu begründen. Dass diese nicht über mehrere Generationen fortgeführt wurde, liegt nicht allein daran, dass sich Hans Frenzels Enkel, Hans der Jüngere, in Königshain begraben ließ, sondern auch daran, dass dieser Familienzweig mit demselben im Mannesstamm ausstarb.

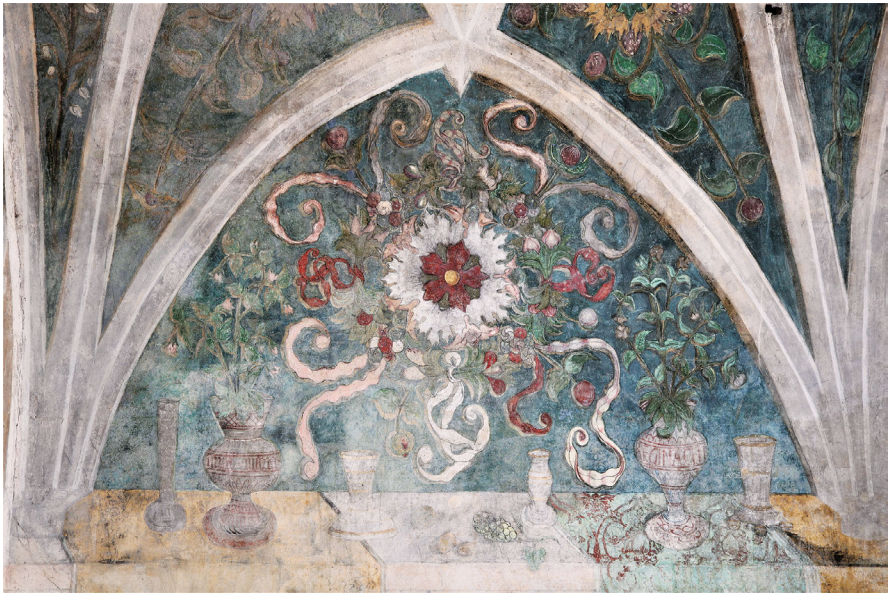


Abb. 4: Illusionistische Wandmalerei der »Schatzkammer«. Foto: Martin Riebel, mit freundlicher Unterstützung des Hotels Frenzelhof, Untermarkt 5 in Görlitz.

Jenny Brys und Claudia Häfner

## »Dennoch können Regesten den Abdruck eines Volltextes nicht ersetzen.«<sup>1</sup> Die digitale Veröffentlichung der Briefe an Johann Wolfgang von Goethe in den *Propyläen*

Die »Briefe an Goethe« (RA)<sup>2</sup> erscheinen seit 1980 als Gesamtausgabe in Regestform. Seit 2015 werden sie für eine frei verfügbare Online-Edition systematisch um Transkriptionen und Digitalisate bereichert. Der Launch für die Briefe im Zeitraum von 1762 bis 1786 steht kurz bevor.<sup>3</sup>

### Zur Entstehung einer Briefausgabe ohne Briefe

Im Goethe- und Schiller-Archiv (GSA) Weimar werden seit seiner Gründung 1885 ungefähr 20.000 Briefe an Johann Wolfgang von Goethe aufbewahrt. Der Dichter selbst schätzte den Quellenwert der eingegangenen Korrespondenz, verwendete sie für Publikationen und widmete ihr besondere Aufmerksamkeit, indem er sie sorgfältig binden und sortieren ließ.<sup>4</sup> Es war der testamentarisch verfügte Wille Walther Wolfgang von Goethes, den schriftlichen Nachlass seines Großvaters in den persönlichen Besitz von Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach übergehen zu lassen. Diese förderte nicht nur die Errich-

---

1 »Einleitung«, in *Briefe an Goethe. Gesamtausgabe in Regestform. Ergänzungsband zu den Bänden 1 bis 5*, hg. von der Stiftung Weimarer Klassik, Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar 1995, S. 8.

2 *Briefe an Goethe. Gesamtausgabe in Regestform*, hg. von Karl-Heinz Hahn, Redaktor Irmtraut Schmid, [ab Bd. 6] hg. von der Stiftung Weimarer Klassik, Goethe- und Schiller-Archiv, [ab Bd. 8] hg. von der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, [ab Bd. 9] in Verbindung mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, Bd. 1 ff, Weimar 1980 ff.

3 Vgl. dann <http://www.goethe-biographica.de> (31.8.2020).

4 In Lebenskrisen oder mit dem Wunsch, die persönlichen Mitteilungen vor fremder Einsichtnahme zu schützen, hatte Goethe aber auch Briefe vernichtet. Autodafés trafen im Frühjahr 1770 (vor seinem Aufbruch aus Frankfurt a. M. nach Straßburg), im Sommer 1779 (vor seiner zweiten Schweizreise) und am 9. Juli 1797 (vor seiner dritten Schweizreise) vor allem die frühen Briefe.

tung eines Archivgebäudes in der Stadt an der Ilm 1896, sondern unterstützte auch die sogenannte »Sophien-« oder »Weimarer Ausgabe«. Zwischen 1887 und 1919 wurden in 143 Bänden und vier Abteilungen Goethes Werke, seine Schriften zur Naturwissenschaft, seine Tagebücher und seine Briefe veröffentlicht. Es fehlte jedoch die fünfte Abteilung, die an Goethe gerichteten Briefe.<sup>5</sup>

Die intensiven Vorarbeiten zu einer Gesamtausgabe der Briefe an Goethe zielten zunächst darauf ab, einen Überblick über die noch erhaltene, eingegangene Korrespondenz zu gewinnen. Zugleich war die Kartierung des Goethe'schen Briefnachlasses mit der Frage verbunden, ob die Herausforderung der Gesamtausgabe mit einem vollständigen Textabdruck wirklich bewältigt werden kann. Die ernüchternde Antwort zur Realisierbarkeit eines solchen Vorhabens: »Der einfachste Weg, die Briefe an Goethe editorisch zu erschließen, ist praktisch unpassierbar, die Form der Textedition nämlich.«<sup>6</sup> Überwältigend schien die Fülle des Materials angesichts der Unsicherheiten auf dem wissenschaftlichen Buchmarkt<sup>7</sup> und des langfristigen Bedarfs an einem größeren Mitarbeiterkreis.<sup>8</sup> Um die umfangliche Briefregistratur trotzdem zugänglich zu machen, entschieden die Editoren, den Briefbestand mittels Regesten und Registern tief zu erschließen.

In dem Bewusstsein, dabei auf »begrifflich nicht zu vermittelnde emotionale Aussageweisen«<sup>9</sup> zu verzichten, wurde eine chronologisch aufgebaute Gesamtausgabe konzipiert, die vorrangig als Findhilfsmittel dienen und perspektivisch die etwa 20.000 Briefe an Goethe von rund 3.800 Briefschreibern erfassen sollte. Die Regesten bestehen aus Regestkopf und Regesttext, sie verweisen auf Anlagen oder Beilagen. Im Regestkopf werden Regestnummer, Briefschreiber, Datum und Ort, Antwort- und Bezugsbriefe sowie Erwähnungen in Goethes Tagebuch spezifiziert. Der Regesttext gibt in knapper Form Auskunft über alle (wesentlichen) Briefinhalte, also über alle angesprochenen Themen, Personen,

---

5 Vgl. Karl-Heinz Hahn, Hans-Heinrich Reuter, »Fünfte Abteilung der Weimarer Ausgabe. Die Briefe an Goethe. Regestaussgabe«, in *Goethe. Viermonatsschrift der Goethe-Gesellschaft. NF des Jahrbuchs* 29 (1967), S. 65–103, hier S. 66. – Zuletzt bot Christian Hain einen Überblick zu Geschichte und Grundsätzen der RA: ders., »Briefe an Goethe und ihre Erschließung. Eine Gesamtausgabe in Regestform«, in *Goethe-Jahrbuch* 136 (2019), S. 215–236.

6 Einleitung, in RA 1 (Fn. 1), S. 25.

7 Vgl. Hahn, Reuter, Fünfte Abteilung (Fn. 5), S. 66.

8 Vgl. Karl-Heinz Hahn, »Die Briefe an Goethe. Erklärungen zu einer geplanten Regestaussgabe der an Goethe gerichteten Briefe«, in *Weimarer Beiträge* 6. Sonderheft, Kolloquium über Probleme der Goetheforschung, 31. Oktober bis 4. November 1960 in Weimar, Vorträge und Diskussionen, Weimar 1960, S. 1125–1146, hier S. 1141 f.

9 Einleitung, in RA 1 (Fn. 1), S. 28.



»Dennoch können Regesten den Abdruck eines Volltextes nicht ersetzen.«

Orte und Werke. Die alphabetisch sortierten Register erlaubten den Nutzern zunächst, die Briefe nach Verfassern und erwähnten Personen auszuwählen (RA 1–5, Zeitraum 1762–1810). Nachträglich ergänzt und seitdem dauerhaft hinzugefügt wurden Register zu den Entstehungsorten der Briefe sowie zwei Werkregister, die allgemeine Werke und Goethes Werke getrennt verzeichnen. Das ungebrochene Interesse der Nutzer an den im GSA aufbewahrten Briefen an Goethe kann als Erfolg für dieses Vorgehen gewertet werden.<sup>10</sup> Auch gegenwärtig befördert die RA Einzelforschungen,<sup>11</sup> berichtigt und ergänzt Kataloge<sup>12</sup> oder liefert Forschungsdaten für Visualisierungen.<sup>13</sup>

Den Weg zur originalen Handschrift ebnet die RA, indem sie im Regestkopf auch über Signatur und bestandshaltende Institutionen informiert. Dabei werden die im GSA aufbewahrten Archivalien durch Angabe von Bestandsnummern, Verzeichnungseinheiten und Folioziffern oder Stückzahlen<sup>14</sup> sehr genau erschlossen. Des Weiteren werden im Regestkopf Abweichungen in Überlieferungsform oder Sprache festgehalten, also wenn ein Brief nicht in behändigter Ausfertigung<sup>15</sup> oder nicht in deutscher Sprache<sup>16</sup> vorliegt. Exemplarische Faksimilia in den Druckbänden geben erste Eindrücke der Originale, von ihrem Schriftbild und ihrer Komposition wieder. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des ersten Bandes der RA 1980 lagen schätzungsweise 8.000 der

---

10 Vgl. Hain, Briefe an Goethe (Fn. 5), S. 225.

11 Vgl. jüngst Christian Hain, »Das Privileg Preußens gegen den Nachdruck von Johann Wolfgang von Goethes ›Ausgabe letzter Hand‹«, in *Librarium. Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft* (2020), Heft 2 [im Druck].

12 Vgl. zum Beispiel Sabine Schäfer, »Briefe an Goethe in seiner Autographensammlung: eine Nachlese. Mit einem Brief von Georg Sartorius«, in *Goethe-Jahrbuch* 134 (2018), S. 279–289.

13 Vgl. Ulrike Trenkmann, Stefan Höpner, »Bucheinsendungen an Goethe«, in *Goethe Digital. Eine Autorenbibliothek als Sammlungsraum*, <https://vfr.mww-forschung.de/web/goethedigital/bucheinsendungen> (31.8.2020).

14 Die in den Druckbänden RA 1–4 noch nicht genannten Blatt- oder Stückzahlen wurden für die RA-Onlineversion der Klassik Stiftung Weimar nachgetragen, vgl. *Briefe an Goethe. Gesamtausgabe in Regestform*. Verfügbarer Zeitraum 1764–1819, hg. von der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv in Kooperation mit dem Verlag Hermann Böhlau Nachfolger, <https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=403> (31.8.2020). Für die Veröffentlichung auf der *Forschungsplattform zu Goethes Biographica* wurden alle Signaturen noch einmal überprüft und aktualisiert.

15 Für ca. 14.200 Briefe an Goethe aus dem Zeitraum 1762 bis 1822 waren in 200 Fällen Abschriften, in 150 Fällen Drucke, in 70 Fällen Konzepte und vereinzelt Antwortmarginalien, Fragmente, Formularvordrucke oder Nachschriften die Textgrundlage des Regests.

16 Von ca. 14.200 Briefen an Goethe aus dem Zeitraum 1762 bis 1822 sind ungefähr 350 in französischer, 30 in englischer und 25 in italienischer Sprache abgefasst.

20.000 Briefe an Goethe teilweise oder vollständig gedruckt vor. Die Zahl der gedruckten Briefwechsel wuchs in den letzten Jahrzehnten beständig, nicht zuletzt angeregt durch RA.<sup>17</sup> Die Regesten beförderten zudem Publikationen einzelner Goethe-Briefwechsel.<sup>18</sup>

## Zur Notwendigkeit von Brieffexten und zum Potential von Digitalisaten

Die Herausgabe der RA stieß auf viel positive Resonanz, doch die Sehnsucht nach zusammenhängenden und vollständigen Brieffexten blieb. Neben Anerkennung für die wissenschaftliche Qualität der erschienenen Bände zielten die kritischen Töne der Rezensionen mit unterschiedlichen Begründungen immer wieder auf dieses Desiderat. Zum einen seien Angaben zu Umfang und eine äußere Beschreibung des Briefes wünschenswert. Zum anderen sei nicht transparent, welche Informationen der Regestbearbeiter ermittelt oder korrigiert habe und welche sich im Brieffext wiederfänden. Darüber hinaus würden Sprache und Haltung des Schreibers auch nicht anhand der Zitate deutlich, »kaum ein stilistischer Unterschied [sei] zwischen den hochempfindsamen Ergüssen Jacobis und den sachlichen Erläuterungen Meyers zu erkennen, die Unterschiede zwischen Sarkasmen Schillers und Schmeicheleien Böttigers [...] eingeebnet.«<sup>19</sup> Bemängelt wurde nicht nur, dass in den sachlich komprimierten Regesten verborgen blieb, auf welche Art und Weise die Briefschreiber ihre Texte formulierten. Auch der Aufbau des Mitgeteilten, die Briefkomposition, würde darin kaum berücksichtigt.

Häufig können Regesten an den Bestand gestellte Fragen bereits beantworten. Für spezifische Forschungsfragen, die den zentralen Inhalt eines Briefes nur tangieren, müssen gedruckte Editionen oder die Originalbriefe jedoch

---

17 Vgl. bspw. Manfred Koltès, »Elektronische Edition vs. Buch. Überlegungen zum Verhältnis zweier Medien zueinander am Beispiel der ›Briefe an Goethe‹«, in Jörg Meier, Arne Ziegler (Hg.), *Edition und Internet* (Beiträge zur Editionsphilologie, Bd. 2), Berlin 2004, S. 111–132, hier S. 113. – Von ca. 14.200 Briefen an Goethe aus dem Zeitraum 1762 bis 1822 sind derzeit knapp 4.900 ungedruckt (34%) und etwa 2.000 (14%) nur teilweise gedruckt verfügbar.

18 Vgl. bspw. jüngst Carsten Stahmer (Hg.), *Goethe in Wiesbaden 1814 und 1815, Dokumentation*, 3 Bde., Wiesbaden 2019, hier vor allem Band 2: *Briefwechsel*, in Zusammenarbeit mit Ulrike Bischof und Hans-Joachim Häbel.

19 Vgl. Hartmut Steinicke, »Brief-Regesten. Theorie und Praxis einer neuen Editionsform«, in *Zeitschrift für deutsche Philologie* 102 (1982), S. 199–210, hier S. 201–203, Zitat S. 203 f.

weiterhin konsultiert werden. Letzteres gilt, sobald der eigentliche Textkorpus nicht zur Verfügung steht, vor allem für linguistische oder sprach- und kommunikationshistorische Untersuchungen zum 18. und 19. Jahrhundert. Ein Dilemma besteht darin, dass die Arbeit mit kulturhistorisch so bedeutenden Originalen wie der Goethe'schen Briefregistratur nach Möglichkeit auf ein Mindestmaß begrenzt werden sollte.

Ein Ausweg scheint die weiterhin zunehmende Digitalisierung, durch die das wertvolle Archivgut geschützt und gleichzeitig von einer größeren Interessengruppe genutzt werden kann, was grundlegenden Zielen aktueller kulturwissenschaftlicher Leitlinien entspricht.<sup>20</sup> Obendrein gehen die digitalen Derivate im Gegensatz zu gedruckten Editionen weit über die rein sprachliche Ebene hinaus: Sie ermöglichen nicht nur eine Identifizierung der Handschrift. Sie spiegeln die unterschiedlichen Gewohnheiten der Korrespondenten, indem sie von gut lesbaren, übersichtlichen Briefen von Schreiberhand bis hin zu eigenhändigen, dicht gedrängten Zeilen mit Tintenfraß, Fragmenten mit verlassender Tinte oder Konzepten mit vielfachen Durchstreichungen und Überschreibungen reichen. Sie geben Auskunft über die Materialität des Textes, Schreibmaterial und Schriftträger, bilden Zier- oder Trauerränder ab, zeigen Faltungen und mögliche Beschädigungen, Siegel oder Wasserzeichen sowie Umfang und Anzahl der beschriebenen Seiten. Das Papierformat ist in Höhe und Breite aufgrund der mitabgebildeten Lineale messbar. Durch einen Farbkeil kann eine Referenz zur Farbigkeit des Originals hergestellt werden. Digitalisate entfalten eine optische Wirkung und vermitteln den Eindruck der bildlichen Gestaltung. Sogar die nonverbalen Informationen von Zeichnungen oder mitgeschickten Objekten, die im Regest auch nur benannt und nicht ausführlich beschrieben werden, können mit Hilfe von Digitalisaten sichtbar gemacht werden.<sup>21</sup>

---

20 Rückblickend entpuppen sich die 1996 noch utopisch anmutenden Vorüberlegungen von Manfred Koltjes für RA als richtungsweisend, vgl. ders. »Erfahrungen mit einer Regestausage. Zur Neubearbeitung der Grundsätze für die Gesamtausgabe der Briefe an Goethe (Edition und Literaturarchiv)«, in Christoph König, Siegfried Seifert (Hg.), *Literaturarchiv und Literaturforschung. Aspekte neuer Zusammenarbeit*, München u. a. 1996, S. 117–128.

21 Vgl. dazu etwa Nikolas Immer, »Briefe an Goethe. Gesamtausgabe in Regestform. Bd. 9. 1820–1822«, in *Informationsmittel für Bibliotheken, digitales Rezensionsorgan für Bibliothek und Wissenschaft*, 25/4 (2017), <http://www.informationsmittel-fuer-bibliotheken.de/showfile.php?id=8704> (31.8.2020); zum Potential von Verknüpfungen von Goethes Biographica mit Objekten, bspw. aus der Museumdatenbank der Klassik Stiftung Weimar, vgl. Margrit Glaser, Claudia Häfner, Yvonne Pietsch, Bastian Röther und Anja Stehfest, »Kein Kommentar? Hyperlinks und Normdaten am Beispiel der ›Propyläen‹«, in *Denk-*

## Die ›Briefe an Goethe‹ in den *Propyläen*

Die Argumente zugunsten einer Edition der Briefe an Goethe und zugunsten von digitalen Faksimilia sind nicht neu. Die Ausgangssituation ist es in vielerlei Hinsicht, sie verspricht einen »Quantensprung bei der Erschließung der biografischen Zeugnisse Goethes«<sup>22</sup>: Im Mittelpunkt des auf 25 Jahre angelegten Kooperationsprojektes *Propyläen* steht der kontinuierliche Aufbau einer Forschungsplattform, die Goethes Biographica sowie Quellen zu seinem Leben, Wirken und Werk online frei zugänglich macht. Basis sind die vier im GSA parallellaufenden Ausgaben zu Goethes Tagebüchern (GT)<sup>23</sup>, seinen Briefen (GB)<sup>24</sup>, den Briefen an ihn (RA) sowie seiner Begegnungen und Gespräche (BuG)<sup>25</sup>. Entstehen wird ein Forum zu Goethe und zur Goethezeit, das nachnutzbare Forschungsdaten und eine offene Infrastruktur für Erweiterungen und Verlinkungen bietet. Zugleich werden die gedruckten Ausgaben fortgeführt, ergänzt und abgeschlossen. Auch die Regesten und Register aller bei Goethe eingegangenen Briefe werden wie bisher zuerst als Druckbände publiziert, bevor sie virtuell veröffentlicht wer-

---

*ströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig*, Heft 20 (2018), S. 49–64, hier S. 59, [http://www.denkstroeme.de/heft-20/s\\_49-64\\_glaser-haefner-pietsch-roether-stehfest](http://www.denkstroeme.de/heft-20/s_49-64_glaser-haefner-pietsch-roether-stehfest) (31.8.2020).

22 Marko Kreuzmann, »Briefe an Goethe. Gesamtausgabe in Regestform, Bd. 9, 1820–1822«, in *Goethe-Jahrbuch* 134 (2017), S. 313 f., hier S. 314.

23 Johann Wolfgang Goethe, *Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe*, im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar hg. von Jochen Golz unter Mitarbeit von Wolfgang Albrecht, Andreas Döhler, Edith Zehm, [ab Bd. VI] im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar hg. vom Goethe- und Schiller-Archiv, Bd. Iff, Stuttgart/Weimar 1998 ff. – Vgl. unlängst zur Ausgabe allgemein Margrit Glaser, Johannes Korngiebel, Ariane Ludwig, »Goethes Tagebücher neu ediert. Zur historisch-kritischen Gesamtausgabe«, in *Goethe-Jahrbuch* 136 (2019), S. 237–254.

24 Johann Wolfgang Goethe, *Briefe. Historisch-kritische Ausgabe*, im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, [seit 2015] in Verbindung mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv hg. von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers und Elke Richter, Bd. II/II ff., Berlin [seit 2014 Berlin, Boston] 2008 ff. – Vgl. zur Ausgabe allgemein Elke Richter, »Goethes Briefe neu ediert. Zur historisch-kritischen Gesamtausgabe«, in *Goethe-Jahrbuch* 134 (2017), S. 221–236.

25 *Goethe, Begegnungen und Gespräche*, Bd. 1–2, hg. von Ernst Grumach und Renate Grumach, Berlin 1965–1966; Bd. 3–6, 8, 10 und 14, begründet von Ernst Grumach und Renate Grumach, hg. von Renate Grumach, Berlin, New York 1977–2018. – Vgl. zur Ausgabe demnächst Bastian Röther in *Goethe-Jahrbuch* 137 (2020).

den.<sup>26</sup> Innerhalb der Forschungsplattform werden die Regesten der Briefe an Goethe dann peu à peu um transkribierte Brieftexte und digitale Faksimilia erweitert.

Die Vorteile der Einbindung von RA in das langfristig angelegte Vorhaben der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur sowie der Klassik Stiftung Weimar liegen auf der Hand. Erstmals steht der mindestens notwendige Bearbeitungszeitraum für die editorische Herausforderung von ungefähr 20.000 Briefen unterschiedlichster Briefschreiber zur Verfügung.<sup>27</sup> Von einer aufwändigen Kommentierung der Brieftexte wird abgesehen, da ihnen Regesten und Register zur Seite gestellt sind, die den Sachgehalt der Briefe bereits erschließen und benannte Personen und Werke identifizieren. Eine genuin digitale Briefedition kann außerdem kostenfrei von einer breiten Öffentlichkeit erreicht werden. Ein Novum ist die Konzentration aller Briefe an Goethe an einem Ort sowie ihre Wiedergabe nach einheitlichen Standards. Trotz der Bemühungen, den RA-Nutzern leicht zugängliche Druckorte zu nennen, sind diese doch auf mehr als 600 Bücher und Zeitschriften verstreut und von unterschiedlicher Qualität.

Eingebunden in die *Propyläen* können verschiedene Einzelnachweise gebündelt dargestellt werden. So entstehen für RA neue Möglichkeiten der virtuellen Vernetzung. Handelt es sich etwa bei den Zeugnissen der ›Begegnungen und Gespräche‹ um zitierte Briefstellen an Goethe, so lädt RA durch die Volltexte nun zu einer weiterführenden Lektüre ein. Ungefähr zwei Drittel der Briefe an Goethe befinden sich in einem Korrespondenzzusammenhang.<sup>28</sup> Gemeinsam mit Goethes Bezugs- und Antwortbriefen ist die Wiedergabe vollständiger Briefwechsel möglich. Das Regest beinhaltet traditionell eine Information darüber, ob und wann Goethe den Eingang von Briefen in seinem

---

26 Vgl. RA-Onlineversion (Fn. 14). – Zur technischen Umsetzung Manfred Koltes, »Die Regestaussgabe der Briefe an Goethe«, in Roland Kamzelak (Hg.), *Computergestützte Text-Edition*, Tübingen 1999, S. 101–115; ders., »Probleme der Retro-Konversion. Die Regestaussgabe der Briefe an Goethe«, in Anne Bohnenkamp, Elke Richter (Hg.), *Brief-Edition im digitalen Zeitalter* (Beihefte zu editio, Bd. 34), Berlin, Boston 2013, S. 75–86.

27 Eine erste umfassende Aufwandseinschätzung erfolgte 2011 im Rahmen einer Probeedition, vgl. Koltes, Retro-Konversion (Fn. 26), S. 83 f.

28 Von ca. 14.200 Briefen an Goethe aus dem Zeitraum 1762 bis 1822 wurden ungefähr 8.500 nicht aus Anlass eines vorherigen Briefes Goethes geschrieben (59 %), für mehr als 7.800 ist keine Antwort Goethes überliefert (55 %), etwa 5.300 Briefe an Goethe stehen für sich allein, indem sie weder Bezugs- noch Antwortbrief aufweisen (37 %). Die Zahlen verwundern nicht – angesichts des Verhältnisses von 1.400 Adressaten zu 3.800 Briefschreibern in Goethes Korrespondenz.

Tagebuch vermerkte.<sup>29</sup> Details dazu können durch die Verknüpfung mit den edierten Tagebuchnotaten in Erfahrung gebracht werden.

## **Editionsgrundsätze, Textgrundlage und Textgestaltung**

Die Gesamtausgabe der Briefe an Goethe ist konzeptionell keine Edition im eigentlichen Sinne. Jedoch rückt die aus Regesten mit entsprechenden Registern bestehende RA durch ihre Erweiterung um die transkribierten Brieftexte und die Anbindung von Digitalisaten in die Nähe der neuen historisch-kritischen Ausgaben von Goethes Tagebüchern und Briefen. Nach Abschluss der Projektlaufzeit sollen alle in RA vorkommenden Briefe im Volltext zur Verfügung stehen.<sup>30</sup> Die im Folgenden erstmals veröffentlichten Editionsprinzipien betreffen die Transkriptionen der Briefhandschriften:

Hinsichtlich der Transkriptionsrichtlinien orientiert sich RA an GB und GT, wobei die Textkonstruktion vereinfacht und auf einen textkritischen Apparat verzichtet wird. Die Zielsetzung der Ausgabe ist – nicht zuletzt in Anbetracht der Materialmenge – ein gut lesbarer Fließtext, der dem vom Schreiber intendierten Text entspricht. Textgrundlage ist prinzipiell die letzte Textschicht der behändigten Ausfertigung des Briefes. In etwa drei Prozent der Fälle ist diese nicht überliefert.<sup>31</sup> Hier werden Konzepte, Abschriften oder Drucke herangezogen und diejenige überlieferte Form aufgenommen, die dem Original am nächsten steht. Eine detailgetreue Nachbildung der Handschrift ist nicht beabsichtigt. Varianten, also Durchstreichungen oder Überschreibungen, bleiben unberücksichtigt. Platzierungen außerhalb des Textflusses werden nicht ausgezeichnet. Es werden keine Kommentierungen und Übersetzungen des ursprünglichen Textes vorgenommen. Etwa die Hälfte der an Goethe gerichteten Briefe liegt in anderen, sehr heterogenen Ausgaben gedruckt vor. Sind bereits zuverlässige Editionen der Briefe vorhanden, können diese mit den Handschriften abgeglichen werden. Zur Veröffentlichung gebracht wird ein kollationierter Text, der den hier formulierten Editionsrichtlinien entspricht.

Aufschluss über die Anzahl beschriebener und unbeschriebener Seiten, über Textverteilung und Papierformat gibt das Digitalisat, anhand dessen auch

---

29 Ein Zehntel der ca. 14.200 Briefe an Goethe aus dem Zeitraum 1762 bis 1822 ist in Goethes Tagebuch verzeichnet.

30 Die Grundlagen für die Veröffentlichungen der Regesten bleiben unverändert bestehen. Von der Ausgabe ausgeschlossen bleiben weiterhin amtliche Schriften sowie Rechnungen, Quittungen und ähnliche Geschäftsunterlagen, insofern sie nicht den Charakter privater Mitteilungen haben.

31 Vgl. Hain, Briefe an Goethe (Fn. 5), S. 219, und Fn. 15.

ein Eindruck von der Beschaffenheit der Handschrift vermittelt wird. Ausführliche Handschriftenbeschreibungen historisch-kritischer Ausgaben dienen neben anderem auch dem Zweck der eindeutigen Identifizierung der Handschrift, den in einer Online-Edition die gleichzeitige Verfügbarkeit von Transkription und Faksimile hinlänglich erfüllt.

Der Briefftext wird nach den Handschriften buchstaben- und satzzeichengetreu reproduziert. Seitenumbrüche, Absätze und Zeilenfall werden wiedergegeben. Die wenigen Fälle, in denen der edierte Text auf einem Druck basiert, weisen diese Textstrukturierung nicht auf. Einrückungen und Textlücken im laufenden Text werden unabhängig von der Weite des Abstandes durch einheitliche Spatien wiedergegeben. Auch unterschiedlich große Abstände zwischen Briefftext und Grußformeln, sogenannte Devotionsabstände, werden unabhängig von der Weite nur mit einer Leerzeile dargestellt. Dittografien am Seitenende werden nicht transkribiert.

Sofern der grafische Befund dies zulässt, werden Groß- und Kleinschreibung sowie Getrennt- und Zusammenschreibung originalgetreu reproduziert. Groß- und Kleinschreibungen, insbesondere »H«/»h«, »F«/»f«, »T«/»t«, »B«/»b« und »D«/»d«, sind im Schriftbild manchmal nicht zu unterscheiden. Im Zweifelsfall werden sie auf Briefebene einheitlich behandelt. Kann aus einem einzelnen Brief keine Usance abgeleitet werden, so erfolgt die Unterscheidung nach semantischem Kontext und zeitspezifischen Gewohnheiten.

Sind Wörter nicht eindeutig zu entziffern, werden diese, unabhängig vom vorhandenen Buchstabenbestand, durch drei liegende Kreuze in eckigen Klammern markiert [×××]. Nicht lesbare Einzelbuchstaben werden dementsprechend durch ein liegendes Kreuz [×] kenntlich gemacht.

Grammatische und orthografische Fehler werden nicht korrigiert. Das schließt auch die »falsche« bzw. variable Schreibung von Personennamen, Orten und Werktiteln ein. Verschleifungen der Wortendung und in Datumsangaben (z. B. den »10<sup>ten</sup>«) sowie Ligaturen werden aufgelöst. Das Abbrechungszeichen (wie in »herzogℓ«, »dergℓ«, »hochwohlgebℓ«) wird der Handschrift entsprechend wiedergegeben. Geminationsstriche über »ñ« und »m̃« werden durch eine Verdoppelung des Buchstabens ersetzt. Das Trema bei »ÿ« und »ë« entfällt. Umlautschreibungen durch hochgestelltes »e« werden in die heute gebräuchliche Form überführt. Der zeitübliche doppelte Binde- und Trennstrich wird einheitlich einfach wiedergegeben. Gedankenstriche werden durch Halbgeviertstriche abgebildet. Der Wechsel zwischen deutscher und lateinischer oder griechischer Schreibweise wird ausgezeichnet. Hochstellungen werden ebenfalls ausgezeichnet und der im Rahmen von Hochstellungen vorkommende Punkt oder Doppelpunkt wird als einfache Unterstreichung realisiert. Ausgezeichnet werden darüber hinaus alle Unterstreichungen, die, unabhängig von

ihrer konkreten Ausführung (mehrfach oder farbig), immer als eine einfache Unterstreichung erscheinen. Abkürzungen, auch jene mit Doppelpunkt (»u:« oder »Hl:«), und Sonderzeichen im Briefftext werden gemäß dem Handschriftenbefund beibehalten. Aufgrund der immensen grafischen und lexikalischen Vielfalt der Handschriften wird für diese Ausgabe auf die Nutzung von allgemeinen Nachschlagewerken zu gängigen zeitgemäßen Abkürzungen verwiesen und von einem entsprechenden internen Verzeichnis abgesehen.

Die Briefe enthalten gelegentlich Anlagen oder Beilagen. Handschriftliche Anlagen werden als Digitalisat, nicht aber in transkribierter Form zur Verfügung gestellt. Als Beilagen werden mitgeschickte Korrespondenzstücke verstanden. Diese werden unter einer eigenen RA-Nummer erfasst und transkribiert. Wechselseitige Verweise auf Beilagenverhältnisse sind im Regest vermerkt.

## Die Kodierung von Textstrukturen und Besonderheiten des Schriftbilds

Die Kodierung der Metadaten der Briefe an Goethe folgt den P5-Richtlinien der Text Encoding Initiative (TEI),<sup>32</sup> auch wenn diese noch keine expliziten Empfehlungen für die Auszeichnungen von Briefftexten beinhalten, hat die TEI Special Interest Group (SIG) Correspondence<sup>33</sup> bereits nützliche Modelle entwickelt, die sich als praxistauglich und anschlussfähig erwiesen haben.<sup>34</sup> Das innerhalb der *Propyläen* für RA entworfene Datenmodell orientiert sich daran und entspricht damit zugleich dem Basisformat des Deutschen Textarchivs.<sup>35</sup> Die typische Struktur eines Briefes besteht aus Adresse und Briefftext, die als sogenannte divisions (<div/>) ausgezeichnet werden und mit einem Attribut (type) näher bestimmt sind (<div type="address"/> und <div type="transcription"/>). Beide Teile bilden zusammen das eigentliche Textkorpus (<body/>). Informationen aus dem Regest und den Registern werden im

---

32 Vgl. <https://tei-c.org/guidelines/p5> (31.8.2020).

33 Vgl. <https://tei-c.org/activities/sig/correspondence> (31.8.2020).

34 Vgl. Peter Stadler, Marcel Illetschko, Sabine Seifert, »Towards a Model for Encoding Correspondence in the TEI: Developing and Implementing <correspDesc>«, in *Journal of the Text Encoding Initiative* [Online], Issue 9 | September 2016 – December 2017, <https://doi.org/10.4000/jtei.1433>; *Encoding Correspondence. A Manual for Encoding Letters and Postcards in TEI-XML and DTABf.*, ed. by Stefan Dumont, Susanne Haaf, Sabine Seifert, Berlin 2019–2020, <https://encoding-correspondence.bbaw.de> (beide 31.8.2020).

35 Vgl. *DTABf. Deutsches Textarchiv – Basisformat* (2011–2020), hg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, <http://www.deutschestextarchiv.de/doku/basisformat/brAllg.html?hl=brief> (31.8.2020).



»Dennoch können Regesten den Abdruck eines Volltextes nicht ersetzen.«

<teiHeader/> untergebracht. Der <back/> wird von RA nicht verwendet, böte jedoch Potential für einen Variantenapparat.<sup>36</sup> Innerhalb des Brieftextes sind einzelne Absätze als <p/> (paragraph) gekennzeichnet, wobei besondere Absätze wie eine Eröffnung (<opener/>) zu Beginn, eine Schlussformel (<closer/>) sowie eine Nachschrift (<postscript/>) am Ende extra markiert werden.

Unterelemente der Eröffnung (<opener/>) können eine Begrüßung (<salute/>) oder eine Datumszeile (<dateline/>) sein, wobei die Datumszeile neben dem eigentlichen Datum (<date/>, erweiterbar um das Attribut when) auch eine Ortsangabe (<placeName/>) enthalten kann. Zusätzlich zur Unterschrift (<signed/>) können die gleichen Unterelemente in der Schlussformel (<closer/>) Verwendung finden.

Die Aufnahme von Seitenwechslern (<pb/> page break, erweiterbar um das Attribut n (number)) ermöglicht eine seitengenaue Anbindung der Digitalisate. Die Wiedergabe des Zeilenfalls (<lb/>) dient dem Nutzer zur Orientierung beim Lesen der Handschrift.

Demnach kann die Gesamtstruktur schematisch wie folgt dargestellt werden:

```
<TEI>
<teiHeader>Regest mit Registern</teiHeader>
<facsimile>URL mit Pfad zum Digitalisat</facsimile>
<text>
  <body>
    <div type="address">
      <p>
        <lb/>
      </p>
    </div>
    <div type="transcription">
      <pb n="1"/>
      <opener>
        <lb/><salute/></salute>
        <lb/><dateline>
          <date when="YYYY-MM-DD"></date>
          <placeName/></placeName></dateline>
      </opener>
      <p>
        <lb/>
      </p>
      <p>
        <lb/>
      </p>
      <pb n="2"/>
      <lb/>
      </p>
      <closer>
        <lb/><salute/></salute>
        <lb/><dateline>
          <date when="YYYY-MM-DD"></date>
          <placeName/></placeName></dateline>
        <lb/><signed/></signed>
      </closer>
      <postscript>
        <p>
          <lb/>
        </p>
      </postscript>
    </div>
  </body>
</text>
</TEI>
```

Abb. 1: Schema zur Auszeichnung von Briefen an Goethe nach TEI.

36 Vgl. auch Héctor Canal, »Briefkonzepte im digitalen Medium. Zur Darstellung komplexer Überlieferung in der Edition *Johann Wolfgang von Goethe. Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm Riemer*«, in Anke Bosse, Walter Fanta (Hg.), *Textgenese in der digitalen Edition* (Beihefte zu editio, Bd. 45), Berlin, Boston 2019, S. 153–170, hier S. 159. – Edition des Briefwechsels Goethe-Riemer, <https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=408> (31.8.2020).

Zum Vergleich wird im Folgenden das Faksimile eines Briefes von Johann Kaspar Lavater an Goethe neben die im TEI ausgezeichnete Transkription gestellt.<sup>37</sup> Am Beispiel ist zu sehen, wie etwa Halbgeviertstriche aufgenommen werden, die Abstände durch einheitliche Spatien als `<space unit="chars"/>` oder die Unterstreichung als `<hi rendition="unterstrichen"/>` markiert sind. Entsprechend der Editionsrichtlinien der Briefe an Goethe sind im Element Hervorhebung (`<hi/>`) auch Attribute für die Wiedergabe von Hochstellungen (`<hi rendition="sup"/>`), lateinischer und griechischer Schreibweisen vorgesehen (`<hi rendition="lateinisch"/>` und `<hi rendition="griechisch"/>`). Eine Unterscheidung zwischen Trennstrichen und Bindestrichen ist aufgrund des aufgenommenen Zeilenfalls nicht notwendig.

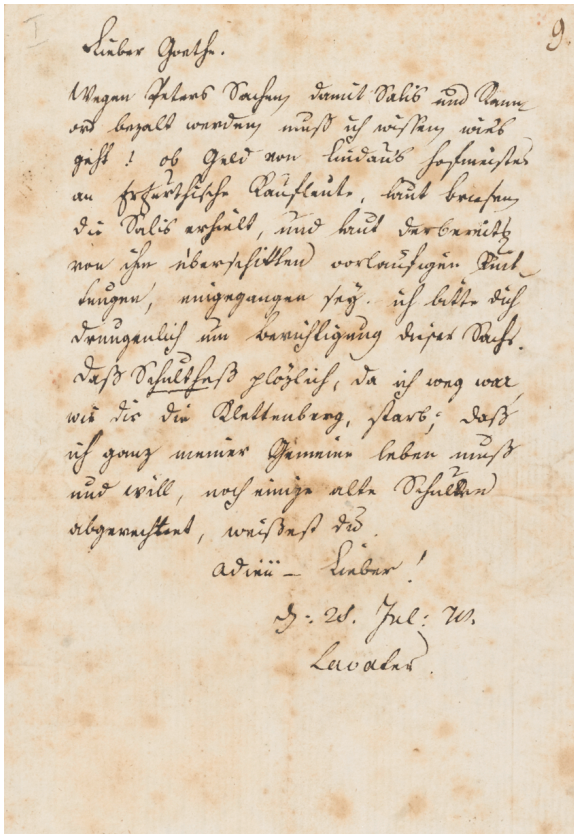


Abb. 2: Vorderseite des Briefes von Johann Kaspar Lavater an Johann Wolfgang Goethe, Zürich, 25. Juli 1778 (GSA 28/556 St. 1).

<sup>37</sup> Auf der Forschungsplattform wird darüber hinaus die unbeschriebene Rückseite gezeigt, um die Materialität des Schriftträgers so weit wie möglich zu veranschaulichen. Falls ein Kuvert überliefert wäre, würde auch dieses gezeigt werden.

»Dennoch können Regesten den Abdruck eines Volltextes nicht ersetzen.«

```
<TEI>
<teiHeader>Regest mit Registern</teiHeader>
<facsimile>URL mit Pfad zum Digitalisat</facsimile>
<text>
  <body>
    <div type="address"></div>
    <div type="transcription">
      <pb n="1"/>
      <opener>
        <lb/><salute>Lieber Goethe.</salute>
      </opener>
      <p>
        <lb/>Wegen Peters Sachen, damit Salis und Rann-
        <lb/>ord bezahlt werden, muß ich wissen, wie's
        <lb/>geht?<space unit="chars"/>ob Geld von Lindau's Hofmeister
        <lb/>an Frfurthische Kaufleute, laut Briefen,
        <lb/>die Salis erhielt, und laut der bereits
        <lb/>von ihm überschikten vorläufigen Quit-
        <lb/>tungen, eingegangen sey. ich bitte dich
        <lb/>drungenlich um Berichtigung dieser Sache.
        <lb/>Daß <hi rendition="#unterstrichen">Schultheß</hi>
          plötzlich, da ich weg war,
        <lb/>wie dir die Klettenberg, starb; daß
        <lb/>ich ganz meiner Gemeine leben muß
        <lb/>und will, noch einige alte Schulden
        <lb/>abgerechnet, weißest du.
      </p>
      <closer>
        <lb/><space unit="chars"/><salute>Adieu \- Lieber!</salute>
        <lb/><space unit="chars"/><dateline>D-: <date when=
          "1778-07-25">25. <hi rendition="#lateinisch">Jul</hi>:
          78.</date></dateline>
        <lb/><space unit="chars"/><signed>Lavater.</signed>
      </closer>
    </div>
  </body>
</text>
</TEI>
```

Abb. 3: Transkription des Briefs von Lavater an Goethe, Zürich, 25. Juli 1778 mit TEI-Auszeichnungen.

<p>90 LAVATER, JOHANN KASPAR</p> <p>1778 Juli 25 Zürich S: 28/556 D: GL, Nr. 59 B: – A: –</p> <p>Zur Regelung der Vermögensverhältnisse für P. Im Baumgarten: Damit U. v. Salis-Marschlin und L. F. E. Ramond bezahlt werden könnten, müsse L. wissen, ob von C. L. A. v. Scholley bereits Geld eingegangen sei (vgl. RA 1, Nr. 91). – Nachricht vom Tod D. Schultheß'.</p>
---

Abb. 4: Druck des Regests zum Brief von Lavater an Goethe, Zürich, 25. Juli 1778 in RA 1 Nr. 90.

## Ausblick. Die Zusammenschau von Regest, Faksimile und Transkription

Da es sich um einen Brief von unbekannter Schreiberhand handelt, gibt lediglich die Unterschrift einen Hinweis auf den Briefschreiber Johann Kaspar Lavater (1741–1801). Das dazugehörige Regest ist prinzipiell sachlich formuliert und macht deshalb eher einen geschäftlichen Eindruck. Die Begrüßung »Lieber Goethe« und die Abschiedsformel »Adieü – Lieber!« lassen weitere Interpretationen über das zwischenmenschliche Verhältnis von Goethe und Lavater zu, die durch den fehlenden Devotionsabstand bestärkt werden.

In den Druckbänden der RA wird grundsätzlich nicht angegeben, ob das Datum eines Briefes dem Ausstellungsdatum auf der Handschrift entspricht oder mit anderen Hilfsmitteln bestimmt werden musste. Online kann sich der Nutzer über diese Frage nun Gewissheit verschaffen. Langfristig wird ein technischer Abgleich zwischen Regestdatierung und Transkriptionsdatierung dazu führen, die Information zum Ursprung der Briefdatierung bereits im Regestkopf sichtbar zu machen.

Um wen es sich bei »Peter« handelt, ist für den in Goethes Biografie weniger kundigen Briefleser nicht gleich zu erkennen. Die Regesten und Register ergänzen den Briefftext jedoch sinnvoll mit dem Hinweis auf Peter Im Baumgarten (1761–1799). Ein »Rannord« wäre schwer recherchierbar und wird durch RA als der französische Jurist Louis François Elisabeth Ramond (de Carbonnières, 1755–1827) ausgewiesen. Möglicherweise handelt es sich um einen Hör- oder Lesefehler von Lavaters Schreiber, der in der Folge auf der Abschrift auftaucht.<sup>38</sup>

Festzuhalten ist, nur der vollständige Briefftext gibt die sprachlichen Informationen wieder, nur das Digitalisat die bildlichen. Eine Edition von Transkription und Faksimile *ohne* Regest wäre trotzdem nicht selbsterklärend. Sie könnte Regesten nicht ersetzen. Eine echte Bereicherung ist daher eine Synopse aus zuverlässiger Transkription, digitaler Handschrift und Regesten mit Registern.

---

<sup>38</sup> Entsprechend der heute geltenden RA-Grundsätze findet die jüngst als Abschrift identifizierte Vorlage Aufnahme in die »Korrigenda und Addenda« von Band 10 der RA. Auch würde der im Brief nicht explizit benannte Carl Ludwig August von Scholley (1730–1813) in Klammern gesetzt und die mit Nachnamen erwähnte Susanna Katharina von »Klettenberg« (1723–1774) ins Regest aufgenommen werden.

Hendrik Keller

## Das Verbundprojekt »Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung« – Ein Resümee

Das Sächsische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst (SMWK)<sup>1</sup> förderte von Mai 2017 bis Dezember 2019 das Verbundprojekt »Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung«, an dem die landesfinanzierten geisteswissenschaftlichen Forschungseinrichtungen Sachsens beteiligt waren. Dazu wurden eine Projektgruppe sowie ein wissenschaftlicher Ausschuss eingerichtet, der jeweils unter der Leitung des Präsidenten der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig stand.

Die Forschungen des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden (ISGV), des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung an der Technischen Universität Dresden (HAIT), des Sorbischen Instituts in Bautzen und Cottbus (SI), des Leibniz-Instituts für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow (SD), des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa in Leipzig (GWZO), des Deutschen Literaturinstituts Leipzig (DLL) und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (SAW) beruhen auf unterschiedlichsten Quellen bildlicher wie gegenständlicher, aber immer öfter auch multimedialer und rein digitaler Art. Meist sind die relevanten Bestände weit verstreut und müssen aufwändig erschlossen und zusammengeführt werden. Dazu erlangt die digitale Verfügbarkeit dieser Quellen zunehmend an Bedeutung für die wissenschaftliche Arbeit. Mit dem Verbundprojekt bot sich eine hervorragende Möglichkeit, das bei allen Einrichtungen bereits vorhandene, projektbezogene, zum Teil sehr spezifische Wissen im Bereich der Digital Humanities auch den anderen Einrichtungen zur Verfügung zu stellen, wodurch Kompetenzen gebündelt wurden und alle Forschungseinrichtungen voneinander profitieren konnten. Ziel war es, »die sächsischen Institute auf dem digitalen Feld enger zu vernetzen, gerade auch in Hinblick auf die Fähigkeit, zukünftig gemeinsame Aktivitäten oder Projekte mit externen Partnern durchzuführen.«<sup>2</sup>

---

1 Heute: Sächsisches Staatsministerium für Wissenschaft, Kultur und Tourismus. Besonderer Dank gilt Frau Staatsministerin a.D. Eva-Maria Stange für ihr Engagement für dieses Projekt und Frau Dr. Caroline Wagner und Frau Friederike May für die wohlwollende Betreuung seitens des Ministeriums.

2 Auszug aus dem Projektantrag, verfasst von der Wissenschaftskordinatorin der

Eine Aufbereitung und Verfügbarmachung der Quellen und Forschungsdaten in standardisierter Form ermöglicht die vielfältige Nachnutzung und fach- wie standortübergreifende Auswertung von Materialien im Internet, sowohl für die wissenschaftliche Community als auch für die interessierte Öffentlichkeit. Virtuelle Sammlungen bieten den Nutzern je nach Schwerpunkt einen Zugang, der einen zeitlichen oder geographischen Bezug herstellen, aber auch themenbezogen, quellen- bzw. material-, epochen- oder personenbezogen sein kann. Die individuelle Suche in zusammengeführten Beständen mehrerer Archive eröffnet der Forschung neue Perspektiven.

Diese neuen Möglichkeiten werfen aber auch eine ganze Reihe von Fragen auf, die nicht mehr von jeder Institution allein, sondern nur gemeinsam beantwortet werden können. Auch die Funktion von Forschungseinrichtungen als Wissensproduzenten und Wissensvermittler erweitert sich mehr und mehr um die Rolle des Datenhalters. Im erheblichen Umfang werden momentan in Verbänden von Bibliotheken, Archiven und Universitäten Infrastrukturen und Repositorien für die Digital Humanities aufgebaut, sowohl im nationalen als auch im internationalen Kontext. Um hier partizipieren zu können, sind abgestimmte Arbeitsabläufe, die Einhaltung technischer, inhaltlicher und rechtlicher Standards, die Sicherung von Langzeitarchivierung und persistenter Zugänglichkeit von großer Bedeutung. Durch diese fortschreitende Entwicklung sind die geisteswissenschaftlichen Landesforschungseinrichtungen mit erheblichen Herausforderungen konfrontiert.

In diesem Resümee sollen die Genese des Verbundes skizziert, wichtige Themenfelder und auch Herausforderungen benannt und einige Schlussfolgerungen gezogen werden.

Ausgangspunkt des Verbundprojekts war die allgegenwärtige Digitalisierung, die auch vor den Geisteswissenschaften nicht halt macht und ihnen neue Möglichkeiten eröffnet. Zusammengefasst werden diese neuen Möglichkeiten in den »Digital Humanities«, die je nach Betrachtungsweise eine Erweiterung des Methodenkanons der Humanities darstellen oder ein völlig neues Fach etablieren. Die anfangs fünf landesfinanzierten geisteswissenschaftlichen Forschungsinstitute des Verbundes befassten sich alle schon in Vorfeld mit unterschiedlichen Schwerpunkten der Digitalisierung, jedoch zumeist ohne Bezug aufeinander. Es stand jedoch außer Frage, dass dieser Aspekt der wissenschaftlichen Arbeit zunehmend bedeutender geworden ist.

Im Verbundprojekt sollten Quellen im Vordergrund stehen, die schon digital verfügbar waren und bei ihren bestandhaltenden Institutionen präsent

---

Sächsischen Akademie der Wissenschaften, Frau Dr. Ute Ecker.

tiert werden. Diese Quellen sollten nun virtuell im Rahmen eines Forschungszusammenhanges zusammengeführt werden. Damit erwiesen sich auch die Vorbehalte einiger Archivare als unbegründet, die befürchteten, dass in diesem Verbund Parallelüberlieferungen in Konkurrenz zu den klassischen Archiven entstehen würden. Die Bandbreite der Projekte, die die Institute in den Verbund einbrachten, zeigt, wie reich und auch wie heterogen geisteswissenschaftliche Forschung ist. Das Sorbische Institut suchte mit seinem Quellenrepositorium zur Geschichte der Sorben in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus<sup>3</sup> am ehesten einen archivalischen Zugang. Das Projekt der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, über die Quellen und Publikationen ihrer Mitglieder das verlorene Archiv<sup>4</sup> aus Parallelüberlieferungen wiedererstehen zu lassen, schließt sich hier an. Eine »klassische« Nachlasserschließung des Volkskundlers Adolf Spamer<sup>5</sup> leistete das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, während das Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung mit einer inhaltlichen Tiefenerschließung der nationalsozialistischen Zeitung »Der Freiheitskampf«<sup>6</sup> eine weitere Facette hinzufügte. Das Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow wiederum war mit einer Onlineausstellung zu Jüdischen Gelehrten an der Universität Leipzig<sup>7</sup> vertreten. Seit Oktober 2017 verstärkte das Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa den Verbund mit Nachlässen zur Osteuropafor-schung<sup>8</sup> und seit Juli 2018 komplettierte das Deutsche Literaturinstitut an der Universität Leipzig den Kreis mit den Abschlussarbeiten der Absolventen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.<sup>9</sup> Neben den unterschiedlichen thematischen Zuschnitten unterschieden sich auch die bearbeiteten Materialien, das Vorwissen und die hausinternen Möglichkeiten zur Umsetzung digitaler Projekte.

Die Vorgaben für eine gemeinsame Entwicklung sollten von der koordinierenden Stelle, der Arbeitsgruppe der Sächsischen Akademie der Wissenschaften kommen. Zunächst wurden bilaterale Arbeitstreffen in den Instituten initiiert, auf denen die ersten Abstimmungen erfolgten und ausführlichen Zielsetzungen der Teilprojekte besprochen wurden, schon im Juni folgte ein erstes gemeinsames Treffen am Standort des Akademieprojekts in Dresden. Erst hier

---

3 <https://www.serbski-institut.de/de/Digitales-Archivportal> (2.10.2020).

4 <https://archiv.saw-leipzig.de> (2.10.2020).

5 <https://www.isgv.de/spamernachlass> (2.10.2020).

6 <https://hait.tu-dresden.de/ext/forschung/der-freiheitskampf.asp> (2.10.2020).

7 <http://www.dubnow.de/forschung/gelehrtenprojekt> (2.10.2020).

8 <https://www.leibniz-gwzo.de/de/forschung/forschungsspektrum/abgeschlossene-themen/virtuelles-archiv> (2.10.2020).

9 <https://www.deutsches-literaturinstitut.de/textarchiv.html> (2.10.2020).

wurde erstmals die konkrete Zusammenarbeit und das Potenzial erörtert. Ein gemeinsames Präsentationsportal wurde gleich zu Beginn verworfen, unter anderem aufgrund der Gefahr, ein weiteres Spartenportal zu schaffen, dessen Fortbestand nach der Projektlaufzeit fraglich wäre. Stattdessen wurde eine Anbindung an bestehende sächsische Angebote angedacht.

Die Heterogenität der Projekte war zugleich eine Chance, eine möglichst breite Basis an digitaler Expertise zu generieren und in den Verbund zurückzugeben. Vielleicht ergaben sich nicht immer sofort Gewinne für jeden, aber wie Prof. Bürger<sup>10</sup> bei einer Sitzung der projektbegleitenden Kommission der Akademie formulierte: »Digitalisierung ist eine Lebensaufgabe«.

Mit regelmäßigen Workshops in Leipzig, Dresden und Bautzen wurden die Grundlagen der Vernetzung im Verbund gelegt, sowohl inhaltlich als auch technisch. In kleineren internen Arbeitstreffen wurden weitere Festlegungen getroffen – z. B. über die Nutzung der gemeinsamen Normdatei (GND) der Deutschen Nationalbibliothek (DNB), mit der sich Personen, Orte, Schlagworte, Institutionen und Publikationen eindeutig identifizieren lassen. Für Personendaten stand mit dem Beacon-Service von Wikipedia eine einfache, aber wirkungsvolle und erprobte Schnittstelle zur Verfügung. Für Workshops am Jahresende konnten Experten der Stelle für Normdaten der DNB, von Wikidata, der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB) und vom Archivportal-D gewonnen werden, die mit dem Blick von außen wertvolle Expertise für die Arbeit beisteuerten. Dabei zeigte sich aber auch der noch immer deutliche Unterschied zwischen der Welt der Archive und der Welt der Bibliotheken, der sich die Projekte verbunden fühlten. Kommt die GND aus dem bibliothekarischen Kontext und ist dort eine feste Größe, so findet sie im Archivwesen gerade verhalten Eingang.

Schon seit Dezember 2017 bestand dankenswerterweise eine Kooperation mit der SLUB, die anfangs eher beratend tätig war, später als aktiver Partner eine gemeinsame Projektpräsentation auf dem zu diesem Zeitpunkt neu aufgesetzten Portal Saxorum<sup>11</sup> initiierte. Erörtert wurden auch Teilnahmen an den nationalen und europäischen Kulturportalen Deutsche Digitale Bibliothek und Europeana oder auch am Archivportal-D für Archivalien. Sichtbarkeit von Digitalisaten war ein Hauptziel des Verbund-Projekts und doch oft scheitert diese an den Hürden des Urheberrechts, der Lizenzen und des Archivrechts,

---

10 Prof. Dr. Thomas Bürger war bis 2018 Generaldirektor der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden und Vorsitzender der projektbegleitenden Kommission des Akademieprojekts.

11 <https://www.saxorum.de/themen/virtuelle-archiv-fuer-die-geisteswissenschaftliche-forschung> (5.10.2020).



vor allem, wenn man sich im 20. Jahrhundert bewegt. Als Schlagworte seien hier nur vergriffene Werke, lückenloser Rechtenachweis, Persönlichkeitsrechte und Sperrfristen genannt. Grundlegend ändern kann dies nur die Politik – für Wissenschaftler verbinden sich mit dieser Problematik momentan täglich Hürden im Forschungsalltag.

Neben der eigenen Verbundarbeit beteiligten sich die Partner auch an verschiedenen Tagungen und Initiativen. Exemplarisch sollen hier auf die Mitarbeit an der GND-Erweiterung für geografische Datensätze, die 1. GNDCOn – Öffnung der GND<sup>12</sup> im Dezember 2018, an der Vertreter des HAIT, der SLUB und der SAW teilnahmen, und auf die Teilnahme an der Tagung Forschungsdesign 4.0<sup>13</sup> des ISGV hingewiesen werden. »Vielfalt vernetzen – Wissen teilen«<sup>14</sup> – diesen Titel trug schließlich die sehr gut besuchte internationale Abschlussstagung des Verbundprojekts. Mit dem Tagungstitel wurde auch noch einmal sehr treffend zusammengefasst, was in den zweieinhalb Jahren zu leisten war und was mit viel Einsatz, trotz zum Teil widriger Umstände, in den Einzelprojekten und im Verbund geleistet wurde – nämlich die Projekte mit ihren Materialien digital verfügbar zu machen, zu verbinden und in den Projekten generiertes Wissen gemeinsam zu nutzen.

Dabei geht es einerseits um das Wissen der historischen Inhalte und andererseits um das Wissen, welches man für Digitalisierungsprojekte benötigt sowie auch um das Wissen umeinander in der Forschungslandschaft. Mit dem Verbundprojekt wurden erfolgreich die ersten Schritte gemacht und der Grundstein für eine nachhaltige Zusammenarbeit gelegt. Weitere Schritte müssen folgen, will man den erreichten Fortschritt nicht wieder verlieren. Bedauerlicherweise war dies nicht in einer Fortführung des Verbundes möglich.

Und dennoch gibt es eine institutionalisierte Fortführung – dank der Einrichtung einer gemeinsamen dauerhaften Arbeitsstelle im Bereich der Digital Humanities an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften durch das SMWK. Seit Februar 2020 bauen die Mitarbeiter des gemeinsam getragenen »KompetenzwerkD«<sup>15</sup> ein Angebot zur Unterstützung digitaler Forschungspro-

---

12 <https://www.dnb.de/DE/Professionell/ProjekteKooperationen/Projekte/GND4C/gnd4c.html> (5.10.2020).

13 <https://www.isgv.de/aktuelles/veranstaltungen/details/forschungsdesign-4-0-da-tengenerierung-und-wissenstransfer-in-interdisziplinaerer-perspektive> (5.10.2020).

14 <https://www.saw-leipzig.de/de/aktuelles/rueckblick-abschlussstagung-des-verbundprojekts-virtuelle-archive-fuer-die-geisteswissenschaftliche-forschung> (5.10.2020).

15 <https://www.saw-leipzig.de/de/akademie-digital/akademie-digital/kompetenzwerk-d-saechsisches-forschungszentrum-und-kompetenznetzwerk-fuer-digitale-geisteswissenschaften-und-kulturelles-erbe> (5.10.2020).

jekte an den sächsischen geisteswissenschaftlichen Forschungseinrichtungen auf. Es soll jedoch auch darauf hingewiesen werden, dass gerade das erarbeitete Spezialwissen um digitale Methoden und die besonderen Herausforderungen wissenschaftlicher Arbeit in Projekten mit starker digitaler Komponente in besonderem Maße an die bearbeitenden Personen gebunden ist. Bei der überwiegenden Zahl der Projekte hätte es nach der jetzigen Projektphase Potenzial für eine ertragreiche Erweiterung gegeben. Mit diesem Wissen und vor dem Hintergrund, dass Forschungsprojekte ohne digitale Komponente kaum noch förderfähig sind, fällt der Braindrain durch das Ausscheiden der Projektgruppen besonders stark ins Gewicht. Lediglich an zwei Instituten verblieben Bearbeitende mit neuen Projekten am Haus. Fünf Institute verloren diese wertvolle Expertise, die durch eine externe Arbeitsstelle nicht zu ersetzen, sondern nur zu ergänzen ist.

In den nachfolgenden fünf Aufsätzen<sup>16</sup> kann man einen Einblick in die vorliegenden Ergebnisse der Teilprojekte des Verbundes erhalten, die ebenfalls aufzeigen, wie vielfältig – je nach gewählter Methode – die Bearbeitungen auf dem Gebiet der Digital Humanities sein können. Es wäre ein schöner Gewinn, wenn diese Beiträge die Konzeption zukünftiger digitaler Verbundprojekte erleichtern würden.

---

16 Ein weiterer Aufsatz wurde schon an anderer Stelle veröffentlicht. Clemens Heitmann, »Digitales Archivportal zur Geschichte der Sorben. Arbeitsfortschritt und erste Ergebnisse«, in *Lëtöpis* 66 (2019) 1, S. 129–140. Der Launch der Onlineausstellung zu jüdischen Gelehrten in Leipzig wurde auf 2021 verschoben.

Nadine Kulbe

## Erschließung und Digitalisierung des Nachlasses von Adolf Spamer am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde

### Zur Geschichte des Nachlasses

Adolf Spamer (1883–1953) gilt als einer der bedeutendsten akademischen Volkskundler der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Das Fach entwickelte sich allmählich im Laufe des 19. Jahrhunderts und erhielt erst 1919 einen ersten Lehrstuhl an der Universität Hamburg. 1926 wurde an der damaligen Technischen Hochschule Dresden eine Professur für Deutsche Philologie und Volkskunde eingerichtet und dieses zweite deutsche Ordinariat mit Adolf Spamer besetzt. Ab 1936 bekleidete Spamer dann den ersten rein volkskundlichen Lehrstuhl an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin und war nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs maßgeblich am Aufbau der institutionalisierten Volkskunde in der DDR beteiligt.<sup>1</sup>



Abb. 1: Adolf Spamer mit Studierenden in Haithabu, Fotografie, um 1940 (ISGV, Bildarchiv, BSN 69704).

<sup>1</sup> Vgl. Andreas Martin, »Adolf Spamers Wirken in Sachsen (1945–1953). Neue Erkenntnisse aus den Materialien seines Nachlasses«, in ders. (Hg.), *Aus dem Nachlaß Adolf Spamers. Dresden* (Volkskunde in Sachsen, Bd. 3), Dresden 1997, S. 9–52; ders., »Adolf Spamer in Dresden (1926–1936). Zur Geschichte der volkskundlichen Arbeit in Sachsen«, in Michael Simon u. a. (Hg.), *Zur Geschichte der Volkskunde. Personen – Programme – Positionen* (Volkskunde in Sachsen, Bd. 3/14), Dresden 2002, S. 223–238.

Nach seinem Tod kaufte die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin seinen Nachlass »zur Auswertung und Wahrung im Geiste des Verstorbenen.«<sup>2</sup> Spamers Schülerin Johanna Nickel (1916–1984) wurde 1954 an der Akademie angestellt,<sup>3</sup> um das Material auszuwerten und einige Schriften postum zum Druck zu bringen.<sup>4</sup> Ingeborg Weber-Kellermann (1918–1993) veröffentlichte 1956 einen Beitrag im »Deutschen Jahrbuch für Volkskunde«, in dem sie den Nachlass ihres Doktorvaters der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorstellte.<sup>5</sup> Die Volkskundlerin Mathilde Hain brachte 1970 Spamers 1927 abgeschlossene Habilitationsschrift über den »Bilderbogen von der geistlichen Hausmagd« heraus.<sup>6</sup> Bis zum Ende der 1970er Jahre versiegte allerdings das wissenschaftliche Interesse am Nachlass.<sup>7</sup> In den 1980er Jahren wurde er daher fast vollständig an die volkskundliche Arbeitsstelle der Akademie der Wissenschaften der DDR in Dresden abgegeben, eine Vorgängereinrichtung des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV). Ein erstes Verzeichnis des Dresdner Bestandes (etwa 15 laufende Meter) erschien gemeinsam mit kontextualisierenden Aufsätzen 1997.<sup>8</sup> Die Nutzbarkeit des Nachlasses für die Wissenschaft war damit zwar hergestellt, seine Aufbereitung und Verzeichnung entsprach allerdings keinen wissenschaftlichen Standards.

---

2 Vertrag zwischen der von Adolf Spamer als Universalerbin eingesetzten Anna Angerstein und der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 9.9.1953, in Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Archiv, AKL (1945–1968), Nr. 94.

3 Vgl. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Archiv, VA-PA: Personalakte Johanna Nickel (1954–1976).

4 Vgl. Adolf Spamer, »Zauberbuch und Zauberspruch«, in *Deutsches Jahrbuch für Volkskunde* (1) 1955, S. 109–126; ders., »P(h)ol ende Uodan. Zum zweiten Merseburger Spruch«, in *Deutsches Jahrbuch für Volkskunde* (3) 1957, S. 347–365; ders., *Romanusbüchlein. Historisch-philologischer Kommentar zu einem deutschen Zauberbuch. Aus seinem Nachlass. Unter Mitarbeit von Johanna Nickel* (Veröffentlichung des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 17) Berlin 1958.

5 Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann, »Der wissenschaftliche Nachlaß Adolf Spamers«, in *Deutsches Jahrbuch für Volkskunde* (2) 1956, S. 237–245.

6 Vgl. Adolf Spamer, *Der Bilderbogen von der geistlichen Hausmagd: Ein Beitrag zur Geschichte des religiösen Bilderbogens und der Erbauungsliteratur im populären Verlagswesen Mitteleuropas*, bearbeitet und mit einem Nachwort versehen von Mathilde Hain, Göttingen 1970.

7 Vgl. Nadine Kulbe, »Traditionen, Positionen, Austausch. Das Corpus der Segen und Beschwörungsformeln an der Akademie der Wissenschaften der DDR«, in Ingrid Kreide-Damani u. a. (Hg.), *Ethnologie als Ethnographie. Interdisziplinarität, Transnationalität und Netzwerke der Disziplin in der DDR* (in Vorbereitung).

8 Vgl. Martin, Aus dem Nachlass (Fn. 1).

## Ziele, Methoden und Ergebnisse des Projekts

Die Geschichte des Fachs Volkskunde gehört zu den Themen, die seit einigen Jahren von der sich inzwischen als Kulturanthropologie, Empirische Kulturwissenschaft oder Europäische Ethnologie bezeichnenden Disziplin intensiv diskutiert und erforscht wird. Von besonderem Interesse ist hierbei, wie wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Akteurinnen und Akteure Wissen produzieren. Gerade Nachlässe bieten hierfür einen lohnenden Zugang, denn in ihnen materialisieren sich gleichermaßen die Biografien von Forscherinnen und Forschern wie bestimmte Perioden der Wissenschafts- und Wissensgeschichte. Während die Wissenschaftsgeschichte nach Geschichte und Entwicklung einer akademischen Disziplin fragt, geht die Wissensgeschichte deutlich weiter: Wissen ist alles, was ein Mensch einsetzt, um sich die Welt zu erklären und in ihr zu handeln.<sup>9</sup> Dazu gehören Einstellungen, Gefühle, Wahrnehmungen, Informationen, verkörperte Fähigkeiten, Klassifikationen und Konzepte. Wissen ist zeit-, gesellschafts-, kultur- und akteursabhängig. Die Wissensgeschichte fragt, wie und von wem zu einer bestimmten Zeit Wissen hergestellt, verhandelt, angewendet, vermittelt und weiterentwickelt wird. In den Blick geraten dabei die an der Wissensproduktion beteiligten Akteurinnen und Akteure, Netzwerke, Praktiken und Techniken, aber auch gesellschaftliche, kulturelle, politische, biografische bzw. institutionelle Kontexte.<sup>10</sup> Die wissenschaftliche Nutzbarmachung des Nachlasses von Adolf Spamer mit bibliothekarischen Standards<sup>11</sup> und mittels modernen, d. h. digitalen Erschließungsinstrumenten und -methoden war also der logische Schritt, als es darum ging, ein Projekt für den Verbund »Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung« zu entwickeln.<sup>12</sup>

Die dazu konzipierten Projektarbeitsschritte waren auf die Spezifik des Nachlasses und die daraus resultierenden unterschiedlichen Anforderungen

---

9 Vgl. Fredrik Barth, »An anthropology of knowledge«, in *Current Anthropology* 43 (2002), H. 1, S. 1–11.

10 Vgl. u. a. Ina Dietzsch u. a. (Hg.), *Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme*, Köln u. a. 2009; Gesellschaft für Ethnographie und Institut für Europäische Ethnologie der HU Berlin (Hg.), *Volkskundliches Wissen: Akteure und Praktiken* (Berliner Blätter, Bd. 50), Berlin 2009.

11 Vgl. *Regelwerk für die Erschließung von Nachlässen und Autografen (RNA)*, <https://kalliope-verbund.info/files/RNA-R2015-20151013.pdf>, 2019 abgelöst von den *Regeln für die Ressourcenerschließung mit Normdaten in Archiven und Bibliotheken (RNAB)*, <https://d-nb.info/1186104252/34> (17.9.2020).

12 Vgl. Nadine Kulbe, »Der Nachlass Adolf Spamers. Erschließung und Digitalisierung«, in Enno Bünz u. a. (Hg.), *Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2017* (Spurensuche, Bd. 7), Dresden 2017, S. 100–108.

an die Erschließung ausgerichtet. Das Material besteht aus Schrift- und Bildquellen, die in drei Quellengruppen aufgeteilt wurden:

1. das sogenannte Corpus der Segen und Beschwörungsformeln (CSB) als ca. 23.000 Textquellen umfassende Sammlung, die Spamer vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zu seinem Tod zusammengetragen hat. Das CSB dokumentiert populäre religiöse und laienmedizinischen Denkkonzepte und Praktiken über einen Zeitraum vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert;
2. der eigentliche, in mehr als 100 Kartons verwahrte schriftliche Nachlass, bestehend aus Notizen, Manuskripten, Exzerpten, Zeitungsausschnitte, Sonderdrucken etc.;
3. mehrere tausend Bildquellen, u. a. Sammlungen von kleinen Andachtsbildern, Propaganda-postkarten des Ersten Weltkrieges oder Glückwunschkarten, zudem Einzelobjekte wie Exlibris, Grafiken, Fotografien.



Abb. 2: Artoria Gibbons, Postkarte, 1920, aus dem Nachlass Adolf Spamers (ISGV, NaAS/K37/M3/3; ISGV, Bildarchiv, BSN 80389).

Für die Erschließung der visuellen Objekte stand das Digitale Bildarchiv des ISGV zur Verfügung.<sup>13</sup> Hier waren bereits in früheren Jahren mehr als 2.000 Bildobjekte erfasst worden, deren Metadaten im Projekt leicht überarbeitet wurden. Ergänzung fanden diese durch eine Sammlung von ca. 400 kleinen Andachtsbildern.<sup>14</sup> Nach ihrer Digitalisierung wurden die Bilder beschrieben, wenn möglich datiert, Ikonografie und Techniken bestimmt sowie Künstler und Drucker erfasst. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt sind die Neuaufnahmen wie auch die Überarbeitungen nicht öffentlich sichtbar, da für das Bildarchiv seit gut zwei Jahren

---

<sup>13</sup> Vgl. <http://bild.isgv.de/> (17.9.2020).

<sup>14</sup> Vgl. Nadine Kulbe, »Spamer, Andachtsbild, München 1930: Zur Entstehung eines Buches«, in *Volkskunde in Sachsen* 32 (2020), S. 145–166.

eine neue Archivierungs- und Verzeichnungssoftware verwendet wird, die noch nicht über ein Frontend zur Präsentation verfügt. Dieses wird erst Ende 2020 zur Verfügung stehen. Um aber den Bestand an kleinen Andachtsbildern, der zu den größten geschlossenen Sammlungen dieser Gattung in Deutschland gehört, schnell nutzbar zu machen, wurden die Bild- und Metadaten an die Deutsche Digitale Bibliothek (DDB) geliefert.<sup>15</sup> Der hierfür entwickelte Workflow kann künftig für weitere Bildbestände des ISGV nachgenutzt werden.

Die Erschließung des schriftlichen Nachlasses sowie des Corpus der Segen und Beschwörungsformeln erfolgten im Portal Kalliope,<sup>16</sup> das von der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz betrieben wird und seit 2004 das zentrale nationale Nachweisinstrument für Nachlässe, Autografen und Verlagsarchive ist. Das Portal nutzt einen Normdatenpool (interne Normierung und Gemeinsame Normdatei), der allen beteiligten Einrichtungen offensteht. Die eingegebenen Daten sind umgehend öffentlich sichtbar und bündeln alle zu einer Person eingestellten Unterlagen unabhängig von der die Daten einstellenden Institution. Im Ergebnis wurden das CSB und der gesamte schriftliche Nachlass strukturiert nach Werken (enthaltend v.a. Manuskripte und Notizen), Korrespondenz, Lebensdokumenten und Sammlungen (enthaltend Schrift- und Bildquellen sowie das CSB) in knapp 3.500 Datensätzen verzeichnet.<sup>17</sup> Damit verknüpft sind gut 1.700 normierte Datensätze von Personen, Körperschaften, Orten, Schlagworten und Materialarten. Als problematisch erwies sich bisweilen die in der Gemeinsamen Normdatei (GND) verwendete Nomenklatur für Schlagworte. Selbstverständnis und Forschungsinteresse der Kulturanthropologie, der Empirischen Kulturwissenschaft und der Europäischen Ethnologie haben sich im Vergleich zur Volkskunde gewandelt: Einst übliche Begriffe wie »Brauchtum«, »Magie«, »Aberglaube« oder sämtliche Komposita mit »Volk« werden kritisch hinterfragt und einem modernen Fachverständnis angepasst. Die GND allerdings verzeichnet oft noch die »alten« Begriffe, die bei der Verzeichnung des Spamer-Nachlasses aber keine Verwendung mehr finden sollten: Populärkultur statt Volkskultur<sup>18</sup>, Glaubenskonzept statt Aberglauben<sup>19</sup> etc. In vielen Fällen konnten daher nicht die verfügbaren normierten GND-Begriffe verknüpft, sondern es mussten neue angelegt werden, die bisher allerdings nur im Kalliope-Portal verfügbar sind.

---

15 Vgl. <https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/organization/SLMIFYLSPCX-4AUOHTIIQUUYBZ2JJIYF3> (20.9.2020).

16 Vgl. <https://kalliope-verbund.info/> (17.9.2020).

17 Vgl. das Findbuch unter: <http://kalliope-verbund.info/DE-611-BF-42577> (17.9.2020).

18 Vgl. <http://d-nb.info/gnd/4063849-2> (26.9.2020).

19 Vgl. <http://d-nb.info/gnd/4000096-5> (26.9.2020).

Die konzeptionelle Entscheidung, Kalliope als Instrument der Nachlassverzeichnisung zu nutzen, war vor allem praktischen Erwägungen geschuldet: Das Portal samt der für die Dateneingabe notwendigen Software standen mit Beginn der Projektlaufzeit zur Nutzung zur Verfügung und mussten nicht erst entwickelt werden. Der Kalliope-Verbund gewährleistet zudem die Betreuung der datengebenden Institutionen bzw. die Schulung deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, zudem sorgen Treffen der Verbundpartner für einen steten Austausch. Kalliope für die Verzeichnung des Spamer-Nachlasses zu benutzen, diene darüber hinaus auch als Praktikabilitätstest zur Erfassung der weiteren am ISGV verwahrten Nachlässe.<sup>20</sup>

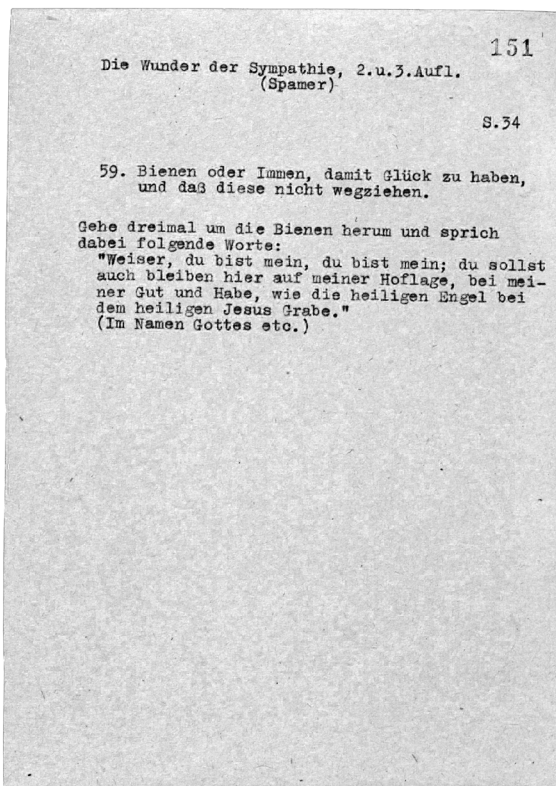


Abb. 3: Bienensegen aus dem Corpus der Segen und Beschwörungsformeln (ISGV, NaAS/CSB/ Bienensegen, Nr. 151; <http://digital.slub-dresden.de/idDE-611-BF-68359/154> [1.10.2020]).

---

20 Vgl. Nadine Kulbe und Andreas Martin, »Bibliothek und Sammlungen des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde«, in Bünz, Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (Fn. 12), S. 174–183 – Die Übersicht der vom ISGV bei Kalliope erfassten Bestände und Handschriften unter <https://kalliope-verbund.info/de/isil?isil.id=DE-D174> (26.9.2020).



Ein weiteres Ziel des Projekts war die Digitalisierung, die jedoch aufgrund der weitestgehend nicht abgelaufenen Urheberrechte und des Materialumfangs in der Projektlaufzeit nur für das CSB realisiert werden konnte.<sup>21</sup> Im Rahmen des Landesdigitalisierungsprogramms des Freistaates Sachsen (LDP), das von der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek (SLUB) koordiniert und umgesetzt wird, diente das Corpus als eine Art Pilotprojekt, um eine neu entwickelte Schnittstelle zwischen Kalliope und der von der SLUB genutzten Digitalisierungssoftware Kitodo zu testen: Bei der Teilnahme am LDP müssen die beschreibenden Metadaten der zu digitalisierenden Objekte von den teilnehmenden Institutionen selbst geliefert werden. Die Nachnutzung von bereits in Kalliope erfassten Metadaten stellt hierbei eine große Zeit- und Ressourceneinsparung dar. Zukünftige Digitalisierungen von Objekten aus dem Nachlass Adolf Spamers können problemlos auf Grundlage der Kalliope-Daten erfolgen und ebenso wie das Corpus für eine breite Nutzung und Auswertung bei *sachsen.digital* zur Verfügung gestellt werden.<sup>22</sup>

Neben der verbesserten Nutzbarmachung des Nachlasses war die Kontextualisierung des Nachlassmaterials ein Hauptziel des Projekts. Das Material zu kontextualisieren bedeutet, es jeweils im Zusammenhang der biografischen, sozialen und politischen Entstehungs- und Gebrauchsbedingungen zu betrachten, um seinen Aussagewert zu vergrößern.<sup>23</sup> Die Rekonstruktion der Kontexte wurde im Projekt vor allem durch die Erhebung von Quellen in auswärtigen Archiven, Bibliotheken und Sammlungen erreicht. Dazu gehörten unter anderem das Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, die Universitätsbibliothek Gießen oder das Bundesarchiv.<sup>24</sup>

---

21 Vgl. zum CSB die Bestandsinformation unter <https://www.isgv.de/projekte/volkskunde/erschliessung-und-digitalisierung-des-nachlasses-adolf-spamer/corpus> sowie den Bestand unter: <https://sachsen.digital/alle-sammlungen/nachlass-adolf-spamer-des-instituts-fuer-saechsische-geschichte-und-volkskunde/listenansicht/> (17.9.2020).

22 Vgl. <https://sachsen.digital/> (20.9.2020).

23 Vgl. Hans Peter Hahn, »Wie Archive das Denken beeinflussen. Über Materialsammlungen, fragmentierte Objektinformationen und die Erzeugung von Sinn im musealen Kontext«, in *Archäologische Informationen* 38 (2015), S. 203–212.

24 Vgl. <https://www.isgv.de/projekte/volkskunde/erschliessung-und-digitalisierung-des-nachlasses-adolf-spamer/quellenverzeichnis-adolf-spamer> (26.9.2020).

## Wissenstransfer und Nachnutzung

Das Projekt zur Erschließung des Nachlasses von Adolf Spamer konnte auf ganz unterschiedliche Art zur Wissensproduktion und zum Wissenstransfer beitragen: zunächst natürlich im Rahmen des Verbundprojekts durch wechselseitigen Austausch über Projektfortschritte, Problemlösungen und künftige Kooperationen.<sup>25</sup> Am ISGV selbst konnten neue Kooperationen etabliert und der Austausch innerhalb der wissenschaftlichen Fachcommunity intensiviert werden. Nicht nur der im Mai 2017 durchgeführte zweitägige Workshop »Wissen – Akteur\*innen – Praktiken. Nachlässe als Quelle volkscundlich-kultur-anthropologischer Wissensgeschichte«<sup>26</sup> trug dazu bei; durch die Erschließung konnten auch Editions-,<sup>27</sup> Forschungs-<sup>28</sup> und Ausstellungsprojekte<sup>29</sup> unterstützt werden. Auch zukünftig ist aufgrund des zentralen Nachweises in Kalliope mit Anfragen zur Nutzung des Nachlasses aus dem In- und Ausland zu rechnen.

Nicht nur die im Laufe des Projekts generierten Erfahrungen können künftig für die Erschließung weiterer Nachlässe und Sammlungen am ISGV nachgenutzt werden. Die Nutzbarmachung des Spamer-Nachlasses hat auch zur inhaltlichen Auswertung des Materials und Entwicklung zahlreicher wissenschafts- und wissensgeschichtlicher Forschungsfragen beigetragen, die einerseits schon während der Projektlaufzeit in verschiedenen Aufsätzen und Vorträgen diskutiert,<sup>30</sup> andererseits auch weiterhin bearbeitet werden sollen.

---

25 So konnte basierend auf den Erfahrungen und Kooperationen des Verbundprojekts »Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung« der interdisziplinäre Projektverbund »Multiple Transformationen. Gesellschaftliche Erfahrung und kultureller Wandel in Ostdeutschland und Ostmitteleuropa vor und nach 1989« eingerichtet werden, der vom ISGV koordiniert wird: <https://www.isgv.de/projekte/soziales-erbe-postsozialistische-vereinigungen-ehemaliger-ddr-betriebskollektive-zwischen-traditionalisierung-und-neuer> (26.9.2020).

26 Vgl. [https://www.isgv.de/aktuelles/veranstaltungen/details/Wissen\\_Akteurinnen\\_Praktiken](https://www.isgv.de/aktuelles/veranstaltungen/details/Wissen_Akteurinnen_Praktiken) (26.9.2020).

27 Vgl. Karl Finke, *Buch No. 3. Ein Vorlagealbum des Hamburger Tätowierers*, hg. von Ole Wittmann, Henstedt-Ulzburg 2017. Das Vorlagealbum von Karl Finke befindet sich im Nachlass Adolf Spamers: ISGV, NaAS/K37/M3/6.

28 Das am Exzellenzcluster »Understanding Written Artefacts« der Universität Hamburg angesiedelte Projekt »Originals Created by Copying. Letters from Heaven and their Agency in Popular Religious Belief (15<sup>th</sup> to 20<sup>th</sup> Century)«, <https://www.written-artefacts.uni-hamburg.de/research/field-c/rfc03.html> (26.9.2020).

29 Die am Museum für Hamburgische Geschichte 2019/20 präsentierte Schau »Tattoolegenden. Christian Warlich auf St. Pauli«, <https://shmh.de/de/tattoolegenden-christian-warlich-auf-st-pauli> (26.9.2020).

30 Vgl. u. a. Nadine Kulbe, »Das Corpus der Segen und Beschwörungsformeln im

Geplant ist beispielsweise eine Monografie, die die von Adolf Spamer gesammelten Bildquellen und die mit ihnen verbundenen Sammlungs-, Archivierungs- und Auswertungspraktiken vor dem Hintergrund wissenschaftlicher Fragestellungen der Produktion von »Bildwissen« untersucht. Bereits konzipiert und fast fertiggestellt ist eine virtuelle Ausstellung über Spamers Sammlung kleiner Andachtsbilder bei der DDB.<sup>31</sup>

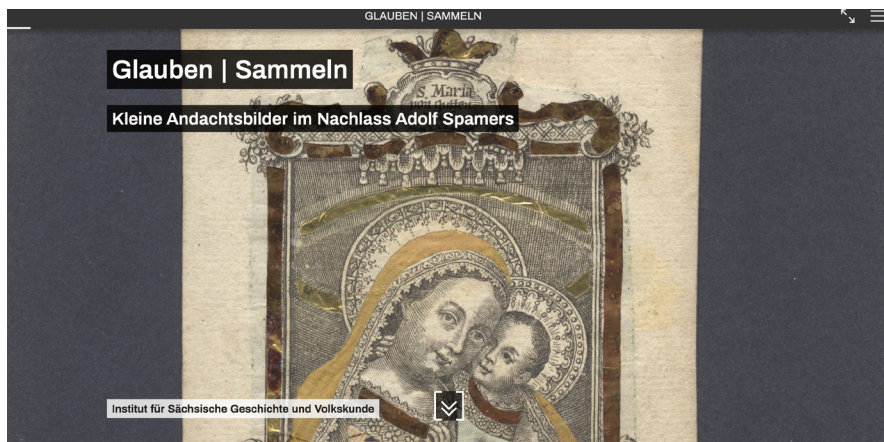


Abb. 4: Titelblatt der virtuellen Ausstellung »Glauben | Sammeln. Kleine Andachtsbilder im Nachlass Adolf Spamers« bei der Deutschen Digitalen Bibliothek (Screenshot).

Diskussionen mit Fachkolleg\*innen, Vorträge über das Projekt sowie auch die Verbreitung von Ergebnissen und Erkenntnissen über verschiedene Öffentlichkeitskanäle des ISGV (Newsletter, Social Media) haben gezeigt, dass von wissenschaftlicher und wissenschaftlich interessierter Seite großes, auch interdisziplinäres Interesse am Nachlass selbst, an einzelnen Sammlungsteilen (u. a. CSB, kleine Andachtsbilder, Material zu Tätowierungen) und an deren öffentlichkeitswirksamer Aufbereitung besteht, die mit der virtuellen Ausstellung zu den kleinen Andachtsbildern erstmals auch für den digitalen Raum versucht werden soll.

---

Nachlass Adolf Spamers«, in Michael Teut u. a. (Hg.), *Religiöse Heiler im medizinischen Pluralismus in Deutschland*, Stuttgart 2019, S. 51; dies. (Hg.), *Wissen – Akteur\*innen – Praktiken. Nachlässe als Quelle volkskundlicher-kulturanthropologischer Wissenschaftsgeschichte* (Tagungsbeiträge), in *Volkskunde in Sachsen* 32 (2020), S. 94–193.

<sup>31</sup> Sie wird ab Herbst 2020 verfügbar sein unter <https://ausstellungen.deutsche-digitale-bibliothek.de>.

Kristina Kunze

## Virtuelle Archive »Sachsen und das östliche Europa« – Erschließung arkaner Quellen für die Osteuropaforschung

### Einleitung

Das Projekt »Virtuelle Archive ›Sachsen und das östliche Europa« – Erschließung arkaner Quellen für die Osteuropaforschung« ist Teil des Verbundprojektes »Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung«, das von 2017–2019 vom Sächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst (SMWK) gefördert wurde.<sup>1</sup> Ziel des Projektes am Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) ist die Erschließung und digitale Zugänglichmachung zweier unterschiedlicher Sammlungen aus zwei Forschernachlässen. Bei den Sammlungen handelt es sich einerseits um die Dia-Sammlung des Prähistorikers und Archäologen Prof. Dr. Joachim Herrmann (1932–2010) und andererseits um die Filmsammlung des Filmhistorikers und Filmwissenschaftlers Hans-Joachim Schlegel (1942–2016). Beide Sammlungen enthalten für die wissenschaftliche Forschung interessante Objekte und Daten, die bislang unerschlossen und unveröffentlicht waren. Mit dem Projekt sollen sie nun für die weitere Beforschung digital zugänglich gemacht werden. Dieser Beitrag dokumentiert die Projektergebnisse, die Projektdurchführung sowie den erarbeiteten Workflow und kann somit als Leitfaden verwendet werden.

Das Projekt stützt sich in seiner Durchführung auf die Ergebnisse einer umfangreichen Literaturrecherche zu Metadatenstandards für Bilder/Dias und Filme, zum Stand der Technik bei der Digitalisierung von audio-visuellen Quellen, zu den rechtlichen Aspekten der Digitalisierung von Kulturgut sowie zu Webtechnologien bzw. Softwarelösungen zur Präsentation der Digitalisate. Bereits durchgeführte Projekte wie etwa das Projekt zur digitalen Erschließung der historischen Glasdiasammlung der Mediathek der HU Berlin<sup>2</sup> oder das Projekt

---

1 Vgl. auch den Einführungsbeitrag im vorliegenden Heft der Denkströme: Hendrik Keller, »Das Verbundprojekt ›Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung« – Ein Resümee«.

2 <http://imeji-mediathek.de/imeji/collection/hFfmQSuYGYX2mJzI> bzw. <http://www.kunstgeschichte.hu-berlin.de/institut/mediathek/projekte/durchblick-digitale-erschlies>

zur Sicherung des sächsischen audiovisuellen Erbes des Filmverbands Sachsen<sup>3</sup> sowie bereits existierende Bildersammlungen wie das Prometheus Bildarchiv<sup>4</sup> oder der Bildindex der Kunst und Architektur<sup>5</sup> sowie Filmdatenbanken wie das deutsche Filmportal<sup>6</sup> dienen dem Projekt als Anregungen. Außerdem waren die DFG-Praxisregeln »Digitalisierung«<sup>7</sup> eine wichtige Grundlage für die Umsetzung des Projektes. Wesentliche Erkenntnisse aus den Recherchen werden im Folgenden bei der Betrachtung der beiden Sammlungen sowie der Darstellung der erarbeiteten Arbeitsabläufe zur Erschließung der Sammlungen vorgestellt.

## Die Diasammlung von Joachim Herrmann

Neben ca. 48 lfd. Metern Bücher und 2 Regalreihen Sonderdrucke enthält der am GWZO befindliche private wissenschaftliche Nachlass von Prof. Dr. Joachim Herrmann eine Diasammlung von ca. 5.400 Dias. Diese Dias entstanden auf zahlreichen wissenschaftlichen Reisen und dokumentieren Ausgrabungen, Grabungsfunde, antike Stätten, aber auch wissenschaftliche Sachverhalte<sup>8</sup>, die dem Forscher vermutlich als Anschauungsmaterial für Vorlesungen dienten. Alle Dias sind in Kästen einsortiert und haben auch innerhalb der Kästen teilweise thematische Unterteilungen. Beispielsweise sind die Kästen mit Oberbegriffen wie »Seehandelsplätze/Seehandel/Boote«, »Forschungsgeschichte/Geschichte/Siedlungsgebiete« oder »Menschwerdung / Methodologie« überschrieben oder konkreten Grabungsgebieten oder Ländern zugeordnet wie Kästen zu »Ralswiek«, »Tornow«, »Rumänien / Jugoslawien« oder »Kriwina / Bulgarien«. Ein Großteil der Dias verfügt über eine Beschriftung auf dem Diarahmen, sodass über die Zuordnung zu einem Diakasten hinaus auch eine inhaltliche Zuordnung der Dias möglich ist. Zudem verfügen einige Dias auch über Quellenangaben zu Monografien bzw. Sammelbänden, aus denen die Abbildungen stammen/kopiert wurden oder in denen sie Verwendung finden/abgedruckt wurden.

---

sung-der-historischen-glasdiasammlung-des-ikb/ (15.4.2020).

3 <https://www.filmverband-sachsen.de/projekte/die-sicherung-des-audiovisuellen-erbes-in-sachsen/> (15.4.2020).

4 <https://www.prometheus-bildarchiv.de/> (15.4.2020).

5 <https://www.bildindex.de/> (15.4.2020).

6 <https://www.filmportal.de/> (am 15.4.2020).

7 *DFG-Praxisregeln Digitalisierung* (Stand 12/2016), herausgegeben von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, [https://www.dfg.de/formulare/12\\_151/12\\_151\\_de.pdf](https://www.dfg.de/formulare/12_151/12_151_de.pdf) (15.4.2020).

8 Beispielsweise Abbildungen von Karten, Siedlungsgrundrissen, Diagrammen oder Keramikformen.



Abb. 1: Diakasten »Tornow«.



Abb. 2: Dias mit handschriftlichen Rahmenbeschriftungen.

## Workflow Dia-Erschließung, Digitalisierung und Präsentation

Im ersten Schritt der Erschließung und Zugänglichmachung der Diasammlung wurden alle Diapositive inklusive der Rahmenbeschriftungen und einer Beschreibung des Abgebildeten in eine Tabelle mit durchlaufenden Nummern aufgenommen. Um die Überprüfung der Dateneingabe zu erleichtern, wurden die Dias bei der Eingabe mit der jeweils laufenden Nummer aus der Tabelle beschriftet. Anschließend wurden die Dias und die dazugehörigen Beschriftungen überprüft, gegebenenfalls korrigiert und mit weiteren Metadaten ergänzt. Anhand einer im Projekt erstellten Übersicht zu Metadaten, die in Bilddatenbanken Verwendung finden, bzw. zu Metadatenelementen, die in den verschiedenen Metadatenstandards festgelegt sind, wurden die für diese Sammlung zu verwendenden Metadaten definiert. Sie umfassen Daten zu Datum und Zeitpunkt der Dia-Erstellung sowie der Digitalisierung, zum/r Verfasser/in der Abbildungsbeschreibung, die Zuordnung zu Sammlung bzw. Diakasten, Maße der Dias (Kleinbild 24×36 mm), Daten zum Ersteller/Autor der Dias inklusive der Normdaten aus der Gemeinsamen Normdatei

(GND)<sup>9</sup> zur Person sowie Metadaten zum Ort des abgebildeten Inhalts. Die Nutzung der eindeutigen und stabilen Bezeichner (GND-IDs) aus der *GND* für Personen und Geografika hatte sich im Verbundprojekt als verbindendes Element der Teilprojekte herauskristallisiert und wurde daher für die Diasammlung angewendet, mit Ausnahme von Dias ohne geografischen Bezug zu einem bestimmten Ort.<sup>10</sup> Als Geografika wurden Orte/Städte, Regionen und Länder als Metadaten aufgenommen. Die dazugehörigen GND-IDs wurden überwiegend nur für die Orte/Städte aufgenommen, teilweise auch für spezielle Ausgrabungsstätten, da diese dann eine präzisere Ortsangabe zulassen.<sup>11</sup> Die Nutzung der GND-Normdaten ermöglicht eine Verlinkung zum Datensatz in der GND, eine Anreicherung der Metadaten mit weiteren Informationen sowie eine Vernetzung mit anderen Projekten und Datenquellen.

Für die Digitalisierung der Dias wurden verschiedene Verfahren recherchiert, getestet und verglichen, um schließlich das am besten geeignete Vorgehen für das Projekt wählen zu können. Dabei gibt es aus technischer Perspektive zwei unterschiedliche Verfahren: einmal mit Hilfe eines Dia-Scanners und zum anderen durch Abfotografieren mit einer professionellen Spiegelreflexkamera mit Vollformatsensor. Für die Digitalisierung mit einem Dia-Scanner gibt es Konsumergeräte oder etliche Dienstleister, die Digitalisierung mittels Scannen zu günstigen Konditionen anbieten. Bei diesen finanziell attraktiven Lösungen ist allerdings die Qualität im Vergleich zur zweiten Verfahrensweise, dem professionellen Abfotografieren, geringer. Zudem stellen Glasdiarahmen ein erhebliches Problem für das Einscannen mittels Diascanner dar. Die Dias müssten vor dem Scannen umgerahmt werden, um überhaupt bzw. um mit gutem Ergebnis gescannt werden zu können, was außerdem die unerwünschte Entkoppelung der Dias von den auf den Rahmen befindlichen Informationen zur Folge hätte. Um die originalen Beschriftungen auf den Rahmen der Dias bei der Archivierung der Objekte in ihrer Zuordnung zu erhalten, fiel die Entscheidung gegen diese Methode und für das Abfotografieren der Dias mit einer Spiegelreflexkamera aus. Dieses Vorgehen bringt zusätzlich zur umfassenden Archivierung den Vorteil einer besseren Schärfe und Qualität des Bildes mit sich, wobei die Art des Rahmens unerheblich ist, da die Bildprojektion abfotografiert wird. Zieht man bei der Auswahl und Durchführung des geeig-

---

9 [https://www.dnb.de/DE/Professionell/Standardisierung/GND/gnd\\_node.html](https://www.dnb.de/DE/Professionell/Standardisierung/GND/gnd_node.html) (15.4.2020).

10 Dazu gehören Dias, bei denen durch fehlende Beschriftungen keine genaue Ortszuordnung möglich war, sowie Dias, die abfotografierte Museumsobjekte oder kopierte Abbildungen und Karten aus Publikationen zeigen.

11 Etwa die GND Nummer für Tornow 4106534-7 bzw. der dazugehörige Link zum Datensatz Tornow (Calau) <http://d-nb.info/gnd/4106534-7> (15.4.2020).

neten Digitalisierungsverfahrens die verfügbaren finanziellen Ressourcen in Betracht, dann können ein Dia-Scanner bzw. eine professionelle Kameraausrüstung zwar angeschafft werden, rentieren sich aber für einen eher kleinen Diabestand<sup>12</sup> wie den im Projekt bearbeiteten nicht, zumal bei der Kalkulation auch noch die personellen arbeitszeitlichen Ressourcen für das Scannen bzw. Abfotografieren mit in Betracht gezogen werden müssen. Auf Basis einer Gesamtkalkulation der verschiedenen Möglichkeiten und unter Berücksichtigung der qualitativen Aspekte fiel die Entscheidung letztendlich zugunsten der Beauftragung eines externen Dienstleisters aus, der die Dias durch Abfotografieren digitalisierte.

Nachdem die Dias digitalisiert worden waren, konnten sie mit den jeweiligen Metadaten zusammengeführt werden. Dafür standen eine ganze Reihe von Metadatenstandards zur Verfügung, die hier kurz genannt seien. Das Metadatenformat Lightweight Information Describing Objects (LIDO)<sup>13</sup> wird vor allem im musealen Kontext zur Beschreibung bildhafter und dreidimensionaler Sammlungs- und Museumsobjekte genutzt. Zudem dient es dem Austausch von Daten zwischen Gedächtnisinstitutionen<sup>14</sup>. Mit Hilfe von LIDO können sowohl deskriptive, als auch administrative Informationen zu einem Objekt erfasst werden. Außerdem kann die Objektgeschichte modelliert und mit Informationen zu Personen oder Orten referenziert werden. Das Dublin Core Metadata Element Set<sup>15</sup> ist ein weiterer Metadatenstandard, der zur Sammlungs- und Bestandsbeschreibung verwendet wird und 15 Kernelemente enthält. Als dessen Erweiterung wurden von der Dublin Core Metadata Initiative (DCMI) die DCMI Metadata Terms<sup>16</sup> herausgegeben. Sie erweitern die Kernelemente um zusätzliche Elemente und beinhalten ein kontrolliertes Vokabular für Objekttypen. Ein auf Bilddateien spezialisiertes Metadatenformat ist der IPTC-IIM Standard (kurz IPTC)<sup>17</sup>. Er wurde vom International Press Telecommunications Council (IPTC) in Zusammenarbeit mit der Newspaper Association of America (NAA) entwickelt. Die Metadaten werden dabei direkt mit in die

---

12 Bei mehr als 30.000 Dias würde sich die Anschaffung von professioneller Technik für das Abfotografieren der Dias inkl. der benötigten personellen arbeitszeitlichen Ressourcen lohnen.

13 <http://network.icom.museum/cidoc/working-groups/lido/lido-technical/specification/> (15.4.2020).

14 Unter Gedächtnisinstitutionen werden Institutionen verstanden, die Wissen sammeln, aufbewahren und vermitteln. Dazu gehören insbesondere Bibliotheken, Museen und Archive.

15 <https://www.dublincore.org/specifications/dublin-core/dces/> (15.4.2020).

16 <https://www.dublincore.org/specifications/dublin-core/dcmi-terms/> (15.4.2020).

17 <https://iptc.org/standards/photo-metadata/iptc-standard/> (15.4.2020).



Bilddatei geschrieben und in einem speziellen Bereich der Datei abgespeichert. Darüber hinaus existieren weitere Metadaten-Standards, wie das DataCite Metadata Schema<sup>18</sup>, das Encoded Archival Description (EAD)<sup>19</sup> Format, das Europeana Data Model (EDM)<sup>20</sup> oder der Metadata Encoding & Transmission Standard (METS)<sup>21</sup> bzw. das Metadata Object Description Schema (MODS)<sup>22</sup>, auf die jedoch hier nicht näher eingegangen wird, da sie für das Projekt nicht verwendet wurden.

Grundsätzlich sind die hier vorgestellten Metadatenstandards alle in der Lage, die im Rahmen des Projektes definierten Metadaten zu speichern, sodass die Auswahl eines geeigneten Standards hauptsächlich von den Rahmenbedingungen abhängig ist. Dazu zählt vor allem die vorhandene technische Infrastruktur in Form von Datenbanksystemen und die darin unterstützten bzw. genutzten Metadatenformate. Da das IPTC Format von vielen Bildbearbeitungsprogrammen unterstützt wird und es technisch über Skripte sehr einfach ist, die Metadaten in die Bilder zu schreiben, wurde im Projekt zunächst dieser Standard genutzt. Durch die zusätzliche Ausgabe der Metadaten in der Extensible Markup Language (XML)<sup>23</sup>, die der Darstellung der Metadaten in strukturierter Form dient, ist es immer möglich, die Daten aus einem Metadatenformat in ein anderes zu konvertieren, indem die Elemente des Ausgangsformats den Elementen des Zielformats zugeordnet werden. Um diese Möglichkeit für spätere Transformationen der Metadaten bei den Dias nutzen zu können, wurde eine Mappingtabelle angelegt. In dieser Tabelle wurden die Metadatenelemente der oft verwendeten Standards LIDO und DublinCore den verwendeten IPTC-Elementen zugeordnet, sodass ein späteres Mapping, beispielsweise beim Umstieg auf ein größeres Portal, bereits vorbereitet ist.

Perspektivisch ist es angedacht, die digitalisierten Dias in einer großen Datenbank, etwa der Deutschen Fotothek<sup>24</sup> der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB)<sup>25</sup> – und darüber hinaus möglicherweise auch in der Deutschen Digitalen Bibliothek (DDB)<sup>26</sup>, zu

---

18 <https://schema.datacite.org/meta/kernel-4.1/> (15.4.2020).

19 <https://www.loc.gov/ead/> (15.4.2020).

20 <https://pro.europeana.eu/resources/standardization-tools/edm-documentation> (15.4.2020).

21 <http://www.loc.gov/standards/mets/mets-home.html> (15.4.2020).

22 <http://www.loc.gov/standards/mods/> (15.4.2020).

23 <https://www.w3.org/TR/xml/> (15.4.2020).

24 <http://www.deutschefotothek.de/> (15.4.2020).

25 <https://www.slub-dresden.de/sammlungen/deutsche-fotothek/> (15.4.2020).

26 <https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/> (15.4.2020).

veröffentlichen. Dazu müssen allerdings noch die bislang ausstehenden Nutzungsrechte für die Veröffentlichung der digitalisierten Quellen erteilt werden. Weiterhin müssten einige Dias aussortiert werden. Einerseits Dias, auf denen Personen abgebildet sind, da deren Persönlichkeitsrechte berührt werden, die Abgebildeten aber größtenteils unbekannt sind. Andererseits auch Dias für den internen Gebrauch, die Abbildungen aus Publikationen wiedergeben, wie Diagramme, Karten oder Skizzen bzw. Museumsobjekte, bei denen Urheberrechte und Leistungsschutzrechte eine Rolle spielen. Da bei den Dias verschiedene Rechte zum Tragen kommen, ist eine endgültige Entscheidung zur Veröffentlichung noch nicht gefallen.

Für die wissenschaftliche Arbeit an der Diasammlung in der Bibliothek des GWZO wurde eine kleine lokale Datenbank erstellt, die die Dias mitsamt Metadaten enthält und für Recherchen genutzt werden kann. Die Datenbank ermöglicht auch die Recherche in den einzelnen Diakästen, da die Dias der Kästen in der Datenbank in gleichnamige Kollektionen einsortiert sind. Dies ermöglicht einen thematischen Zugang und macht auch das Stöbern in einzelnen Diakästen virtuell erfahrbar. Über eine Stichwortsuche kann auch nach beliebigen Stichwörtern aus allen Metadatenfeldern gesucht werden, was einen einfachen Sucheinstieg ermöglicht. Neben thematischen Stichwörtern wie Fund, Profil, Keramik, Plan oder Burg können natürlich auch Länder, Orte und Jahreszahlen als Stichwörter genutzt werden, um die Sammlungen zu durchsuchen oder Suchergebnisse weiter einzugrenzen. Nach Bedarf könnte in Zukunft auch die Bearbeitung der Metadaten durch die Nutzerinnen und Nutzer freigegeben werden, um sie dadurch weiter präzisieren zu lassen. Einige Dias sind ohne Beschriftung und es könnten ggf. Orte und Beschreibungen ergänzt werden, wenn diese den Nutzenden bekannt sind und eine eindeutige Identifizierung möglich ist. Außerdem könnten auch unleserliche Teile der Diabeschriftungen, die bisher mit Auslassungen gekennzeichnet wurden, korrigiert oder ergänzt werden. Denkbar wäre beispielsweise auch die Einbeziehung von Studierenden der Archäologie, die jeweils einen Diakasten bearbeiten, zu den verschiedenen Ausgrabungsstätten recherchieren, die Metadaten der einzelnen Dias überprüfen und ggf. korrigieren und die Arbeit in einer Hausarbeit dokumentieren.

## Die Filmsammlung von Hans-Joachim Schlegel

Der am GWZO befindliche Nachlass des Filmwissenschaftlers Hans-Joachim Schlegel enthält ca. 175 lfd. Meter Sekundärliteratur, 25 Kisten mit Filmzeitschriften und eine Filmsammlung mit ca. 500 Medien. Besonders interessant für das Projekt ist die Filmsammlung. Sie wurde für die weitere wissenschaftliche Nutzung in der Bibliothek des GWZO erschlossen. Die Sammlung enthält 144 Medien mit Dokumentarfilmen und 354 Medien mit Spiel-, Kurz-, und Animationsfilmen. Für die wissenschaftliche Bearbeitung an einem Area Studies-Institut von besonderer Relevanz sind die Dokumentarfilme aus dem östlichen Europa. Darunter sind viele Filmkopien, die zu Festivals eingereicht wurden, für die Hans-Joachim Schlegel als Kurator tätig war. Diese Filme stellen einen besonderen Wert dar, da nicht alle Einreichungen später veröffentlicht wurden und somit die Filmsammlung auch schwer zugängliches, wenig bekanntes Material enthält. Dies wird sich jedoch erst zeigen, wenn eine genauere Bearbeitung der Filme auf Basis der im Projekt erstellten Datengrundlage und nach der Bereitstellung der Filme in der Bibliothek des GWZO stattfindet.

Eine erste Übersicht über die Filme in der Sammlung konnte bei der Erschließung gewonnen werden. Die 144 Medien mit Dokumentarfilmen enthalten insgesamt 289 Filme, da einige Medien Kollektionen aus mehreren Dokumentarfilmen sind. Beispielsweise beinhaltet die kommerzielle Anthologie »Spurensuche« insgesamt 7 Filme, die auf 2 Datenträgern (DVDs) gespeichert sind (siehe Abbildung 3). Die Dokumentarfilme wurden zwischen 1872 und 2016 produziert.<sup>27</sup> Die 354 Medien der Spielfilme enthalten insgesamt 750 Filme, darunter Sammlungen an Kurzfilmen und Animationsfilmen, die pro Medium recht viele einzelne Filme enthalten. Produziert wurden die Filme der Sammlung zwischen 1918 und 2015.<sup>28</sup>

---

27 Etwa die Hälfte der Filme wurde vor und die andere Hälfte der Filme nach 1990 produziert. Aufgrund einer umfangreichen Sammlung von Filmen von polnischen Regisseuren führen diese diesen kleinen Überblick über die Filme an. Vor 1990 entstanden die Filme der Sammlung in Polen (73), der Tschechoslowakei (21), der DDR (11) und der Sowjetunion (6). Nach 1990 entstanden die Filme der Sammlung in Russland (37), Tschien (24), Deutschland (20), der Slowakei (10) und Polen (8). Weitere einzelne Filme entstanden in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion, des östlichen Europa und auch weltweit.

28 Etwa 40% der Filme entstanden vor und 60% der Filme nach 1990. Ein Großteil der Filme entstand in der ehemaligen Sowjetunion (107), gefolgt von Russland (66), Deutschland (47) und Frankreich (19) sowie weiteren Ländern des östlichen Europa und vereinzelt auch weltweit.



Abb. 3: DVD-Behältnis der Dokumentarfilmsammlung »Spurensuche« aus der Filmsammlung von Hans-Joachim Schlegel.

## Workflow Filmerschließung, Digitalisierung und Präsentation

Die Erschließung der Filme geschah zuerst in einer Tabelle, in der alle wichtigen Informationen zu den Filmen zusammengetragen wurden. Begonnen wurde mit den aus der Sammlung isolierten Dokumentarfilmen. Bereits sehr früh im Workflow war durch umfangreiche Recherchen und Konsultation von juristisch versierten Experten klar geworden, dass die Filme aufgrund der Urheberrechte der Filmschaffenden nicht digital online zur Verfügung gestellt werden können. Dem GWZO steht der Nachlass ausschließlich zur wissenschaftlichen Bearbeitung in der Bibliothek zur Verfügung, weitere Nutzungsrechte müssten zusätzlich von den jeweiligen Rechteinhabern erworben werden. Die Filme, die bereits offiziell veröffentlicht wurden, können jedoch in der Bibliothek als Exemplar aufgestellt und in den Katalog der Bibliothek mit ihren Metadaten eingepflegt werden. Anders verhält es sich mit den noch nicht offiziell veröffentlichten Filmen. Da der Urheber selbst bestimmt, ob und wie sein Werk veröffentlicht wird,<sup>29</sup> können diese nicht vom GWZO veröffentlicht oder gar online zur Verfügung gestellt werden. Die dafür notwendige gesonderte Recherche und Anfrage aller Urheber bzw. deren rechtmäßigen Nachfolger

<sup>29</sup> UrhG § 12 Veröffentlichungsrecht.

übersteigt die Ressourcen des Projekts, sodass Bestandsrecherche und Sichtung nur vor Ort möglich sein werden.

Um die tabellarische Erfassung der Dokumentarfilme und später dann auch der Spiel-, Animations- und Kurzfilme als Datenbasis für die Aufnahme der Filme in den Bibliothekskatalog verwenden zu können, wurden darin bereits die Metadaten entsprechend dem Resource Description and Access (RDA)<sup>30</sup> Regelwerk erschlossen.

Der internationale Katalogisierungsstandard RDA wurde an der Deutschen Nationalbibliothek in einem von 2012 bis 2016 laufenden Projekt für den deutschsprachigen Raum entwickelt und eingeführt, seit Oktober 2015 wird RDA für die Erschließung genutzt. Auch die Bibliothek des GWZO, die Teil des Südwestdeutschen Bibliotheksverbundes (SWB)<sup>31</sup> ist, katalogisiert ihre Bestände nach RDA-Standards. Diese legen u. a. fest, dass bei der Katalogisierung die heranzuziehende Informationsquelle für die bibliografische Beschreibung zu beachten ist. Die bevorzugte Informationsquelle für Filme ist eine Beschriftung oder ein Etikett, welches auf der Ressource selbst, also der DVD, fest aufgebracht ist und den Titel enthält. Weitere Informationen können dann beispielsweise dem Behältnis entnommen werden. Angaben, die von Quellen außerhalb der Vorlage stammen, etwa der Webseite des Films, werden in eckigen Klammern angegeben.

Gemeinsam mit der Institutsbibliothek wurden die Richtlinien für die Katalogisierung der Filme zusammengetragen und dokumentiert. Dabei wurde festgelegt, nur die Regisseurinnen und Regisseure, Drehbuchautorinnen und Drehbuchautoren sowie ggf. noch Kamerafrauen und -männer zu berücksichtigen. Diese werden, wenn vorhanden, auch immer mit den jeweiligen GND-IDs verknüpft. Nachdem bis Ende 2019 alle Filme der Filmsammlung in der Tabelle erschlossen wurden, konnte anschließend mit der Katalogisierung der Filme in der Bibliothek begonnen werden. Die Katalogisierung der Filme wird auch nach Projektende noch weitergeführt, sodass schließlich die Filmsammlung in der Bibliothek des GWZO der wissenschaftlichen Forschung zur Verfügung steht. Allerdings sind die Filme, die bisher noch nicht veröffentlicht wurden, nur in der Tabelle nachgewiesen und nicht im Bibliothekskatalog recherchierbar. Trotzdem können sie vor Ort zugänglich gemacht werden.

Im Vergleich zum erarbeiteten Workflow zur Erschließung und Verfügbarmachung der Dias wurde bei den Filmen anders vorgegangen. Da vor allem die rechtliche Situation bei den Urheberrechten eine andere ist, beschränken sich dadurch die Möglichkeiten für die Sichtbarmachung des Bestandes auf die Katalogi-

---

30 <http://www.rda-rsc.org/> (15.4.2020).

31 <http://swb2.bsz-bw.de> (15.4.2020).

sierung in der Bibliothek des GWZO. Dies zeigt wiederum die Relevanz, Quellen auch unter rechtlichen Gesichtspunkten zu betrachten, das betrifft die Quellen selbst, deren Urheber und weitere Leistungsschutzrechte, etwa von Verlagen oder Produktionsfirmen, die bei der Digitalisierung von Kulturgut eine Rolle spielen. Hilfreich war in diesem Zusammenhang die Handreichung »Neue rechtliche Rahmenbedingungen für Digitalisierungsprojekte von Gedächtnisinstitutionen«<sup>32</sup> von Paul Klimpel, Fabian Rack und John H. Weitzmann, welche von digiS in Kooperation mit iRightsLaw 2017 herausgegeben wurde.

## Personensuche im Regionalportal Saxorum

Im Regionalportal Saxorum (SxRM)<sup>33</sup> wurde mit Unterstützung der SLUB Dresden ein thematischer Zugang zum Verbundprojekt der »Virtuellen Archive für die Geisteswissenschaftliche Forschung« geschaffen<sup>34</sup>. Dieser gibt einen Überblick über das Gesamtprojekt sowie die einzelnen Teilprojekte. Darüber hinaus kann über die integrierte Personensuche zu allen Personen innerhalb der Teilprojekte recherchiert werden. Auch im Projekt am GWZO wurde eine Liste mit GND-IDs der im Projekt vorkommenden Personen erstellt. Sie sind nun über die Personensuche auf der Themenseite zu finden. Aus der Diasammlung ließen sich kaum Personen extrahieren, sodass über die Suchfunktion hauptsächlich die Filmschaffenden, die aus den Filmen der Filmsammlung von Hans-Joachim Schlegel extrahiert wurden, gesucht werden können. Auf einer Detailseite können zu jeder Person dann noch weitere Links gefunden werden, die zu weiteren Informationen führen. Eine Ortssuche, die vor allem für die Entstehungsorte der Diaaufnahmen von Joachim Herrmann relevant wäre, ist derzeit noch nicht implementiert, aber in Planung. Ungeachtet dessen gibt das Portal einen guten Überblick über die Teilprojekte im Verbundprojekt und ermöglicht eine Recherche von relevanten Personen. Darüber hinaus sind Personen mit einem Bezug zu Sachsen auch über die allgemeine Personensuche von Saxorum recherchierbar.

---

32 <http://dx.doi.org/10.12752/2.0.002.3> (15.4.2020).

33 <https://saxorum.de/> (15.4.2020).

34 <https://www.saxorum.de/index.php?id=10700> (15.4.2020).

## Zusammenfassung

Die im Projekt verfolgten Ziele, zwei sehr unterschiedlichen Sammlungen aus Forschernachlässen digital zugänglich zu machen sowie das hierfür nötige Vorgehen zu dokumentieren, konnten erfolgreich erreicht werden. Für die weitere Erforschung der audio-visuellen Sammlungen in der Bibliothek des GWZO stehen nun neben einer Bilddatenbank für die Dias die im Projekt erarbeiteten Tabellen und der Bibliothekskatalog zur Verfügung. Über die Anknüpfung an den SWB können die im Katalog verzeichneten Filme auch im Verbundsystem gefunden werden. Somit sind die Filmbestände aus dem Nachlass von Hans-Joachim Schlegel weltweit von Forscherinnen und Forschern recherchierbar. Die Sichtung der Filme ist jedoch aufgrund der komplexen urheberrechtlichen Lage bei Filmen nur vor Ort am GWZO möglich, bietet damit allerdings eine gute Gelegenheit zur Vernetzung mit anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Die Diasammlung von Joachim Herrmann ist derzeit ebenfalls nur lokal in einer Bilddatenbank einsehbar. Auch hier sind es vor allem rechtliche Aspekte, die eine entscheidende Rolle bei der weiteren Entscheidung über die Freigabe der Datenbank für die Öffentlichkeit bzw. die Lieferung der Daten an ein größeres Portal spielen. Wenn dazu eine Entscheidung getroffen wird und die nötigen Rechte vorliegen bzw. der Bestand entsprechend aussortiert wird, könnten beide Optionen recht einfach umgesetzt werden. Die auf einen entsprechenden Server geladene Datenbank könnte über eine Subdomain des GWZO erreichbar gemacht werden. Für die Datenübertragung in ein größeres Portal wurde bereits eine Mappingtabelle für die Metadatenelemente angelegt, die als Grundlage dienen kann. Diese müsste ggf. je nach Zielformat noch angepasst oder erweitert werden. Dies ließe sich ohne großen Aufwand realisieren.

Die dokumentierend begleitete Aufarbeitung von visuellen bzw. audio-visuellen Quellen zur Überführung in ein virtuelles Archiv lieferte dem Institut, das üblicherweise mit schriftlichen Quellen arbeitet, Erfahrungen und Erkenntnisse zur Erschließung, Digitalisierung und Bewahrung dieser »arkanen Quellen«, die auch mit den Verbundpartnern geteilt wurden. Im Vergleich zu anderen Teilprojekten aus dem Verbundprojekt und anderen Projekten, die ähnliches Quellenmaterial bearbeiten, hat sich gezeigt, dass es bei der Bearbeitung eines solchen Projektes auf die Quellen an sich, deren Anzahl und Beschaffenheit, aber vor allem auch auf die personellen und technischen Ressourcen im Projekt und am jeweiligen Institut ankommt. Entscheidungen für die Verwendung von Technologien, Software oder anderer Ressourcen bedingen einander und müssen fortlaufend in einem Projekt hinterfragt und möglicherweise angepasst werden. Nicht immer kann der Projektplan wie gedacht durchgeführt werden, da sich Rahmenbedingungen ändern, neue Entwicklungen

hinzukommen oder Ressourcen nicht mehr zur Verfügung stehen. Auf Basis von umfangreichen Recherchen, Gesprächen mit anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die ähnliche Projekte bearbeitet haben, sowie der fortlaufenden Überprüfung und Anpassung der erarbeiteten Arbeitsabläufe, konnte das Projekt erfolgreich abgeschlossen werden. Zwei sehr interessante und bisher noch nicht wissenschaftlich bearbeitete Sammlungen stehen somit digital für die weitere Erforschung bereit und sind darüber hinaus in ihrer digitalisierten Form leichter erschließbar und vor dem Qualitätsverlust durch Materialalterung sowie Abnutzung und Beschädigung bei der direkten Nutzung, Lagerung, sowie vor Verlust und materieller Zerstörung gesichert.



Christoph Hanzig, Martin Käseberg und Michael Thoß

# Das Datenbankprojekt des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung zur sächsischen NS-Tageszeitung »Der Freiheitskampf«

## 1. Ausgangslage

Ein erhebliches Problem bei der Untersuchung des Nationalsozialismus in Sachsen ist die schlechte Quellenlage für die Jahre 1933 bis 1945, was sich für eine Forschungseinrichtung, wie das Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung an der TU Dresden (HAIT), besonders negativ auswirkt. Viele Akten und Unterlagen zur NS-Zeit wurden von den Nationalsozialisten selbst zerstört oder gingen durch Kriegseinwirkungen verloren. Allerdings erhielt sich die sächsische Gauzeitung der NSDAP, »Der Freiheitskampf« (FHK), in ihrem Erscheinungszeitraum fast vollständig. Die Tageszeitung bietet eine zwar einseitige, aber dennoch wertvolle Perspektive in die Geschichte des Nationalsozialismus in Sachsen von den ersten großen Wahlerfolgen der NSDAP 1930 bis in die letzten Tage des NS-Regimes im Mai 1945. Daher hat die Zeitung das Potential, die Überlieferungslücken zum Nationalsozialismus in Sachsen und dessen Akteuren zu einem erheblichen Teil zu kompensieren. Der FHK ist also eine für die historische Forschung äußerst wertvolle, jedoch besonders kritisch einzuordnende Quelle. Durch ihren Facettenreichtum spiegelt die NS-Tageszeitung Machtstrukturen und Alltagsgeschehen gleichermaßen wider, was Rückschlüsse auf die regionalspezifische Ausgestaltung des NS-Staats ermöglicht. Darüber hinaus werden tiefergehende Einblicke in gesamtgesellschaftliche Interaktionen während der NS-Zeit in Sachsen gewährt.

Schon in den 1990er Jahren hatten die Sächsische Staats-, Landes- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB) und das Stadtarchiv Dresden ihre Bestände des FHK zusammengefasst und auf Mikrofilm archiviert. Inzwischen stehen die Mikroverfilmungen als Digitalisate im TIFF-Bildformat zur Verfügung.<sup>1</sup> Der in der SLUB verwahrte Bestand umfasst mehr als 67.000 digitalisierte Zeitungsseiten. Auf dieser Grundlage begann im HAIT bereits 2009 ein

---

<sup>1</sup> Vgl. Thomas Widera, Martin Munke und Matti Stöhr, »Der Freiheitskampf«. *Digitalisierung und Tiefenerschließung einer NS-Zeitung*, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-164012> (2.10.2020).

Sondierungsprojekt unter Leitung von Dr. Thomas Widera. Da eine Volltexterkennung des FHK zu diesem Zeitpunkt noch nicht in befriedigender Qualität möglich war, und aus den Forschungen am HAIT ein inhaltliches Interesse speziell an sächsischen Sachverhalten und Akteuren bezüglich verschiedener Themen existierte, entschieden sich die Bearbeiter bei der Erschließung für einen qualitativen Ansatz. Ziel war der Aufbau einer Datenbank für Zeitungsartikel mit Sachsenbezug, in der neben den Metadaten auch handelnde Personen aufgenommen, der Inhalt kurz zusammengefasst und anhand einer eigens entwickelten Kategorienstruktur eingeordnet werden sollte. Schnell wurde klar, dass der FHK nicht nur wichtige Informationen zur sächsischen NSDAP, sondern auch zu regionalen und lokalen Funktionären enthielt, die nicht unbeachtet bleiben sollten. Deshalb entstand als Nebenprodukt auch eine Personendatenbank mit sächsischen Akteuren aus Staat, Partei, Wehrmacht, Kultur und Wissenschaft.

Da das Sondierungsprojekt zunächst nur aus den laufenden Haushaltsmitteln des HAIT vorangetrieben wurde, war eine ausreichende und durchgängige Finanzierung nicht immer möglich. Diese finanziell bedingten Bearbeitungsstillstände führten zu einer hohen Fluktuation bei den studentischen Bearbeitern, was den Fortschritt zusätzlich bremste.

Erst mit der Finanzierung des Datenbankprojektes zur NS-Tageszeitung »Der Freiheitskampf« als Teil des Verbundprojektes »Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung« durch das Sächsische Ministerium für Wissenschaft und Kunst (SMWK) konnte eine kontinuierliche Bearbeitung des Bestandes im HAIT stattfinden.<sup>2</sup>

## **2. Die Entwicklung des Datenbankprojektes zur Zeitung »Der Freiheitskampf« innerhalb des Verbundes »Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung«**

Im Gegensatz zu den anderen Verbundpartnern existierte zu Beginn des Förderzeitraums im Mai 2017 nicht nur die Konzeption zum FHK-Datenbankprojekt am HAIT, sondern auch die SQL-basierte Datenbank mit mehreren tausend Einträgen. Außerdem konnte das HAIT im Januar 2017 die ersten vier

---

<sup>2</sup> Vgl. auch den Einführungsbeitrag im vorliegenden Heft der Denkströme: Hendrik Keller, »Das Verbundprojekt »Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung« – Ein Resümee«.

Jahrgänge (1930–1934) auf seiner Homepage zur Recherche freigeben.<sup>3</sup> Durch die Finanzierung des Verbundprojektes war nun eine kontinuierliche Bearbeitung des FHK durch ausgebildete Historiker möglich. Verbunden mit technischen und inhaltlichen Anpassungen der Datenbank im Rahmen des Forschungs-Verbundes wurde das Projekt dadurch auf eine neue Ebene gehoben.

Schon während der ersten Verbundtreffen einigten sich die Partner auf eine gegenseitige Vernetzung mittels der Gemeinsamen Normdatei (GND) der Deutschen Nationalbibliothek (DNB). Aufgrund der hohen inhaltlichen Disparität zwischen den einzelnen Projekten, kristallisierten sich sehr schnell Personen und geographische Orte als praktikable Vernetzungselemente heraus.

So konnten 449 von 1.851 in der Personendatenbank zum FHK erfassten sächsischen Akteuren eine GND-Nummer als Identifikator zugeordnet werden. Da die GND-Nummern von der DNB nicht nur für Personen vergeben werden, sondern beispielsweise auch für thematische Schlagwörter und Körperschaften, überprüfte die Projektgruppe die Kategorienstruktur der Datenbank auf mögliche Übereinstimmungen mit dem Thesaurus der DNB. Diese Überprüfung ergab, dass ein großer Teil der HAIT-Kategorien mit den Schlagwörtern bzw. Körperschaften korrespondieren und somit mit den entsprechenden GND-Nummern versehen werden konnten. Allerdings trifft dies eben nicht für alle Kategorien zu, sodass hier weiter nach einer Lösung gesucht werden muss.

Als weitere Schnittstelle zu anderen Projekten wurden sächsische Orte in der Datenbank mit dem HOV-Code des Historischen Ortsverzeichnisses Sachsen<sup>4</sup> des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) als Identifikator markiert. Problematisch für die Bearbeiter waren Ortsnamen, gerade bei kleineren Gemeinden, die mehrfach in Sachsen vorkommen. Da jedoch aus Artikeln im FHK nicht immer zweifelsfrei erkennbar ist, welcher Ort genau gemeint ist, wurden lediglich Orte, die damals mehr als 2.000 Einwohner hatten, mit dem HOV-Code versehen. Somit wurde diese Schwierigkeit weitgehend umgangen und ein nicht zweckdienlicher Rechercheaufwand für die Bearbeiter vermieden. Aber auch die Orte ohne HOV-Indikator bleiben durch ihre Nennung im Bemerkungsfeld, welches nach Schlagwörtern durchsucht werden kann, weiter recherchierbar.

Die Finanzierung im Verbundprojekt ermöglichte auch, die Themenseite zur FHK-Datenbank auf der Internetseite des HAIT im Sinne des Benutzers zu verbessern. Bei der Auswahl eines Artikels aus der Trefferliste erscheinen nun nicht mehr nur Quellenangaben und eine kurze Inhaltszusammenfassung. Zusätzlich werden jetzt die vergebenen Kategorien, die genannten Orte mit mehr

---

3 <https://hait.tu-dresden.de/ext/forschung/der-freiheitskampf.asp> (2.10.2020).

4 <https://hov.isgv.de/> (2.10.2020).

als 2.000 Einwohnern sowie die handelnden Personen aus der Personendatenbank gesondert angezeigt. Diese Anzeigen können angeklickt werden und der Nutzer wird beispielsweise nach der Auswahl einer Person zu einer Seite weitergeleitet, die kurze persönliche Informationen enthält und alle in der Datenbank mit dieser Person verlinkten Artikel anzeigt. So kann der Nutzer leichter und direkter von einem ausgewählten Artikel aus weiterrecherchieren. Zudem erfolgt der Zugriff auf die digitalisierten Zeitungsseiten im HAIT und in der SLUB nun auch über den DFG-Viewer, der sich bei vielen Digitalisierungsprojekten als Standard durchgesetzt hat.

Von Beginn des Verbundprojektes an war es nicht das Ziel der Projektgruppe des HAIT, die Bearbeitung aller Jahrgänge des FHK abzuschließen, da dies aufgrund des Umfangs im Förderzeitraum nicht realisierbar war. Vielmehr sollten die seitenstarken Jahrgänge ab Mitte der 1930er Jahre soweit wie möglich abgearbeitet werden. Im Förderungszeitraum schritt das Datenbankprojekt, trotz der zeitaufwendigen technischen Verbesserungen und Anpassungen für das Verbundprojekt, auch inhaltlich deutlich voran. Die Jahrgänge 1935 bis 1937 konnten abgeschlossen und für die Online-Recherche freigegeben werden. Zudem überprüften die Bearbeiter die Kategorienstruktur und passten diese den Entwicklungen an, sodass das Datenbankprojekt aktuell über 92 thematische Kategorien verfügt.

Dem Benutzer der Datenbank zum FHK stehen auf der Homepage des HAIT diverse Rechercheinstrumente zur Verfügung, die – je nachdem, was gesucht wird und wie spezifisch das Suchinteresse ist – unterschiedliche Zugänge ermöglichen. Bereits auf der Themenseite zum FHK, auf der das Projekt und die Funktionsweise der Datenbank vorgestellt werden, lässt sich eine einfache Stichwortsuche in der Datenbank durchführen. Auf der rechten Seite der Website befindet sich jedoch auch eine Schaltfläche, die dem Nutzer spezifischere Zugänge gestattet. Über die Auswahl »Suche erweitert« ist es von vornherein möglich die Recherche durch die Angabe eines Zeitraums, eines mit dem HOV-Code versehenen Ortes, einer Region oder einer der 92 Kategorien einzugrenzen. Diese Optionen sind beliebig miteinander kombinierbar.

Die Funktion »Ausgaben« ist für jene Suchanfragen geeignet, bei denen ein genaues Erscheinungsdatum bekannt ist oder ein relativ kleiner Erscheinungszeitraum des Artikels vermutet wird. Nach Einstellung von Jahr und Monat kann die gewünschte Ausgabe der NS-Tageszeitung ausgewählt werden. Auf der folgenden Ergebnisseite werden die in der Datenbank vorhandenen Artikel mit kurzer Inhaltszusammenfassung und Seitenzahl angegeben. Darüber hinaus ist es auch möglich, sich die ganze Ausgabe im DFG-Viewer anzeigen zu lassen. Dadurch kann der Nutzer auch nach Artikeln suchen, die sich nicht in der Datenbank befinden.

Die nächste Suchoption sind die »Themen«. Nach der Auswahl erscheint zunächst die erste Ebene des dreistufigen Themen-Thesaurus, wobei sich der Nutzer für eine Oberkategorie entscheiden muss, um auf die zweite Ebene zu gelangen. Von dieser gelangt der Nutzer auf die dritte und letzte Ebene, auf der er dann die spezifische Kategorie auswählt und alle Artikel in der Ergebnisliste angezeigt bekommt, die die Bearbeiter diesem Thema zugeordnet haben. Diese ggf. große Ergebnismenge lässt sich wieder nach den Möglichkeiten der erweiterten Suche einschränken. Zusätzlich kann hier das Suchergebnis mit Hilfe einer zweiten Kategorie präzisiert werden. Der Nutzer ist daher in der Lage, beispielsweise die Trefferliste des Themenfelds »Politische Maßnahmen« durch Auswahl der Kategorie »Antisemitismus« auf behördliche Verordnungen gegen die jüdische Bevölkerung zu begrenzen.

Die letzte Zugangsoption ist die der Personen. Natürlich können die Nutzer einen Personennamen auch einfach im Stichwortfeld eingeben. Allerdings führt dies je nach Häufigkeit des Nachnamens zu unerwünschten Ergebnissen. Daher empfiehlt sich zunächst eine Suche über die Auswahl »Personen« in der Personendatenbank. Im Eingabefeld kann entweder der Nachname oder ggf. die GND-Nummer der gesuchten Person eingetragen werden. Aus der folgenden Trefferliste werden die Personen mit dem gesuchten Nachnamen ersichtlich. Wählt der Nutzer nun eine Person aus, erhält er, wenn vorhanden, kurze Informationen zum Leben und zur Funktion der Person sowie alle mit ihr verknüpften Artikel. Sollte die gesuchte Person mit einer GND-Nummer versehen worden sein, so werden Links zu den entsprechenden Ergebnisseiten des BEACON-Dienstes angezeigt. Durch die Verwendung dieses Angebotes von Wikidata ist es möglich, auch die Erkenntnisse anderer Institutionen über die gesuchte Person zu berücksichtigen. So wird zusätzlich zu den oben genannten Daten eine Linkliste mit allen Webseiten von Projekten angezeigt, die sich am BEACON-Dienst beteiligen und die gleiche GND-Nummer verwenden, etwa der entsprechende Artikel in der Wikipedia.

Während des Förderzeitraums des Verbundprojektes wurde unserer Arbeitsgruppe der Quellenwert des FHK sowohl durch die Nachfrage der Datenbank an sich als auch durch die Anfragen von Personen aus der Forschung und der historisch interessierten Öffentlichkeit aus Sachsen, Deutschland und darüber hinaus nochmals bestätigt. Gerade die persönlichen Anfragen an uns hingen mit der Nutzungsbeschränkung der Digitalisate zusammen, da es nicht allen möglich ist, für die Einsicht der Artikel nach Dresden zu kommen. Sobald dieses Problem, wie weiter unten geschildert, behoben ist, rechnen wir mit einer höheren Nutzerzahl. Trotz der bisher nur eingeschränkten Zugänglichkeit konnten wir im Durchschnitt über 150 Suchanfragen pro Tag in der Datenbank über die Website verzeichnen. Nicht zuletzt werden der FHK und die

Projektdatenbank immer wieder von den Kolleginnen und Kollegen des HAIT konsultiert, die zum Nationalsozialismus forschen. Aus der Arbeitsgruppe heraus entstanden im Zeitraum des Verbundprojektes Vorträge und Aufsätze, die an bestimmten Themenschwerpunkte die Bedeutung des FHK für die historische Erforschung der NS-Zeit in Sachsen und die Nutzungsmöglichkeiten der Datenbank exemplarisch verdeutlichten.<sup>5</sup>

Hinter diesen Aktivitäten steckt auch das Interesse, die Bekanntheit des Projektes zu steigern, da die aufwendige Erschließung der NS-Tageszeitung ihre Würdigung letztlich über die Nutzung der Datenbank durch unterschiedliche Kreise erhält.

### 3. Ausblick

Die Bearbeitung des FHK im Verbundprojekt »Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung« unterstrich nochmals die Bedeutung der sächsischen NS-Tageszeitung als Quelle für die landeshistorische Forschung zum Nationalsozialismus. Daher versucht das HAIT, nach dem Auslaufen der Förderung des Datenbankprojekts zum FHK durch das SMWK<sup>6</sup> die Erfassung der fehlenden Jahrgänge in ähnlicher Intensität fortzusetzen und die mit der Langzeitarchivierung verbundene Pflege von Datenbank und Website weiter zu verstetigen.

Wichtig für eine Erweiterung der Nutzungsmöglichkeit der Datenbank zum FHK war die Grundsatzentscheidung der SLUB, im Laufe des Jahres 2020 die Digitalisate aller ihrer Zeitungsbestände bis zum Jahrgang 1945 frei zugänglich zu machen. Damit entfällt auch für unser Projekt die bisherige Beschränkung im Internet, wodurch die Nutzer zukünftig direkt nach der Auswahl eines Artikels auch auf die entsprechende Zeitungsseite zugreifen können. Bisher war der eigentliche Zugriff auf die recherchierten Zeitungsartikel hauptsächlich wegen urheberrechtlicher Bedenken auf lediglich zwei spezielle

---

5 In einem Sammelband des HAIT zum Thema politischer Gewalt in der ersten Hälfte der 1930er Jahre erschienen folgende Beiträge: Josephine Templer, »Rezeption von politischer Gewalt und ihrer Funktion in der sächsischen Presse zwischen 1930 und 1933. ›Der Freiheitskampf und die ›Arbeiterstimme‹ im Vergleich«, in Gerhard Lindemann und Mike Schmeitzner (Hg.), ... *da schlagen wir zu. Politische Gewalt in Sachsen 1930–1935*, Göttingen 2020, S. 21–52; sowie Christoph Hanzig und Michael Thoß, »Rotmord‹ vor Gericht – politisch motivierte Tötungsdelikte in Sachsen im Spiegel der NS-Tageszeitung ›Der Freiheitskampf von 1931 bis 1936«, in ebd., S. 193–230. Weitere Beiträge in internationalen Tagungsbänden sind z. Zt. in der Peer-Review.

6 Heute SMWKT.

Arbeitsplätze im HAIT und der SLUB beschränkt. Es ist davon auszugehen, dass mit dem Wegfall dieser Beschränkung der bisherige Nutzerkreis deutlich erweitert wird, weil dann der komplette Recherchevorgang online möglich ist.

Über die eigentliche Erschließungsarbeit hinaus entstanden in der Arbeitsgruppe Ideen, wie die Datenbank auch über eine engere Verwendung als Recherchewerkzeug hinaus genutzt werden kann. Eine Überlegung dabei ist wie z. B. eine spezielle Version der Datenbank in der historisch-politischen Bildung, besonders an Schulen, eingesetzt werden kann. Hierzu wäre es nötig, einerseits die Datenbank zu verkleinern, andererseits aber die Einträge stärker zu kontextualisieren, damit Schülerinnen und Schüler die Chance haben, nicht nur offensichtliche, sondern auch subtilere Propagandastrategien zu erkennen. Das historische Beispiel könnte ebenso dazu dienen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Medientaktiken von Nationalsozialisten in den 1930er Jahren und heutigen Rechtsextremen aufzuzeigen.

Da es sich bei den Digitalisaten des FHK seit 1932 um die Dresdner Stadt- ausgabe handelt, liegt eine besonders dichte Überlieferung zum Wirken der NSDAP im Raum Dresden und in der angrenzenden Amtshauptmannschaft vor. Somit lässt sich die Entwicklung der örtlichen Parteiorganisation von den ersten örtlichen Parteistrukturen 1922/23 in Dresden-Cotta über die Gründung der Dresdner Ortsgruppe 1925 bis hin zu einer Parteieinheit mit über 80 Ortsgruppen allein auf dem Dresdner Stadtgebiet im Jahr 1937 nachvollziehen.<sup>7</sup> In einer Excel-Tabelle wurden neben den entsprechenden Artikel-IDs und wichtigen Informationen (Gründungsdatum, z. T. Mitgliederzahlen, Teilungen und Zusammenschlüsse der OG) auch die erwähnten Ortsgruppenleiter sowie der Standort der Parteidienststellen erfasst. Da in den Bemerkungsfeldern der Hauptdatenbank sowohl die Adressen der Sitze verschiedenster Parteiämter und -gliederungen der Gau und Ortsebene, aber auch die Orte von Kundgebungen und anderer Aktionen der Partei erfasst wurden, reifte die Idee einer kartographischen Visualisierung von Orten nationalsozialistischer Herrschaftsausübung, -praxis und -partizipation auf dem Dresdner Stadtgebiet. Hier könnten eben jene Orte in einem georeferenzierten Dresdner Stadtplan eingetragen und mit den entsprechenden Artikeln verlinkt werden. Diese Karte könnte dann durch die Eintragung beispielweise von Standorten der Wehrmacht, der Rüstungsproduktion oder von KZ-Außen- und Zwangsarbeiterlagern sowie Orten anderer nationalsozialistischer Verbrechen ergänzt werden. Damit ließe sich

---

<sup>7</sup> Vgl. z. B. Hans Schmidt, »Der unbekannteste Parteigenosse erobert Dresden. Die Geschäftsstelle auf dem Dachboden«, in *Der Freiheitskampf*, 5.11.1933, S. 7; »Erste NSDAP-Geschäftsstelle – im Keller. Ein alter Dresdner Parteigenosse erzählt aus den Kampfjahren der Bewegung«, in *Der Freiheitskampf*, 20.12.1936, S. 6.

auch hier wieder für Schülerinnen und Schüler, ebenso wie für interessierte Bürgerinnen und Bürger, die Präsenz des Nationalsozialismus im damaligen Dresden optisch vergegenwärtigen. Sie würden dadurch in die Lage versetzt, nachhaltige Mythen, wie die der »unschuldigen Stadt« oder die der Unsichtbarkeit nationalsozialistischer Gewalt, zu hinterfragen und Orte oder Gebäude aus ihrer unmittelbaren Umgebung unter neuen Gesichtspunkten zu betrachten.

Zentrales Anliegen bleibt jedoch der Fortgang der Erschließung der verbleibenden Jahrgänge, wobei der Umfang der Zeitung nach Kriegsbeginn 1939 zunehmend geringer wird, was sich dann in einer schnelleren Bearbeitungszeit niederschlagen wird. Für die Geschichtswissenschaft und die historisch interessierte Öffentlichkeit entsteht durch die Datenbank und durch die verschiedenen Zugangsoptionen ein erheblich erleichterter Einblick in eine zweifelslos problematische, aber eben zentrale Quelle zum Nationalsozialismus in Sachsen.



Silvio Dittrich, Hendrik Keller, Ivonne Makowski und Anne-Simone Rous

## »Virtuelles Archiv der Sächsischen Akademie der Wissenschaften 1846–1945« – vernetzte Wissensdatenbank zur Akademiegeschichte

Die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (SAW) vereint seit ihrer Gründung im Jahr 1846 herausragende Experten aus natur- und geisteswissenschaftlichen Fachgebieten. In den Arbeiten, Korrespondenzen und Nachlässen ihrer Mitglieder bildet sich gewissermaßen das wissenschaftliche Leben im mitteldeutschen Raum wie unter einem Brennglas ab. Der Zeitraum 1846 bis 1945 umfasst dabei das Schaffen von 378 Mitgliedern und die Verwaltungs- und Publikationstätigkeit der Akademie. Ein beträchtlicher Teil dieses Materials wurde mit der Zerstörung des Archivs der Akademie während der Bombardierung Leipzigs im Dezember 1943 vernichtet.

Mit dem Projekt »Virtuelles Archiv der Sächsischen Akademie der Wissenschaften«<sup>1</sup> sollte das Akademie-Archiv der ersten einhundert Jahre wiedergeschaffen und damit eine Grundlage für die Bearbeitung der Wissenschafts- und Institutionengeschichte der Gelehrtenengesellschaft gelegt werden. Durch die Erschließung und digitale Zusammenführung akademierelevanter Quellenbestände aus anderen Archiven wurde gleichzeitig die Vernetzung mit weiteren Portalen und Onlineangeboten möglich gemacht. Das Virtuelle Akademiearchiv versteht sich dabei explizit nicht als eine bestandshaltende Institution, sondern als Wissensdatenbank, welche das verlorene Archiv durch die Erschließung und Verlinkung von Beständen anderer Archive im In- und Ausland virtuell zusammenführt und für eine Auswertung mit den Möglichkeiten der Digital Humanities bereitstellt. Die dazu entwickelte Datenbank bietet in ihrem endgültigen Ausbau eine übersichtliche und zugleich tiefreichende Fakten- und Quellensammlung zu Mitgliedern der Akademie, zur Publikationstätigkeit und zu Forschungsprojekten und ermöglicht durch die Verwendung von Normdaten und offenen Schnittstellen zahlreiche Anknüpfungspunkte.

---

1 Das Vorhaben wurde als Teil des Verbundprojektes »Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung« durchgeführt, welches von Mai 2017 bis Dezember 2019 durch das Sächsische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst gefördert wurde und durch die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig koordiniert worden ist. Vgl. auch den Einführungsbeitrag im vorliegenden Heft der Denkströme: Hendrik Keller, »Das Verbundprojekt »Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung« – Ein Resümee«.

Zu Beginn des Projektes wurden vier Arbeitsschwerpunkte abgegrenzt: Softwareentwicklung, Quellenrecherche zu Mitgliedern, Quellenrecherche zur Geschichte der Akademie sowie der Bereich Vernetzung und Koordination. Als Endprodukt der Softwareentwicklung wurde ein System konzipiert, welches sowohl biografische Daten zu den Mitgliedern, Verzeichnisse von Archivalien und Publikationen, einen Sitzungskalender der Akademie als auch die zugehörigen Digitalisate aufnehmen kann; diese mit Metadaten anreichert, wodurch innerhalb und außerhalb eine möglichst umfassende Verlinkbarkeit geschaffen wird<sup>2</sup>. Weiterhin wurde von Anfang an auf eine sehr granulare Datenstruktur verbunden mit Normdatenvokabularen gesetzt. Dies ermöglicht eine flexible Darstellung vielfältiger Beziehungen in Form von Text, auf einer Karte oder als Graph. Resultierend daraus können sowohl personenzentrierte als auch objektzentrierte Abfragen gestellt werden. Besonderer Wert wurde auf die Quellenbelege gelegt, sodass jeder Einzelnformation ein oder mehrere Belege zugeordnet werden können. Wertvolle Anregungen erhielt das Projekt aus dem Onlineportal der Deutschen Biografie<sup>3</sup> und dem Personendaten-Repository der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften<sup>4</sup>, deren Ansätze und Tools in die Entwicklung einfließen. Im Sinne des Linked-Open-Data-Prinzips<sup>5</sup> und des FAIR-Prinzips<sup>6</sup> zur Datennutzung war ebenfalls ein möglichst freier Zugang zu allen Ressourcen und die Bereitstellung über Schnittstellen Basis der Konzeption des virtuellen Akademiearchivs.

Nach der Begutachtung verschiedener bereits vorhandener Projekte und Softwarelösungen, fiel die Entscheidung zugunsten einer eigenen Datenbankentwicklung auf Basis des in der Akademie schon verwendeten Content Management System (CMS) Plone 5. Ausschlaggebend für die Wahl waren neben dem vorhandenen Knowhow auch die Flexibilität des Systems, moderne Schnittstellen und die breite Entwicklercommunity, die das Open-Source-CMS langfristig weiterentwickelt. Gerade die Flexibilität wurde mehr als einmal benötigt, wenn aufgrund neuer Quellenfunde und Schwerpunktsetzungen im Verlauf des Projekts Anpassungen und Erweiterungen des Ursprungskonzepts nötig wurden.

Für die inhaltliche Komponente des Projekts gab es vier Bestände, auf die zu Beginn zurückgegriffen werden konnte. Zuerst ist hier der kleine, durch externe Lagerung zufällig gerettete Altbestand des Akademie-Archivs zu nennen,

---

2 <https://archiv.saw-leipzig.de> (2.10.2020).

3 <https://www.deutsche-biographie.de> (02.10.2020).

4 <http://www.personendaten.org> (02.10.2020).

5 [https://de.wikipedia.org/wiki/Linked\\_Open\\_Data](https://de.wikipedia.org/wiki/Linked_Open_Data) (2.10.2020).

6 [https://www.forschungsdaten.org/index.php/FAIR\\_data\\_principles](https://www.forschungsdaten.org/index.php/FAIR_data_principles) (2.10.2020).

welcher trotz seines geringen Umfangs während der Kompletterschließung die eine oder andere Überraschung bereithielt. Weiterhin konnten grundlegende Informationen aus dem bereits publizierten Schriftenverzeichnis<sup>7</sup> sowie dem Mitgliederverzeichnis<sup>8</sup> der Akademie auf der Website des Virtuellen Akademiearchivs zur Verfügung gestellt werden. Ein dritter Bestand befindet sich im Archiv der Universität Leipzig, welche über lange Zeit das Archiv der Akademie verwaltete, bevor die Unterlagen direkt dort untergebracht wurden. Der vierte Bestand ist im Hauptstaatsarchiv Dresden verortet, wo sich hauptsächlich Verwaltungsvorgänge und der Schriftverkehr mit dem zuständigen Ministerium finden lassen. Von diesen Hauptfundorten ausgehend wurden in systematischer Recherche weitere Standorte identifiziert, die relevante Quellen vorhalten könnten. Im nächsten Schritt erfolgte jeweils eine ausführliche Suche bevorzugt in online vorhandenen Findmitteln, bei Notwendigkeit aber auch während Vorortbesuchen, z. B. in Freiberg, Leipzig, Berlin und München. Bei außerhalb Deutschlands gelegenen Archiven waren Archivbesuche nur in besonderen Einzelfällen möglich.

Im Rahmen des Projektes wurde zu 55 internationalen Institutionen (Archive, Bibliotheken, Sammlungen in Forschungseinrichtungen) Kontakt aufgenommen. 38 % stellten Digitalisate zur Verfügung, 31 % der Archive verfügten über keine relevanten Quellen und 9 % wünschten eine Vorortrecherche. Somit finden sich im Virtuellen Akademiearchiv auch zahlreiche Quellen aus europäischen Archiven und aus Übersee. Die transnationale Zusammenarbeit gelang jedoch nicht bei jenen Institutionen, die auch wiederholte Anfragen nicht beantworteten (22 %).

Während der Projektlaufzeit konnten zwei Kooperationsvereinbarungen geschlossen werden, eine mit dem Sächsischen Staatsarchiv und eine weitere mit der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB). Aus den akademierelevanten Funden mit mehr als 31.000 Blatt wurden insgesamt 11.108 Blatt zur Digitalisierung ausgewählt. Das Sächsische Staatsarchiv erklärte sich bereit, die ausgewählten Akten bevorzugt zu digitalisieren und die Digitalisate zusammen mit den dazugehörigen Erschließungsdaten – soweit sie keinen Schutzfristen unterliegen – bis Ende 2019 auf der eigenen Plattform online zu stellen. Zur Vorbereitung der Digitalisierung wurden die in Frage kommenden Bestände 2018 durch die Arbeitsgruppe tiefenerschlossen, in das Archivsystem eingepflegt und durch das Staatsarchiv

---

7 Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, *Die Publikationen 1846 bis 2000*, im Auftrag der Akademie hg. von Michael Hübner, Stuttgart/Leipzig 2000.

8 Gerald Wiermers und Eberhard Fischer (Hg.), *Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Die Mitglieder von 1846 bis 2006*, Berlin <sup>2</sup>2006.

geprüft. Technische Verzögerungen führten jedoch dazu, dass bis zum Projektende noch keine Digitalisate zur Verfügung standen.

Durch die Kooperationsvereinbarung mit der SLUB konnte ein wichtiger Partner gewonnen werden, der sowohl Erfahrungen im digitalen Bereich aufweist als auch über etablierte Ressourcen zur Präsentation verfügt. Zunächst in beratender Funktion und sukzessive als aktiver Teilnehmer an der Arbeit des Verbundes ermöglichte die SLUB die Präsentation des Projekts auf dem neu geschaffenen landeskundlichen Portal »Saxorum«<sup>9</sup> und während der Abschluss-tagung »Vielfalt vernetzen – Wissen teilen«<sup>10</sup> im Klemperersaal der SLUB.

Da Recherchen von Quellenbeständen und die Datenbankentwicklung parallel einhergingen, wurde es notwendig, zahlreiche Rechercheergebnisse temporär anderweitig zu verzeichnen, was einen erheblichen Mehraufwand bedeutete und gemeinsam mit weiteren technischen Hürden dazu führte, dass die angestrebte inhaltliche Fülle nicht vollumfänglich erreicht werden konnte. Neben den technischen Herausforderungen, die sowohl für das Backend zur Erfassung der Daten sowie für das Frontend eine längere Entwicklungszeit als geplant bedingten, musste festgestellt werden, dass ein signifikanter Teil der für die Akademiegeschichte relevanten Archivalien noch nicht digitalisiert vorliegt beziehungsweise noch nicht online verfügbar ist. Die bestandshaltenden Archive waren oft wegen arbeitstechnischer Zwänge nicht in der Lage, dies im Projektzeitraum zu realisieren und auf einer eigenen Plattform zur Verfügung zu stellen. Kleinere Bestände konnten in Eigenleistung digitalisiert und mit Zustimmung der Bestandshalter in der eigenen Datenbank veröffentlicht werden. Das eigentliche Ziel, externe Bestände bei den bestandshaltenden Archiven zu verlinken, konnte jedoch nicht in der angestrebten Breite erreicht werden. Erschwerend kommt hinzu, dass die Kosten stark variierten. Die Nutzung offener Creative-Commons-Lizenzen<sup>11</sup> für die wissenschaftliche Arbeit ist in wesentlichen Projekten oft noch nicht vorgesehen. Nicht selten stellten sich unflexible Benutzerordnungen als entscheidende Hindernisse heraus. Es muss auch konstatiert werden, dass es in großen Teilen des deutschen Archivwesens weiterhin vielfältige Vorbehalte gegenüber der Nutzung von Normdaten wie der Gemeinsamen Normdatei (GND)<sup>12</sup> der Deutschen Nationalbibliothek gibt. Alternative

---

9 <https://www.saxorum.de/index.php?id=10700> (2.10.2020).

10 <https://www.saw-leipzig.de/de/aktuelles/abschlusstagung-des-verbundprojekts-virtuelle-archiv-fuer-die-geisteswissenschaftliche-forschung-vielfalt-ernetzen-2013-wissen-teilen> (2.10.2020).

11 <https://creativecommons.org/licenses/?lang=de> (2.10.2020).

12 [https://www.dnb.de/DE/Professionell/Standardisierung/GND/gnd\\_node.html](https://www.dnb.de/DE/Professionell/Standardisierung/GND/gnd_node.html) (2.10.2020).

Ansätze für eine erfolgreiche Zusammenarbeit boten sich dagegen mit Archiven aus Nordeuropa.

In den wenigsten Fällen standen ausreichend Informationen zur Verfügung, die die Nutzung von Digitalisaten ohne Recherche möglich machten. Das Urheberrecht verlangt aufwändige Rechtereklärungen, die nur für ausgewählte Bestände realisierbar waren. Bestrebungen, die Publikationsreihen der Akademie über den vorhandenen Stand von 1879 bzw. 1938 als vergriffene Werke registrieren zu lassen und digital verfügbar zu machen, scheiterten an den noch immer fehlenden Rahmenvereinbarungen für Reihenpublikationen, sodass nur eine inhaltliche Erschließung eingepflegt werden konnte. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass zum aktuellen Zeitpunkt die Rahmenbedingungen für die freie digitale Verfügbarmachung von Archivalien des späten 19. und des 20. Jahrhunderts im Internet als noch immer schwierig zu bezeichnen sind. Die gegenwärtigen Anstrengungen zur Digitalisierung in den Archiven können nur in Verbindung mit praktikableren rechtlichen Rahmenbedingungen die Situation in den nächsten Jahren verbessern.

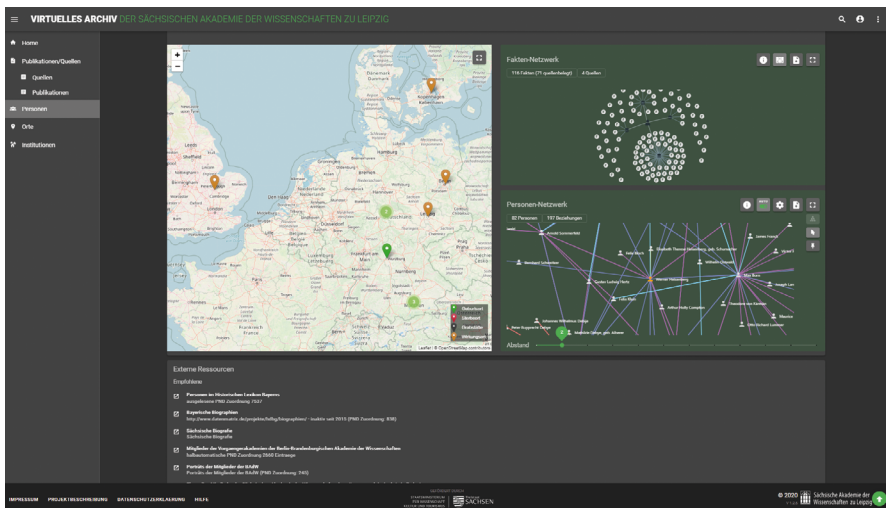


Abb. 1: Ausschnitt aus dem Profil von Werner Heisenberg. Kartenansicht, Faktennetzwerk, Beziehungen und externe Quellen als Beispiel für verschiedene Darstellungsoptionen.

Trotz der gegebenen Umstände waren zum Projektende Anfang 2020 in der Datenbank mehr als 1.500 Personen enthalten, darunter ausführlicher jene 378 Mitglieder, die in der Zeit von 1846 bis 1945 in die Akademie aufgenommen worden waren. Des Weiteren wurden etwa 3.500 Publikationen und annähernd 1.000 Quellen verzeichnet. Einen erheblichen Teil der in der Daten-

bank zugänglichen Publikationen machen die zwei großen Publikationsreihen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften – die Sitzungsberichte und die Abhandlungen – aus. Somit wurde das Ziel erreicht, dass zu jedem Mitglied biografische Daten vorhanden sind, die mit den von ihm verfassten Publikationen und relevanten Quellen verlinkt sind. Zum Teil ist die Recherche in den eingebundenen Digitalisaten direkt möglich. Ferner werden über den Beacon-Service<sup>13</sup> der Wikimedia Deutschland als Schnittstelle weitere datenhaltende Institutionen automatisiert verlinkt. Zugleich stellt das Virtuelle Akademiearchiv selbst eine Beacon-Datei zur Verfügung, die die Verlinkung auf anderen Angeboten, z. B. des Projektverbundes, möglich macht. An der Präsentation der Inhalte wurde bis zuletzt gearbeitet. Vor allem die kartenbasierte Darstellung und die Darstellung von Beziehungen in einem Graph machten Ergebnismengen sehr gut sichtbar und eröffnen neue Zugänge für die Auswertung.

Exemplarisch kann man dies an den Nobelpreisträgern der Akademie aufzeigen, die für diese Zwecke schwerpunktmäßig aufbereitet wurden. Sie erwiesen sich aufgrund der Fülle an Material als lohnende Beispiele, um das Potenzial aufzuzeigen, welches in dieser Datenbankstruktur steckt. Jedoch liegt der Mehrwert des Projekts auch in der Sichtbarmachung von heute eher unbekannteren Mitgliedern, die die Arbeit der Akademie gleichermaßen geprägt haben. Der erreichte Stand stellt daher ein Teilergebnis dar und bietet sich zur Weiterentwicklung an.

Tab. 1: Gesamtzahl der erfassten Publikationen und Quellen zum Projektende im Januar 2020.

<b>Publikationen</b>	<b>Anzahl</b>	<b>Quellen</b>	<b>Anzahl</b>
Monografien	27	Briefe	476
Sammelbände	308	Bilder	226
Aufsätze	2.977	Online-Quellen	69
Zeitungen	43	Akten	61
Zeitungsartikel	86	Manuskripte	34
Andere	34	Berichte	22
		Urkunden	17
		Tagebücher	6
		Andere	64
<b>Gesamt</b>	<b>3.479</b>		<b>975</b>

<sup>13</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:BEACON> (2.10.2020).

Ein Desiderat musste die Akademie-Geschichte bleiben. Die Quellenerschließung dazu erfolgte im Rahmen der allgemeinen Archivrecherchen, jedoch war die Aufbereitung in einem eigens dafür vorgesehenen Modul der Datenbank nicht zu leisten. Für eine mögliche Weiterentwicklung sind Themenseiten zu den Forschungsprojekten und den Expeditionsbeteiligungen angedacht. Ein eigenes Modul mit den Beständen zur Verwaltung und Finanzierung der Akademie war ebenfalls Bestandteil der Konzeption. Beide Teilbereiche sollen über die Möglichkeit zur Vernetzung mit relevanten Quellen und beteiligten Personen einen redaktionellen Teil zur Darstellung der Thematik bieten. Besondere Erwähnung verdient der geplante Sitzungskalender der Akademie. Über die gedruckten Sitzungsberichte sind die Sitzungen beider Klassen dokumentiert und die Vorträge über die Datenbank recherchierbar. Durch die Erschließung des Altbestandes kam überraschend eine über viele Jahre geführte handschriftliche Version der Protokolle zu Tage, die es ermöglicht, beide Quellen gegenüberzustellen und tiefere Einblicke in die Geschichte der Akademie zu nehmen. Verbunden mit vielfältigen weiteren Daten zur Akademiegeschichte ergab sich eine lohnende Perspektive für eine chronologische Darstellung in Form eines Kalenders, die vorerst ebenfalls Konzept bleiben musste.

Im Ergebnis des dreißigmonatigen Projekts lässt sich festhalten, dass es trotz großer Herausforderungen gelungen ist eine nachhaltige und innovative Datenstruktur in einem modernen CMS zu etablieren, welches die Möglichkeiten einer Wissensdatenbank zur Institutionsgeschichte aufzeigt und vielfältige Möglichkeiten für eine Weiterentwicklung bietet. Über den Projektzeitraum hinaus liegt die technische Betreuung in den Händen des Referenten für Digital Humanities der Akademie, welcher schon während der gesamten Laufzeit wesentliche Unterstützung geleistet hat.<sup>14</sup>

Umfangreiche ungesichtete Bestände, zu denen schon Vorarbeiten geleistet wurden, die noch ausstehenden Digitalisate aus dem Sächsischen Staatsarchiv, weitere ausstehende Auswertungen von Quellen zur Anreicherung aller Mitgliederprofile und die beschriebenen Desiderate für die Erweiterung der Datenbank sind nur die augenfälligsten Punkte, die eine Weiterentwicklung lohnenswert machen. Zudem bietet sich eine Weiterführung und Vertiefung über das Jahr 1945 hinaus an, die in der Struktur bereits angelegt ist.

Mit dem erreichten Stand und in Hinblick auf die mögliche Erweiterung kann die Datenbank innerhalb der Sächsischen Forschungslandschaft und da-

---

14 Unter seiner Anleitung arbeitet eine verbliebene wissenschaftliche Hilfskraft schon vorbereitete Daten ein, sodass auch 2020 noch ein kontinuierlicher Zuwachs an Inhalten zu verzeichnen ist.

rüber hinaus Vorbildcharakter erlangen – als Tool für Forscher insbesondere der Wissenschaftsgeschichte, aber auch der einzelnen Fachwissenschaften. Für eine Fortführung wäre neben einer Projektförderung auch eine kuratierte Öffnung für alle Akademiemitglieder und -mitarbeitende oder sogar ein Citizen-Science-Projekt denkbar. Es wäre wünschenswert, dass einer dieser Wege bald beschritten wird, damit sich die Wissensdatenbank weiterhin füllt und ihr ganzes Potenzial langfristig genutzt werden kann.



Sebastian Weirauch

## Das Digitalisierungs- und Textarchivprojekt »Das Literaturinstitut der DDR ›Johannes R. Becher von 1955 bis 1993« – Ein Arbeitsbericht

Zwischen 1955 bis 1993 war das Literaturinstitut »Johannes R. Becher« in Leipzig die einzige Ausbildungsstätte für Autoren im gesamten deutschsprachigen Raum. Seine Aufgabe bestand darin, die ideologische und künstlerische Ausbildung von Schriftstellerinnen und Schriftstellern im Sinn des Sozialismus zu fördern. Am Institut studierten während der knapp vierzig Jahre seines Bestehens namhafte Autoren wie Erich Loest, Ulrich Plenzdorf, Ralf Giordano, Werner Bräunig, Angela Krauß, Katja Lange-Müller, Kurt Drawert oder Ronald M. Schernikau, aber auch zahlreiche heute vergessene Absolventen. In ihrer Gesamtheit hatten die Institutsautoren nicht nur einen enormen Einfluss auf das literarische Feld der DDR und teilweise auch auf das der BRD, sondern ebenso auf unterschiedlichste kulturpolitische Institutionen – auf Radio- und Fernsehproduktionen sowie auf regionalkulturelle Zusammenhänge.

Das Becher-Institut wurde bereits in einem von 2013 bis 2017 am Deutschen Literaturinstitut Leipzig durchgeführten Forschungsprojekt untersucht, das zunächst vom Sächsischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst (SMWK) und später von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert wurde. Untersuchungsgegenstand des Vorhabens bildete die historische Aufarbeitung der Arbeitsstrukturen und Entwicklungsphasen des Instituts. Dazu zählte auch die Dokumentation und Analyse der kulturpolitischen Einflüsse auf die Ausbildungssituation, die Erörterung der pädagogischen Praxis sowie die Untersuchung der institutionellen Beziehungskonstellationen. Als Ergebnis des Projekts liegen neben den Aufsätzen in der *Zeitschrift für Germanistik*, in *Denkströme* sowie in *Sinn und Form* die 2018 erschienene umfangreiche Monografie *Schreiben lernen im Sozialismus. Das Institut für Literatur ›Johannes R. Becher«* vor.<sup>1</sup>

---

1 Vgl: Isabelle Lehn, Sascha Macht und Katja Stopka, »Vorbemerkung zu: Sarah Kirsch. ›Im Spiegel. Poetische Konfession«, in *Sinn und Form* 6 (2013), S. 848–855; dies., »Das Institut für Literatur ›Johannes R. Becher«, Leipzig (1955–1993). Literarische Schreibprozesse im Spannungsfeld von kulturpolitischer Vereinnahmung, pädagogischem Experimentieren und poetischem Eigensinn«, in *Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie*

In dem 2017 abgeschlossenen Vorhaben stand ein zentraler archivarischer Korpus des Becher-Instituts im Fokus: Eine im Deutschen Literaturinstitut Leipzig zufällig entdeckte Sammlung von 474 maschinenschriftlichen Seminar- und Abschlussarbeiten aus dem Zeitraum 1958–1993 im Umfang von fast 25.000 Seiten. Bemerkenswert an diesem Fund war der Umstand, dass eigentlich alle Dokumente des Becher-Instituts nach dessen Abwicklung im Jahr 1993 an das Sächsische Staatsarchiv (Staatsarchiv Leipzig) übergegangen waren und die Arbeiten im Keller des Deutschen Literaturinstituts gefunden wurden, das sich aber in einem anderen Gebäude befindet. Im Anschluss an das DFG-Projekt, das im Wesentlichen aus einer institutionsgeschichtlichen Forschungsperspektive untersuchte, sollten die Abschlussarbeiten literaturwissenschaftlich gesichtet, digital archiviert und katalogisiert sowie eine kommentierte Auswahlanthologie in Buchform publiziert werden. Realisiert werden konnte das von Juni 2018 bis Dezember 2019 laufende Vorhaben durch die Förderung des Sächsischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst (SMWK).<sup>2</sup>

Die Abschlussarbeiten stellen zentrale Dokumente der institutionellen Schreibausbildung dar. Jeder Absolvent hatte vor Beendigung seines Studiums sowohl einen essayistischen als auch einen literarischen Text einzureichen. Die Texte dokumentieren damit nicht nur die kulturpolitischen und literarischen Konjunkturen am Becher-Institut – etwa die Aufbau-Phase, die Programmatik des Bitterfelder-Weges, die Ankunfts-literatur, die Lyrikwelle und später experimentelle oder postmoderne Strömungen. Sie vermitteln auch einen Eindruck von dem für das Institut prägenden Konflikt zwischen ästhetischen Autonomisierungsbestrebungen der Studenten und der volkspädagogisch-normativen Rahmung der Ausbildungsstätte. Den literarischen Abschlussarbeiten der Gattungen Prosa, Lyrik und seltener Dramatik oder Radio- und Rundfunktext stehen dabei zahlreiche essayistische Texte gegenüber, die sich an zentralen und stetig wiederkehrenden poetologischen sowie kulturpolitischen Problemstellungen abarbeiten.

Darunter finden sich Essays wie Werner Bräunigs *Probleme des lyrischen Bildes im sozialistischen Realismus* (1960), das sich als Kritik an der literarischen Moderne lesen lässt und ganz im Sinn des Sozialistischen Realismus Einfachheit und Volkstümlichkeit einfordert.<sup>3</sup> Es gibt aber auch offen zweifelnde

---

*der Wissenschaften* 14 (2015), S. 77–104; dies., »Das Institut für Literatur ›Johannes R. Becher‹. Eine Institution im Wandel von vier Dekaden DDR-Literaturgeschichte«, in *Zeitschrift für Germanistik (Schwerpunktthema)* 3 (2016), NF XXVI, S. 486–501; dies., *Schreiben lernen im Sozialismus. Das Institut für Literatur ›Johannes R. Becher‹*, Göttingen 2018.

2 Heute SMWKT. Vgl. auch den Einführungsbeitrag im vorliegenden Heft der Denkströme: Hendrik Keller, »Das Verbundprojekt ›Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung‹ – Ein Resümee«.

3 Werner Bräunig, *Probleme des lyrischen Bildes im sozialistischen Realismus. Essay-*

poetische Konfessionen wie z. B. Sarah Kirschs Essay *Im Spiegel* (1965), in dem sie ihre Autorschaft unter Rückgriff auf eine romantische Motivik begründet. Auch die literarischen Abschlussarbeiten dokumentieren die großen Gegensätzlichkeiten der Studierenden und das Schwanken zwischen (Selbst-)Zensur und künstlerischem Ausdruckswillen.<sup>4</sup> Manchmal aber zeugen die Archivbestände auch vom Willen zur Erfüllung des literarischen Plansolls. Helmut Baierl etwa verhandelt in seinem stark an Brecht orientierten Lehrstück *Die Feststellung* (1957) die in der DDR politisch überaus brisante Thematik der Republikflucht und bietet letztlich eine an der Dialektik orientierte versöhnliche Lösung an – die Flucht eines Bauernpaares in den Westen war lediglich die Folge einer Kette unglücklicher Missverständnisse sowie der schlechten Kommunikation zwischen Parteibasis und den, wie könnte es anders sein, natürlich zur Selbstkritik bereiten Funktionären.<sup>5</sup> In anderen Werken wie z. B. in Karl-Heinz Jakobs Gedichtsammlung *Guten Morgen, Vaterlandsverräter* (1958) klingen trotz aller Parteilichkeit kritische Untertöne an. »[D]er Marxismus beschäftigt nur/ unsere Hirne« heißt es da über den Sozialismus nach einem bitteren Resümee der vom lyrischen Ich gemachten Tätererfahrungen als Wehrmächtsangehöriger während des Zweiten Weltkriegs.<sup>6</sup> Anhand derartiger Chiffren wäre zu erörtern, wie die »Unfähigkeit zu trauern« in der DDR mit der sozialistischen Ideologisierung der Nachkriegszeit verknüpft gewesen ist.<sup>7</sup>

Spätere Abschlussarbeiten zeigen unterschiedlichste literarische Einflüsse und die Pluralisierung der Schriftstellerausbildung. Die Gedichte von Ulrich Berkes, die dieser Ende der sechziger Jahre einreichte, sind vom Surrealismus

---

*istische Abschlussarbeit*, Archivadokument der UB Leipzig (unveröffentlichtes Digitalisat/Originaldokument), 1960.

4 Sarah Kirsch, *Im Spiegel. Poetische Konfession. Essayistische Abschlussarbeit*, Archivadokument der UB Leipzig (unveröffentlichtes Digitalisat/Originaldokument), 1965.

5 Helmut Baierl, *Die Feststellung. Literarische Abschlussarbeit*, 1957, <https://sachsen.digital/werkansicht/dlf/343305/1/> (27.9.2020).

6 Karl-Heinz Jakobs, *Guten Morgen, Vaterlandsverräter. Literarische Abschlussarbeit*, 1958, hier: S. 18, <https://sachsen.digital/werkansicht/dlf/334007/1/> (27.9.2020).

7 Vgl. Magarete Mitscherlich-Nielsen, »Die (Un)Fähigkeit zu trauern in Ost- und Westdeutschland. Was Trauerarbeit heißen könnte«, in *Psyche* 5 (1992), S. 406–417; Daniel Weidner, »Die Unfähigkeit zu trauern«. Geschichte einer Abwehr«, in *Blog-Beitrag des Leibniz-Zentrums für Literatur- und Kulturforschung in Berlin (ZfL)*, 2017, <https://www.zflprojekte.de/zfl-blog/2017/11/14/daniel-weidner-die-unfaehigkeit-zu-trauern-geschichte-einer-abwehr/> (27.9.2020); Weidner weist hier darauf hin, dass sich die Formulierung der »Unfähigkeit zu trauern« im Werk von Alexander und Margarete Mitscherlich keinesfalls auf die Opfer des Nationalsozialismus bezieht, sondern stattdessen auf die Täter, die eine Abwehr gegen den Verlust der Positividentifikation durch die NS-Diktatur und den Führerkult aufrechterhalten.

beeinflusst und verhandeln zunächst verklausuliert auch homosexuelle Erfahrungen.<sup>8</sup> Kurt Drawerts Lyrik und Prosa aus den achtziger Jahren hingegen begibt sich in einen Dialog mit postmodernen Schreibansätzen und mit der bildenden Kunst, u. a. mit Caspar David Friedrich.<sup>9</sup> Von der später als Lyrikerin bekannt gewordenen Barbara Köhler – eines ihrer Gedichte zielt als Folge der sogenannten Gomringer-Kontroverse nunmehr die Fassade der Alice Salomon Hochschule in Berlin – liegt hingegen mit *Die Prinzessin von Banalien* (1988) ein groteskes Feenmärchen vor; eine Adaption des gleichnamigen Textes von Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach aus dem Jahr 1872. Pendelnd zwischen postmoderner Sinnverweigerung und feministischer Autorschaft liest sich Köhlers Stück wie ein Kommentar zu den literarischen und gesellschaftlichen Entwicklungen in der DDR während der achtziger Jahre.<sup>10</sup>

Dies sind nur einige Beispiele für die Abschlussarbeiten bekannterer Absolventen und deren nicht zu unterschätzende Bedeutung. Aber auch die Texte heute vergessener Autoren haben einen mal ästhetischen, mal chronistischen Wert – nicht nur für die Institutsgeschichte, sondern auch für die DDR-(Literatur-)Geschichte, die zusehends auch als Teil der gesamtdeutschen (Literatur-) Geschichte gesehen wird. Doch gerade das Spannungsverhältnis zwischen ästhetischem Eigenwert und Gesinnungsästhetik, das durchaus ein Spezifikum der DDR-Literatur darstellt, macht eine literaturwissenschaftliche Kommentierung und die Auswahl der Texte für eine Anthologie zu einer Herausforderung.<sup>11</sup> Verschiedenste Gesichtspunkte müssen berücksichtigt werden, u. a. auch die Kanonizität und Exemplarizität der Texte für ihre Zeit bzw. Epoche.

Die Problemstellungen des Textarchiv-Projekts haben sich allerdings nicht nur auf diese Aspekte beschränkt. Zunächst galt es, in einer umfassenden Re-

---

8 Ulrich Berkes, *Künstlerische Arbeiten. Literarische Abschlussarbeit*, 1970, <https://sachsen.digital/werkansicht/dlf/319037/1/> (27.9.2020).

9 Kurt Drawert, *Künstlerische Abschlussarbeit. Literarische Abschlussarbeit*, 1985, <https://sachsen.digital/werkansicht/dlf/319456/1/> (27.9.2020).

10 Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach, *Die Prinzessin von Banalien. Ein Märchen*, (Originalausgabe Wien: Rosner 1872), München 1955; Barbara Köhler, *Die Prinzessin von Banalien. Essayistische Abschlussarbeit*, 1988, Archivdokument der UB Leipzig (unveröffentlichtes Digitalisat/Originaldokument); Barbara Köhler, *Ein öffentlicher Text. Debatte um Gomringer-Gedicht*, in Webpräsenz der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ), 2017, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/barbara-koehler-zur-debatte-um-gomringers-gedicht-15214670.html> (27.9.2020).

11 Vgl. Ulrich Greiner, »Die deutsche Gesinnungsästhetik. Noch einmal: Christa Wolf und der deutsche Literaturstreit. Eine Zwischenbilanz«, in Thomas Anz (Hg.), »Es geht nicht um Christa Wolf«. *Der Literaturstreit im vereinten Deutschland*, München 1991, S. 208–216.

cherche und späteren Korrespondenz die Rechteinhaber der Abschlussarbeiten ausfindig zu machen. Hierbei handelte es sich zumeist um die Autoren selbst oder aber um Nachkommen, Erbgemeinschaften und Archive. In vielen Fällen waren die Rechteinhaber nicht oder nur unter größeren Schwierigkeiten zu finden. Und dort, wo sie ausfindig gemacht werden konnten, gab es manchmal Widerstände, die abzumildern waren. Mancher wollte die Einwilligung zunächst nicht erteilen, da er eine pauschale »Hetze« gegen das »DDR-Institut« witterte. Andere gaben ihre Einwilligung nicht, da es die in ihren Augen unangenehme Erinnerung an die sozialistische Vergangenheit eines Vorfahren wieder an die Oberfläche gespült hätte. In manchen Fällen verhinderten schlichtweg Rechtsstreitereien unter Erben die Erteilung der Rechte.

Im Verlauf des Projekts konnten schließlich für knapp 130 der Arbeiten Rechte erworben werden. Diese Dokumente wurden von dem Kooperationspartner, der SLUB in Dresden, digitalisiert und katalogisiert. Sie sind über das Portal *Sachsen.Digital* einsehbar und stehen dort in Form von hochwertigen Faksimiles wie auch als durchsuchbare Textdokumente in verschiedenen Formaten zur Verfügung.<sup>12</sup> Die verbleibenden Abschlussarbeiten wurden ebenfalls digitalisiert. Sie sind jedoch nicht öffentlich zugänglich. Da sich zahlreiche der Dokumente aber in einem Zustand des einsetzenden Verfalls befanden, war dieser Schritt aus Gründen der Bestandserhaltung zwingend erforderlich. Originaldokumente sowie die unveröffentlichten Digitalisate gingen zum Projektende in den Bestand der Universitätsbibliothek Leipzig über.

Die Prozesse der Rechteeinholung und der Digitalisierung wurden durch die Arbeit des Forschungsverbundes »Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung« begleitet. Der Austausch im Verbund erweiterte den Projekthorizont und rückte weitere Fragen in den Fokus. Wie könnten die Ergebnisse des Forschungsprojekts dauerhaft präsentiert werden? Welche juristischen und prozessualen Feinheiten galt es bei der Rechteeinholung zu beachten? Was konkret meint eigentlich »Digitalisierung« – lediglich ein in ein Schlagwort gegossenes bloßes »Einscannen« von Dokumenten oder auch die Erzeugung von Metadaten sowie den Aufbau von Datenbanken? Die Anregungen aus den anderen Projekten und auch deren komplexe Herausforderungen hinsichtlich der Generierung von Datenbanken und von Internetpräsentationen konkretisierten sich in zwei Tagungen des Verbunds, 2018 in Bautzen (Haus der Sorben)

---

12 Sammlung der Abschlussarbeiten des Literaturinstituts »Johannes R. Becher«, <https://sachsen.digital/allesammlungen/sammlung-der-abschlussarbeiten-des-literaturinstituts-johannes-r-becher/listenansicht/> (27.9.2020); Vgl. zudem den begleitenden Artikel in *Saxorum – Sächsische Landeskunde – Digital*, <https://saxorum.hypotheses.org/2534> (27.9.2020).

und 2019 in Dresden (SLUB). Vor allem die zuletzt genannte Abschlussstagung in Dresden versammelte neben den Projekten der Verbundpartner zahlreiche Partnerprojekte, wodurch ein Überblick sowie eine Kontextualisierung des Textarchiv-Projekts in der Forschungslandschaft möglich wurden.

Auf den Tagungen hatten sich zudem immer wieder Anschlussperspektiven bezüglich der anderen Projekte aufgetan, etwa hinsichtlich der in den Abschlussarbeiten oftmals durch eine sozialistisch-ideologische Perspektive geprägten Thematisierung der NS-Zeit, die auf Anliegen des Projekts des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung (HAIT) bezogen werden könnten. Oder bezüglich der Einflüsse von Kultur und Literatur des östlichen Europas auf das Becher-Institut, das sich explizit am Moskauer Maxim-Gorki-Institut orientierte – dieser Aspekt überschneidet sich mit Forschungsinteressen des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europas (GWZO).

Auf welche Weise in Zukunft Vernetzungsstrukturen geschaffen werden können, um derartige Korrespondenzen handhabbar und im Kontext der Digital Humanities bearbeiten zu können, war im Verlauf des Textarchiv-Projekts nicht zu klären. Derartige Herausforderungen bleiben im Nachraum des Verbunds eine kollektive Aufgabe. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass wesentliche Ziele des Textarchiv-Projekts erreicht werden konnten: Die Digitalisierung, Katalogisierung, Bestandssicherung, Rechteeinholung sowie die Präsentation der wesentlichen Ergebnisse. Im Herbst 2020 erscheint die Auswahlanthologie »Experimentierfeld Schreibschule: Texte aus dem Literaturinstitut der DDR ›Johannes R. Becher‹ 1955–1993« mit einem literaturwissenschaftlichen Kommentar im Wallstein-Verlag. Auf virtuellem wie auf analogem Weg wurde damit einer wissenschaftlichen sowie einer breiteren Öffentlichkeit der Textkorpus von Abschlussarbeiten des Literaturinstituts »Johannes R. Becher« zugänglich gemacht.

Es wird sich zeigen, welche Impulse sowohl das Digitalisierungs- als auch das klassische Editionsprojekt freisetzen werden. Denkbar ist, dass der Textkorpus u. a. im Zuge des neuerdings gewachsenen Interesses an der DDR und deren wirtschaftlicher, kultureller sowie erinnerungspolitischer Integration in das wiedervereinte Deutschland zusätzliche Aufmerksamkeit erfahren wird. Ebenso ist vorstellbar, dass die Abschlussarbeiten zusammen mit anderen zeitgeschichtlichen Dokumenten Gegenstand einer computerlinguistischen Stil- und Textanalyse werden könnten oder aber eine Relevanz für eine disziplinübergreifende Auswertung und Präsentation unter digitalen Vorzeichen besitzen werden. Dies aber bleibt abzuwarten.

## Diskussionen





## Vertrauen – ein soziales Mittel der Krisenbewältigung

Die Soziologie beschäftigt sich mit Kräften, die menschliches Handeln beeinflussen. Im Alltag sind sie oft unsichtbar und werden uns nur selten bewusst. So auch das Vertrauen.

Vertrauen beginnt, wie es der Soziologe Niklas Luhmann verdeutlicht hat, schon beim morgendlichen Aufstehen: »Der Mensch hat zwar in vielen Situationen die Wahl, ob er in bestimmten Hinsichten Vertrauen schenken will oder nicht. Ohne jegliches Vertrauen aber könnte er morgens sein Bett nicht verlassen. Unbestimmte Angst, lähmendes Entsetzen befielen ihn.«<sup>1</sup> Vertrauen zu schenken ist, auch darauf weist Luhmann hin, selten eine bewusste Entscheidung. Wenn wir morgens ohne unbestimmte Angst, ohne lähmendes Entsetzen aufwachen, dann ist das Vertrauen in die Welt, das wir zum Aufstehen aus dem Bett benötigen, bereits zur Routine geworden. Dies aber ist alles andere als selbstverständlich. Krieg, Armut oder Krankheit können schon das Aufstehen am Morgen zum Kraftakt werden lassen. Ein solcher Vertrauensmangel zerrt an den Nerven und ist deshalb immer mehr Gegenstand einer medizinischen Forschung, die auch soziale Faktoren berücksichtigt.

Anders, als es das Sprichwort sagt, ist Vertrauen also nicht weniger wert als Kontrolle. Viel mehr braucht Vertrauen Kontrolle. Wer sich der Welt ausgeliefert fühlt, kann nicht vertrauen. Oder in den Worten Georg Simmels: »Der völlig Wissende braucht nicht zu vertrauen, der völlig Nichtwissende kann vernünftigerweise nicht einmal vertrauen.«<sup>2</sup> Doch auch umgekehrt gilt: Kontrolle braucht Vertrauen. Zumindest in die Kontrolleure.

Vertrauen kann somit als ein »Schmiermittel« beschrieben werden, das soziale Situationen relativer Unsicherheit zu überbrücken hilft. Niemand kann andere vollständig kontrollieren und wissen, wie sie sich in Zukunft verhalten werden. Vertrauen hilft, darüber hinwegsehen zu können und gemeinsam zu handeln.

---

1 Niklas Luhmann, *Vertrauen. Ein Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität*, Stuttgart 1973, S. 1.

2 Georg Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Leipzig 1908, S. 263.

Mit dieser Anlage lassen sich auch politische Konfliktsituationen erhellen. Während die Diskussion oft um ein Für und Wider von Vertrauen und Kontrolle streift, kann man so fragen: Wo braucht man Kontrolle, damit Vertrauen entstehen kann? Wo braucht es Vertrauen, damit Kontrollen nicht zum Selbstzweck, zur Gängelung werden?

## Vertrauensfragen

Situationen, in denen man eigenes Verhalten mit dem abstimmt, was man bei anderen beobachtet, finden wir nicht nur in alltäglichen Situationen. Auch große gesellschaftliche Konfliktlagen lassen sich so verstehen. Verhaltensanpassungen können etwa nur schleppend stattfinden, wenn man den Eindruck hat, dass die anderen ihr Verhalten auch nicht ändern – ja vielleicht noch viel rücksichtsloser sind als man selbst. Es entsteht ein sich gegenseitig verstärkendes Hemmnis, andere Wege zu gehen.

Um solche Situationen empirisch erfassen zu können, haben wir im Rahmen der Vermächtnisstudie Daten erhoben, die diesen Abgleich möglich machen.<sup>3</sup> In der Erhebungswelle 2018, auf der unsere Auswertungen basieren, wurden 2070 Personen persönlich befragt.<sup>4</sup> Neben Einschätzungen zum eigenen Leben und zu eigenen Ansichten wurden die Befragten auch nach den Bildern gefragt, die sie von »den Menschen in Deutschland« – so unsere Formulierung – haben.

Die Auswertung zeigte bei vielen Themen, dass Menschen mit einem hohen generalisierten Vertrauen vergleichsweise geringere Unterschiede zwischen sich selbst und »den Menschen in Deutschland« sehen. Wenn man davon ausgeht, dass sich andere ähnlich verhalten wie man selbst, lässt sich dies als Vertrauen beschreiben. Nimmt man an, dass sich die anderen ganz anders verhalten, als man das selbst tun würde, so sprechen wir von Misstrauen. Der Vorteil unseres Vorgehens ist, dass wir nicht von *dem* Vertrauen sprechen müssen, sondern thematisch sauber spezifizieren können, in welchen Bereichen man von Vertrauen und in welchen man von Misstrauen sprechen kann. Es geht also nicht um *das eine* Bild der anderen, son-

---

3 Die Vermächtnisstudie ist eine Panelerhebung, die wir am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB) zusammen mit der Wochenzeitung DIE ZEIT und dem infas Institut für angewandte Sozialwissenschaft durchführen. Vgl. für die grundlegende Darstellung Jutta Allmendinger, *Das Land, in dem wir leben wollen. Wie die Deutschen sich ihre Zukunft vorstellen*, München 2017.

4 Die Ergebnisse haben wir zusammengefasst in Jutta Allmendinger und Jan Wetzel, *Die Vertrauensfrage. Für eine neue Politik des Zusammenhalts*, Berlin 2020.

dern um ihr Verhalten und ihre Einstellungen im Hinblick auf *bestimmte* Themen.

Im Folgenden seien zwei Ergebnisse zur Erwerbsarbeit und zum Gesundheitssystem herausgegriffen, die deutlich machen, wie aufschlussreich die Methode zum Verständnis politischer Konfliktlagen ist. Zunächst zur Erwerbsarbeit. Einerseits fragten wir, um Diskussionen um den Wert der Arbeit aufzugreifen, wie wichtig es den Befragten ist, erwerbstätig zu sein. Wir finden hier mit einem Mittelwert von 1,7 eine sehr hohe Zustimmung.<sup>5</sup> Gleichzeitig ist auch das Bild der anderen nur unwesentlich schlechter. Gefragt danach, ob es auch »den Menschen in Deutschland« wichtig ist, erwerbstätig zu sein, ist der Mittelwert 2,1.

Anders sieht es aus, wenn wir nach der Qualität der Arbeit fragen. Gefragt danach, ob man einer Arbeit nachgeht, die man auch wirklich machen möchte, zeigen sich viele Befragte sehr positiv. Gefragt nach den anderen, rutscht die Zustimmung deutlich ab. Deutlich weniger Menschen sind also überzeugt, dass andere auch einer sinnstiftenden Arbeit nachgehen, die sie gerne verrichten.

In diesem Zweifel spiegeln sich, so unsere These, die arbeitsmarktpolitischen Veränderungen der letzten zwei Jahrzehnte. Viele arbeiten unter prekären Bedingungen, oft auch in der Überzeugung, »dem Staat nicht auf der Tasche« zu liegen. Dieser Stolz findet seinen Grund auch im sozialpolitischen Verständnis von Arbeit, das durch ein Misstrauen des Staates gegenüber seinen Bürgerinnen und Bürgern geprägt ist. Durch die Zumutbarkeitsregelung sind Empfänger von Arbeitslosengeld II gezwungen, alle Beschäftigungen anzunehmen – selbst wenn sie überqualifiziert sind. Das Vertrauen, dass nicht nur man selbst, sondern auch andere eine erfüllende Arbeit haben, ist also abhängig von arbeitspolitischen Rahmensetzungen. Ein Recht auf gute Arbeit, neue Zumutbarkeitsregeln, die Arbeitslosen das Recht geben, schlechte Jobs abzulehnen, können Vertrauen in dieser Frage stiften.

Ein vergleichbares Bild zeigt sich bei der Frage nach der Finanzierung des Gesundheitssystems. Die Befragten bekamen die Frage gestellt, inwiefern sie »für eine bessere medizinische Behandlung auch mehr bezahlen würden«. Sie stimmen mit einem Mittelwert von 2,9 moderat zu. Auffällig ist, dass die Angaben über »die Menschen in Deutschland« mit einem Mittelwert von 3,0 nahezu identisch sind. Man selbst zahlt ebenso wie die anderen, so der Eindruck der Befragten, unfreiwillig mehr für eine bessere Behandlung. Alle sitzen im selben Boot und wissen das voneinander.

---

<sup>5</sup> Verwendet wurde eine Skala von 1 = »sehr wichtig« bis 7 = »überhaupt nicht wichtig«.

Auch hier finden wir aber gegenläufige Angaben. Geht es um das tatsächliche Gesundheitsverhalten, sind die Befragten kritischer gegenüber ihren Mitmenschen. Ob man auf die eigene Gesundheit achtet, haben wir gefragt, und erhalten mit einem Mittelwert von 1,8 eine deutliche Zustimmung. Gefragt nach »den Menschen in Deutschland«, sackt auch hier die Zustimmung um einen ganzen Skalenpunkt auf 2,8 ab. Die Befragten haben also Misstrauen: So gut wie man selbst kümmern sich die anderen wahrscheinlich nicht um ihre Gesundheit.

Dieses Nebeneinander von Vertrauen und Misstrauen passt zu Versicherungsmodellen bedingter Solidarität, die ihre Leistungen an die Bedingung knüpfen, das eigene Gesundheitsverhalten transparent zu machen. Fitnessarmbänder und der Diskurs um Big Data regen die Phantasie an. Schon heute gibt es Bonusprogramme für Versicherte, die besonders aktiv sind und das protokollieren. Dies kollidiert jedoch mit Erkenntnissen der Medizin, die zeigen, dass Gesundheit auch vererbt wird und abhängt von den Wohn- und Arbeitsorten. Auch das Gesundheitsverhalten ist keine vollständig individuelle Entscheidung, sondern durch die soziale Herkunft geprägt. Faktoren, die bei einer Individualisierung von Versicherungsrisiken, die auf Misstrauen beruht, nicht berücksichtigt werden.

## **Vertrauen in Krisenzeiten**

Gesellschaftliche Krisen machen uns unweigerlich auf Vertrauen aufmerksam. Das Zusammenspiel von Wissen und Nichtwissen verschiebt sich in Richtung des Nichtwissens, zur Unsicherheit. Vertrauen steht auf der Kippe. Das trifft selten das sogenannte interpersonale Vertrauen, das auf enger persönlicher Kenntnis beruht und im Familien- und Freundeskreis zu finden ist. Dieses bleibt in Krisenzeiten stabil und wird gar verstärkt, da man oft gezwungen ist, auf diese Beziehungen stärker als sonst zurückzugreifen.

Anders sieht es beim sogenannten generalisierten Vertrauen aus. Es bezieht sich auf Menschen, die man nicht persönlich kennt, auf die Leute auf der Straße, in der Stadt, in unserer Gesellschaft. In der empirischen Sozialforschung ist es seit Jahrzehnten ein wichtiges Maß, um die Qualität des gesellschaftlichen Zusammenlebens empirisch in den Blick zu bekommen.

Generalisiertes Vertrauen ist international unterschiedlich stark ausgeprägt. Die skandinavischen Länder haben traditionell ein hohes generalisiertes Vertrauen, was (auch) auf die Stärke des Sozialstaates zurückgeführt werden kann. Deutschland liegt im internationalen Vergleich im Mittelfeld. In allen Ländern aber ist Vertrauen sozialstrukturell geschichtet. Schlechte Lebens-

chancen durch geringes Einkommen, Bildungsarmut oder Arbeitslosigkeit wirken sich auch auf das Vertrauen aus, das man seinen Mitmenschen im Allgemeinen schenken kann.

Welche Folgen können Krisen für Situationen haben, in denen man sich mit Menschen abstimmt, die man nicht kennt, in denen generalisiertes Vertrauen also eine wichtige Rolle spielt? Erinnern wir uns an die leeren Regale in der Frühphase der Corona-Pandemie. Begleitet wurden sie durch eine breite Medienberichterstattung mit dem moralischen Appell, sich solidarisch zu verhalten und das »Hamstern« zu unterlassen.

Mit dem Begriff des Vertrauens lässt sich die Situation besser verstehen. Sie war geprägt durch die eindrücklichen Bilder leerer Regale, die sich so schnell verbreiteten, dass der Eindruck entstand, man müsse generell mit leeren Regalen rechnen. Die Situation war gleichermaßen von einem mangelnden Vertrauen in die Mitmenschen geprägt, dass diese sich vernünftig verhalten würden. So »hamsterten« viele Leute nicht aus sich heraus, sondern aus dem Wissen, dass andere ihnen zuvorkommen könnten. Es entstand eine sich selbst verstärkende Dynamik, eine selbsterfüllende Prophezeiung: leere Regale durch Bilder leerer Regale.<sup>6</sup>

Was also können wir lernen? Gerade in Krisenzeiten müssen wir darauf achten, dass das generalisierte Vertrauen nicht geschädigt wird. Aus der physischen Distanz darf keine soziale Distanz werden. Wir müssen alles dafür tun, soziale Unterschiede nicht weiter aufbrechen zu lassen und die digitalen Möglichkeiten so weiterzuentwickeln und einzusetzen, dass sich Menschen auch »zufällig« treffen, kennen lernen, voneinander etwas erfahren. Isolation ist die Feindin von Vertrauen, das Verharren in den eigenen sozialen Räumen ist es auch.<sup>7</sup>

---

6 Hande Erkut, Steffen Huck und Johannes Leutgeb, *Leere Regale durch Bilder leerer Regale* (8.4.2020), in WZB.eu, [www.wzb.eu/de/forschung/corona-und-die-folgen/leere-regale-durch-bilder-leerer-regale](http://www.wzb.eu/de/forschung/corona-und-die-folgen/leere-regale-durch-bilder-leerer-regale) (10.8.2020).

7 Der Mitschnitt eines Kaminesgesprächs mit Jutta Allmendinger, Jan Wetzel und Martin Machowecz (DIE ZEIT) vom 25.9.2020 an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig findet sich unter [www.saw-leipzig.de/kamingespraech\\_allmendinger\\_wetzel](http://www.saw-leipzig.de/kamingespraech_allmendinger_wetzel).

Matthias Middell

## Gesellschaftlicher Zusammenhalt – einige Beobachtungen und offene Fragen

Die Rede vom gesellschaftlichen Zusammenhalt hat es in der deutschen politischen Öffentlichkeit innerhalb nur weniger Jahre ins Zentrum vieler Diskurse geschafft. In einer Welt, die einigermaßen in Unordnung geraten scheint, gelingt es auf diese Weise, den Blick nach innen zu lenken. Ob der Zusammenhalt etwas mit der Position Deutschlands in der Welt zu tun hat, bleibt dabei oftmals unerörtert. Dabei ergibt sich eine ganze Serie von Fragen, wenn man den gesellschaftlichen Zusammenhalt nicht nur zum Thema des innerhäuslichen Streits macht, sondern sich vergegenwärtigt, dass er einem historischen Wandel unterliegt und vielfältige Varianten weltweit kennt.

Schauen wir zuerst auf die Bemühungen der Bertelsmann-Stiftung den Zusammenhalt möglichst genau zu vermessen.<sup>1</sup> Dies verbindet sich mit der Zusage, man liefere so »ein besseres Verständnis aktueller gesellschaftlichen Entwicklungen« und aktiviere »die Potentiale zur Stärkung des Zusammenhalts vor Ort«.<sup>2</sup> Schaut man etwas genauer hin, basiert das ambitionierte Versprechen auf einer Umfrage, in der ausgewählte Deutsche gefragt werden, ob sie Vertrauen in das Handeln der Bundesregierung sowie in ihre Kreis- und Gemeindeverwaltung haben, ob sie den Zusammenhalt in Deutschland als gefährdet ansehen und der Meinung zustimmen, die »Leute kümmern sich nicht um Mitmenschen«. Gesellschaftlicher Zusammenhalt besteht in dieser Version also aus Politikvertrauen, Empathie für nicht näher definierte Mitmenschen und bleibt ansonsten den Befragten als leere Formel zum Selbstauffüllen überlassen. Ob man auf dieser Grundlage tatsächlich dem Land den Puls messen kann, sei dahingestellt. Es sieht jedenfalls professionell aus.

Dass sich jeder ein eigenes Verständnis vom gesellschaftlichen Zusammenhalt basteln kann, kennzeichnet nicht nur die Anstrengungen der Bertelsmann-Stiftung, sondern fällt auch bei einer ausführlicheren Betrachtung der Wortbeiträge von Politikerinnen und Politikern jeglicher Couleur im Bundes-

---

1 <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/unsere-projekte/gesellschaftlicher-zusammenhalt> (1.10.2020).

2 Ebd.

tag und in der Presse auf. Systembejahung, Politikvertrauen, eine emotional eingebettete Sorge ums (wie und in wessen Interesse auch immer definierte) Gemeinwohl, Mitgefühl (häufig in Verbindung mit einer Referenz auf Familie oder angenehme Haustiere) und Solidarität, aber auch Rücksichtnahme in der Artikulation und Wahrnehmung eigener Interessen sowie (Eigen-)Verantwortung beim Umgang mit Herausforderungen, denen sich das Gemeinwesen gegenübersteht, sind wichtige, wenn auch bei weitem nicht alle Referenzen, auf die das Reden vom gesellschaftlichen Zusammenhalt verweist. Wer anderen die Anerkennung verweigert, bekommt Punktabzug in Sachen Zusammenhalt. Dieser Zusammenhalt ist durchweg positiv konnotiert und deshalb läuft der tägliche Wettbewerb in den Medien zwischen politischen Konkurrentinnen und Konkurrenten darum, wer ihn am besten repräsentiert, bewahrt oder wiederherstellt.

Entsprechend ist die Gefährdung des gesellschaftlichen Zusammenhalts eine oft beschworene Signatur unserer Zeit, wobei nicht immer klar ist, seit wann diese Gefährdung herrscht und ob sie gerade zunimmt oder – wie die von der Bertelsmann-Stiftung veröffentlichten Umfragedaten nahelegen – Corona-bedingt gerade im Abnehmen begriffen ist.<sup>3</sup> Sicherheitshalber, so als traue man dem eigenen Befund nicht, wird auch gleich der Verdacht nachgeschoben, es handele sich eventuell nur um eine temporäre Besserung der Lage.

Nun könnte man sich damit zufriedengeben, dass es seit längerem ein zirkulierendes Stereotyp gibt, wonach die Deutschen ungeachtet ihrer insgesamt eigentlich erfreulichen komparativen Wohlstandsvorteile zu Missmut und Unzufriedenheit neigten. Die Debatte um den gesellschaftlichen Zusammenhalt greift allerdings tiefer, auch wenn wir vorläufig mehr Fragen als Antworten haben, wie viele Verästelungen zu beachten sind. Im Folgenden werden ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit einige dieser Fragen kurz aufgeworfen, für ihre tiefer schürfende Beantwortung fühlt sich nicht zuletzt das Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt verantwortlich, das am 1. Juni 2020 seine Arbeit aufgenommen hat und in dessen interdisziplinären Gründungsdiskussionen ich für die Komplexität des Gegenstandes sensibilisiert worden bin.<sup>4</sup>

Beginnen wir mit der narrativen Grundfigur eines neuerdings erschütterten gesellschaftlichen Zusammenhalts. Dann erhebt sich die Frage, ob in dieser Diagnose auch eine (implizite oder explizierte) Aussage über die Vergangenheit steckt. Es erscheint so, als würde mindestens unausgesprochen eine Erzählung

---

<sup>3</sup> <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/themen/aktuelle-meldungen/2020/august/gesellschaftlicher-zusammenhalt-verbessert-sich-in-der-corona-krise> (1.10.2020).

<sup>4</sup> Vgl. dazu Nicole Deitelhoff, Olaf Groh-Samberg und Matthias Middell (Hg.), *Gesellschaftlicher Zusammenhalt – Ein interdisziplinärer Dialog*, Frankfurt a. M. 2020.

über die Vergangenheit mitgeführt, wonach es früher um den Zusammenhalt besser oder sogar vorzüglich bestellt gewesen sei. Nun wird niemand dies für die gesamte Welt- oder gar für die gesamte Nationalgeschichte der Deutschen ernsthaft behaupten wollen. Aber die jüngste Zusammenhaltskrise wird abgegrenzt gegen einen allerdings sehr vage gehaltenen Hintergrund lange gewohnter Stabilität. Dieses etwas bräsig daher kommende Geschichtsbild kennt vermutlich analoge Erschütterungen in der bedingungslosen Kapitulation vom Mai 1945 und vielleicht noch in den Tumulten des Jahres 1968. Eine unsichere Gegenwart wird einer irgendwie mehr Vertrauen erweckenden Vergangenheit gegenübergestellt. Dieses Bild hat allerdings die Erschütterungen gesellschaftlichen Zusammenhalts in der Revolution von 1989 und der darauffolgenden Transformationsperiode kaum auf dem Zettel. Ostdeutsche jedenfalls mögen sich im Bild kürzlich schwindenden Zusammenhalts (im Sinne von Regime-Stabilität) kaum wiedererkennen und viele von ihnen mit Zufriedenheit auf ihr stabilitätserschütterndes Engagement zurückschauen. Die Erfahrung des tiefgreifenden Umbruchs in den letzten 30 Jahren mit all ihren Auf- und Abstiegen, mit Abwanderung und entwerteten Lebensentwürfen wie neu begonnenen Karrieren hat eine gewisse Vertrautheit mit Erschütterungen produziert, die sich im Bild der vordem stabilen und nunmehr Zusammenhalt verlierenden Bundesrepublik nicht wirklich wiederfindet. Dass spätestens aller zehn Jahre aus gegebenem Jubiläumsanlass erst (kurz) des revolutionären Umbruchs und anschließend (ausführlicher) der nationaldemokratischen Restabilisierung eines vereinigten Deutschlands gedacht wird, macht diese fortdauernde Differenz immer wieder sichtbar. Dass die Forderung von oben, doch bitte den gesellschaftlichen Zusammenhalt nicht in Gefahr zu bringen, auch etwas Bedrückendes (um nicht zu sagen Unterdrückendes) haben kann, ist denen, die die revolutionäre Politisierung von 1989 erlebt haben, präsenter als denen, für die der Umbruch in einem anderen Land passierte. Diese Überlegung kann auch zu der Frage führen, ob gesellschaftlicher Zusammenhalt immer und überall das höchste Gut und ein nicht näher anzusehender heiliger Gral ist oder ob es Umstände gibt, in denen seine Infragestellung ein legitimes Anliegen sein kann. Diese Erschütterung des Zusammenhalts geht dann einher mit einer Politisierung sozialer Konflikte, die zur Beseitigung von gesellschaftlichen Entwicklungsblockaden und zur Herstellung größerer Gerechtigkeit und Partizipationschancen führt sowie einem Mehr an Freiheit und Geschwisterlichkeit zum Durchbruch verhelfen. Solche Situationen sind in vielerlei Hinsicht voraussetzungsreich. Sie können auch missbräuchlich aufgerufen werden wie im aktuellen Bemühen der AfD, eine Wende 2.0 in Erinnerung an das Jahr 1989 für sich zu reklamieren. Aber ungeachtet solch ärgerlicher Camouflage bleibt aus einer globalhistorischen Perspektive die Frage relevant, ob es auch



legitime Infragestellungen des gesellschaftlichen Zusammenhalts gibt. Diese Frage überhaupt zu stellen, hilft vielleicht, den Begriff der ihm auch anhaftenden Biedermeierlichkeit zu entkleiden.

Gesellschaftlicher Zusammenhalt wurde nicht zufällig in der Mitte der 2010er Jahre zum Sorgenthema in der Bundesrepublik. Scharfe Auseinandersetzungen um die infolge zahlreicher Kriege von Afghanistan bis Syrien sprunghaft gewachsene Zuwanderung und die Dilemmata, die ein seine Dysfunktionalität beweisendes europäisches Migrationsregime (Dublin III) hervortrieb, haben die politische Tektonik des Landes verändert. Eine neue Partei tauchte auf und beanspruchte gleich, eine »Alternative für Deutschland« zu sein. Sie sammelte einerseits Teile eines nationalkonservativen Bürgertums auf, die mit dem Europäisierungskurs (symbolisiert in der Aufgabe der D-Mark) und der Modernisierung der CDU unter Kohl und Merkel immer unzufriedener geworden waren. Andererseits gelang der AfD die Entfaltung einer populistischen Rhetorik, die eine nicht unerhebliche Wählerklientel band, die vor dem eher linken Parteien (SPD oder Die Linke) ihre Stimme gegeben hatte und diese Rhetorik von »Umvolkung« und »kultureller Überfremdung« attraktiv fand, weil sie ihre Souveränitätspaniken bediente. Dies wiederum ist übrigens eine Entwicklung, die in anderen europäischen Ländern bereits früher zu beobachten gewesen war. Eine vor dem Hintergrund deutscher Geschichte besonders bedenkliche Besonderheit stellte die dritte Komponente in dieser Partei dar, die der Entfesselung des rechtsextremen Potentials entsprang. Im Unterschied zu jenen letztlich zumeist marginal gebliebenen Bemühungen deutscher rechtsextremer Parteien, dem Verdacht zu entgehen, es handele sich um Neonazis und damit Wiedergänger der weltweit geächteten Verursacher von Judenmord und Weltkrieg, gelang diesmal der Anschluss an die modernisierte Programmatik der Nouvelle Droite und New Right aus dem westlichen Europa. Allerdings erwies sich die AfD als unfähig, dieser temporären Allianz eine umfassende Agenda anzubieten. Dazu waren die Interessenlagen und politischen Traditionen, auf die sich die verschiedenen Strömungen in der Partei beriefen, zu unterschiedlich und sogar gegensätzlich, was sich auch in einer sukzessiven Verdrängung einer ganzen Serie von Führungsfiguren ausdrückte. Den Ausweg suchte die AfD in einer monothematischen Zuspitzung (zunächst gegen den Euro, danach gegen Immigration, neuerdings gegen die Corona-Politik der Regierung), die sich auf ein historisch seit langem etabliertes Repertoire populistischer Gegenüberstellung von »Establishment« und »Volk« stützt.

Wo liegen die tieferen Ursachen dieser Entwicklung? Angesichts des gleichzeitigen Auftretens solcher populistischen Parteien und Bewegungen in vielen Ländern von den Brexiteers in Großbritannien bis zu Orbáns Fidesz in Ungarn oder Donald Trumps Wahlsieg in den USA ist diese Frage nicht

einfach zu beantworten, aber eine wichtige Dimension ihrer Beantwortung scheint mir die Untersuchung zu sein, warum und inwiefern Teile der Eliten wie auch Teile der Bevölkerung auf eine grundsätzliche Neuverhandlung jener Verflechtungen drängten, die man seit den 1990er Jahren als »Globalisierung« zu beschreiben sich angewöhnt hatte. Weder war »die Globalisierung« bis dahin ein einheitlicher Prozess noch hatte es an Kritik (vor allem von Gewerkschaften und transnationalen Organisationen wie dem Weltsozialforum) gefehlt, aber sie wurde in der Öffentlichkeit weithin als alternativlos dargestellt und empfunden. Dies änderte sich nach der Finanzkrise von 2008/10, als zwei Dinge vor allem deutlich geworden waren: erstens, dass »die Globalisierung« keineswegs völlig anonym war, sondern sich in den Bankern der Wallstreet, die mit ihren Kartons fluchtartig die früheren Kommandozentralen verließen, personifizieren ließ; und zweitens, dass Staaten keineswegs ohnmächtig gegenüber globalen Trends waren, sondern die finanzielle Macht der Gesellschaften mobilisieren können, um Krisen zu überwinden (und Banken aus der Misere zu befreien).

Dies waren zwei entscheidende Voraussetzungen dafür, dass viele gesellschaftliche Akteure – in durchaus unterschiedliche Richtungen – ihre Koordinaten neu ausrichteten. Der Grundsatz des Neoliberalismus, wonach eine Ausweitung der absolut gesetzten Marktlogik auf möglichst viele Gesellschaftsbereiche und möglichst alle Teile der Welt Effizienzvorteile gegenüber jeglicher Art von interventionistischer Steuerung garantierte und damit (leider nur *à la longue*) Wohlstand für alle sichere, verlor an Kurswert. Unternehmen richteten ihre Politik der transregionalen Lieferketten anders aus, die Möglichkeit neuer Handelskriege leuchtete am Horizont auf, die Idee kultureller Überforderung durch Migration fand mehr Gehör (auch wenn parallel der Tourismus eine weitere Demokratisierung durch Billigairlines erlebte). Gleichzeitig erhöhte sich aber die Abhängigkeit der Exportbranchen (und der dort Beschäftigten!) von den wachsenden Massenmärkten in den Schwellenländern.

Eine weitere Dimension trat hinzu: angesichts von Klima- und Biodiversitätskrise geriet das klassische Wachstumsmodell, dem auch die Globalisierungsideologie der 1990er Jahre gefolgt war, in eine Legitimationskrise, für die Greta Thunberg zum Symbol wurde. Dass diese Krise nur durch transregionale Kooperation angegangen werden kann, zeigen die naturwissenschaftlichen Modellrechnungen ebenso wie die Gipfeldiplomatie seit Rio de Janeiro 1992 sehr nachdrücklich, auch wenn diese Einsicht nicht jedem und jeder zugänglich scheint.

Unter diesen Umständen ist es eigentlich kaum verwunderlich, dass die Neuverhandlung des Gesellschaftsvertrages unter den neuen Globalisierungsbedingungen von heftigen Konflikten begleitet ist – zu unterschiedlich sind die

Interessen und zu unterschiedlich sind die Konsequenzen einzelner Entscheidungen für verschiedene Gruppen. Der Ruf nach gesellschaftlichem Zusammenhalt kann in dieser Sichtweise interpretiert werden als gegenseitige Ermahnung, über diesem notwendigen und wahrscheinlich sogar notwendigerweise polarisierten Streit die Kommunikationsgemeinschaft nicht aufzugeben, in der dieser Streit ausgetragen wird.

Dass dies ein ziemlich grundsätzliches Dilemma darstellt, steht außer Frage. Interessant ist, wohin sich die Exponenten der konservativen Teile jener Sozialformation wenden, die man als Bürgertum oder Mittelschichten bezeichnen kann, und zu deren sozioökonomischen Perspektiven derzeit eine breite Debatte läuft, die Verunsicherung und Abstiegsängste ebenso wie Anpassungsfähigkeit an neue Konstellationen betont.<sup>5</sup> Schrecken sie vor einem Bündnis mit Rechtsextremen zurück oder verfolgen sie eine Strategie der Einhegung, die dem rechten Rand die Bindung größerer Wählerschichten an eine konservative Hegemonie zutraut? Gleichmaßen lässt sich fragen, ob jene Wählerinnen und Wähler, die der AfD die Aufsehen erregenden Erfolge 2017–2019 bescherten, auf Dauer darüber hinwegsehen, dass ihre Hinweise auf soziale Schieflagen zwar rhetorisch gegen den Anspruch der sogenannten Volksparteien gewendet werden, die grundgesetzlich verankerten Versprechen einzulösen, aber kaum Eingang in die Programmatik der AfD jenseits vereinzelter lokaler Initiativen finden.

Ein Blick in die Historie des Populismus belegt, dass die zweite Hälfte der 2010er Jahre keineswegs der erste heftige Ausschlag populistischer Erfolge war. Man könnte überspitzt formulieren, dass der Populismus ein Begleitprodukt repräsentativer Regierungsformen ist, die angesichts einer wachsenden Komplexität gesellschaftlicher Entwicklung durchweg vor dem Dilemma stehen, dass die Art und Weise des Zustandekommens politischer Entscheidungen für die Repräsentierten nur bedingt durchsichtig ist. So geraten die Regierenden sowie die Parteienvertreterinnen und -vertreter in den Parlamenten fast zwangsläufig in den Verdacht, Partikularinteressen (oder jedenfalls das, was Wählerinnen und Wähler dafür halten) in übertriebener Weise zu beachten. Heftige Inzidenzen populistischer Bewegungen können als Indikator dafür angesehen werden, dass diese Spannung einen bestimmten Kipppunkt erreicht hat. Das Beispiel der USA in den 1890er Jahren ist dafür erhellend (auch, weil es mit der Populist Party den Namensgeber für diese Art von Protest hervorgebracht hat). Die Farmer fernab der Ostküste sammelten sich hinter der populistischen Fahne, weil sie den Eisenbahn- und Finanzmagnaten nicht zutrauten,

---

<sup>5</sup> Andreas Reckwitz, *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*, Berlin 2018.

ihre Interessen angemessen mit zu vertreten. Allerdings zeigt der Blick in den historischen Rückspiegel auch, dass solche Erfolge immer temporär geblieben sind. Wahrscheinlich auch, weil der populistische Impuls gegen das Repräsentativsystem entweder zu einer Schwäche der Institutionalisierung alternativer Parteistrukturen oder zu rasch wachsendem Misstrauen der Basis gegen das in der eigenen Bewegung wachsende Establishment führt. Dass dies nicht immer so sein muss, zeigt allerdings der Aufstieg des Populismus zu hybriden Regierungsformen etwa in Lateinamerika oder in jüngerer Zeit im östlichen Europa.<sup>6</sup>

Ob sich mit dem derzeit laufenden Wandel der Medienstrukturen auch das Verhältnis von Regierenden und Repräsentierten grundsätzlich ändert und damit für die beschriebenen Dilemmata neue Auflösungen ergeben, ist gleichermaßen eine offene Frage, die zwar von verschiedenen Seiten gestellt worden ist,<sup>7</sup> aber bislang nur mit Trendaussagen beantwortet werden kann.

Ein letztes Bündel von neu aufgetauchten Fragen hat die diesjährige Corona-Krise aufgeworfen. Die Pandemie und die daraufhin veranlassten Einschränkungen der grenzüberschreitenden und gesellschaftsinternen Mobilitäten trafen auf eine bereits weithin entfaltete Diskussion zum gesellschaftlichen Zusammenhalt. Hat die global zirkulierende Gefahr die Menschen zusammengeschweißt oder in kleinere, sich voneinander abgrenzende Solidargemeinschaften getrieben? Bringt die Erfahrung einer weltweiten Allianz der Impfstoff-Forscherinnen und -forscher den Kosmopolitismus voran oder werden die Egoisten von Eliten und einzelnen Regierungen, sich die Vakzine privilegiert zu sichern, zu einem weiteren Treibsatz in Richtung Isolationismus? Man kann solche offenen Fragen immer weiter auflisten, und ihre Beantwortung wird die geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung zweifellos weiter in Atem halten. Vor allem aber zeigt die Offenheit der Fragen, dass es keine unumkehrbare und alternativlose Tendenz gibt, sondern die Antworten Gegenstand der gesellschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen sein werden. Gesellschaftlicher Zusammenhalt kann weder verordnet werden, noch ist er naturgegeben, sondern er muss im Streit errungen werden und steht am nächsten Tag schon wieder zur Disposition. Davor sollten wir keine Angst haben, sondern dies als Chance zur Intervention begreifen.

---

6 Für einen Überblick zu den zahlreichen Erscheinungsformen des Populismus, der allerdings noch nicht wirklich in einen überzeugenden Entwurf vergleichender Populismusforschung geführt hat: Cristóbal Rovira Kaltwasser u. a. (Hg.), *The Oxford Handbook of Populism*, Oxford 2017; Carlos de La Torre (Hg.), *Routledge Handbook of Global Populism*, London / New York 2019.

7 Hans-Jürgen Puhle, *Populism and Democracy in the 21st Century* (SCRIPTS, Working Paper 2), Berlin 2020.

## Berichte & Notizen



Andreas Herz

## »Dem allgemeinen Nutzen«<sup>1</sup>: Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft

Zum Abschluss eines Langzeitprojekts im Akademienprogramm

Am 31.12.2018 endete die Laufzeit eines Akademievorhabens, das mit seiner Vorgeschichte über drei Jahrzehnte hindurch eine feste Adresse in der sprach-, literatur- und kulturgeschichtlichen Frühneuzeitforschung Deutschlands und Europas gewesen ist: das Forschungs- und Editionsprojekt »Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft« (1617–1680) unter der Leitung von Klaus Conermann. Es war aufgrund der Kooperation mit der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel (HAB) und des Sitzlandes Niedersachsen das erste, die frühere innerdeutsche Grenze überwindende Forschungsvorhaben der Sächsischen Akademie der Wissenschaften (SAW). Es versuchte, zumindest einen Beitrag zu leisten für die Verbindung der Wissenschaftstraditionen beider deutscher Staaten und rückte mit der Quellenedition zur Fruchtbringenden Gesellschaft (FG), deren Gründungszentren Köthen und Weimar waren, ein frühes einheits- und friedensstiftendes, ebenso utopisch ausgreifendes wie an praktischem Gemeinnutzen orientiertes »nation-building« im Deutschland des 30jährigen Krieges in das kulturelle Gedächtnis der Öffentlichkeit. Das Besondere, Eigentümliche im Wirken dieser bedeutenden frühneuzeitlichen Sozietät – die gesellschaftsbildende Hauptprogrammatische eines umfassenden Ausbaus der Volkssprache und einer Förderung von Gemeinwohl, Soziabilität und Verständigung – war ein ganz und gar nicht-staatlich-herrschaftlicher, sondern ein kulturell-ziviler Ansatz inmitten des konfessionell und politisch zerrissenen Alten Reichs. Dieser Charakter der

---

1 »Dem allgemeinen Nutzen« widmete der Fruchtbringer Wilhelm Heinrich von Freyberg (1617–1696) seine Übersetzung aus dem Englischen des Joseph Henshaw (1608–1679), *HORAE SUCCISIVAE, Oder Spar-Stunden Etlicher Betrachtungen/ Gerichtet auff unsere Schuldigkeit Gegen GOTT/ Gegen unserm Nächsten/ Gegen uns selbst*, Hamburg 1663. Er berief sich in seiner Widmungszuschrift auf den Wahlspruch der Fruchtbringenden Gesellschaft: »Alles zu Nutzen«, den Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658) sinnig um den Zusatz »Allen zu Nutzen« ergänzte. Freyberg feierte den Ansatz der FG, wonach alle, »die sich Christen nennen«, ihre jeweiligen Kräfte, worin auch immer die bestünden, »mit gleichem nutzen würden gebrauchen können« (Bl. A iij v f.). Vgl. Philipp Harsdörffer, *FRAUENZJMMER GESPRECHSPELE/ so bey Ehr- und Tugendliebenden Gesellschaften/ mit nutzlicher Ergetzlichkeit/ beliebt und geübet werden mögen*, Teil II, Nürnberg <sup>2</sup>1657, ndr. hg. von Irmgard Böttcher, Tübingen 1968, S. 8/ Ndr. S. 26.

Fruchtbringenden Gesellschaft ist in seiner Bedeutung als Schnittstelle politischer, wissenschaftlicher und gesellschaftlich-kultureller Diskurse, in seinen symbolisch vermittelten Objektivationen und in seinen europäischen Vorbildern, Verbindungen und Orientierungen lange Zeit unterschätzt und im einseitigen Bild der »barocken Sprachgesellschaft« extrem verdunkelt worden. Freilich hat der diskursanalytisch-dekonstruktive und kulturwissenschaftliche Turn der Geisteswissenschaften der letzten 20 Jahre mit seiner Tendenz zur Infragestellung des philologischen Paradigmas und seiner hermeneutischen und positivistischen Selbstverständnisse dem philologisch gegründeten Projekt eine gründliche kritische Selbstreflexion auferlegt, um der Gefahr eines Nachlassens der wissenschaftlichen Rezeption entgegenzuwirken.

Die Fruchtbringende Gesellschaft war mit 890 Mitgliedern die bedeutendste Akademie in Deutschland vor der Leibnizschen *Kurfürstlich-Brandenburgischen Societät der Wissenschaften*, allerdings in ihren Ursprüngen eine Renaissance-Akademie, die der moderne Begriff einer wissenschaftlichen »Gelehrten-gesellschaft« mit seiner entwickelten institutionellen Matrix verfehlen muss.<sup>2</sup> Überwiegend von Adelligen bis hinauf zu Reichsfürsten getragen und höfisch geprägt und doch den bürgerlichen Ständen und der Gelehrtenkultur gegenüber offen und kooperativ, in ihrem Gründungsmilieu kaiserfern oder sogar in entschiedener Opposition, aber reichspatriotisch und ständelibtär, in ihrer Mitgliederschaft vielseitig wissenschaftlich interessiert und in den Humaniora geschult, aber mehrheitlich ohne akademisches Spezialistentum, sondern in vielerlei höfischen, amtlichen oder ständischen Geschäften praktisch bewährt, ganz überwiegend protestantisch und im Geiste einer zweiten Reformation pädagogisch wach und reformbegeistert und dabei zugleich doch irenisch und universalchristlich orientiert, der deutschen Sprache verpflichtet und doch international vernetzt unter dem exotischen Symbol der Kokospalme – so begegnet uns die Gesellschaft in ihren handschriftlichen und gedruckten Quellen vor allem aus der ersten und bedeutendsten Periode der Gesellschaft, der Phase von 1617 bis 1650 unter dem Mitbegründer und Spiritus rector, Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen (1579–1650). Als eine Assoziation der politisch-höfischen Führungsschichten und ihrer Funktionsträger wirkte die Fruchtbrin-

---

2 Berührungspunkte der FG gibt es aufgrund der programmatischen Ausrichtung und des sprachlich-literarischen Schwerpunktes denn auch eher mit den »Deutschen Gesellschaften« des 18. Jahrhunderts. In diesem Zusammenhang ist dankbar an die gute Zusammenarbeit mit der SAW-Arbeitsstelle »Edition des Briefwechsels von Johann Christoph Gottsched« zu erinnern, stellvertretend für den Austausch mit vielen anderen Kolleginnen und Kollegen in den Forschungsvorhaben der SAW, wie auch für die Kooperation mit den internen »operativen« Geschäftsstellen der Akademie.



gende Gesellschaft durch die Beteiligung von Frauen (unterhalb formeller Mitgliedschaft) und die Parallelgründungen von Frauen- oder beide Geschlechter vereinigenden Sozietäten auch in Sozialisation und Kulturation des weiblichen Adels. Damit bildete sie eine einzigartige Schnittstelle der politischen und der gelehrten, der sozialen und mentalen Ordnungen. In ihrem Hauptanliegen verfocht sie ein überständisches, überkonfessionelles Kultur- und Bildungsprogramm lange vor der Konstitution einer repräsentativen politischen Nation, und stellte praktische Tugend, Nutzen, Verantwortung für das Gemeinwesen, Dialog und Konversation über theoretische Erkenntnis und konfessionelle Orthodoxie. In der Vermittlung der späthumanistischen Wissenskultur mit der politisch-administrativen Praxis und der zivilisatorischen Weltbildung und Courtoisie mit der Sphäre der professionellen Gelehrsamkeit liegt eine ihrer beachtlichen Leistungen. Unausweichlich waren ihre Mitglieder in die Katastrophe des 30jährigen Krieges verstrickt, und doch suchten und förderten viele von ihnen überparteiliche Verständigung und Friedenschancen. So erwuchs die Gesellschaft zu einem kulturellen Aktivposten in der Propagierung des ersehnten Universalfriedens, den die Fruchtbringer 1648 mit den Westfälischen Friedensschlüssen endlich als »versöhnte Verschiedenheit« (Trutz Rendtorff) feiern konnten.<sup>3</sup>



Abb. 1: Die Palmenimprese der Fruchtbringenden Gesellschaft, Stich von Matthäus Merian d. Ä., 1629.

<sup>3</sup> Vgl. dazu Andreas Herz, »Aufrichtigkeit, Vertrauen, Frieden. Eine historische Spurensuche im Umkreis der *Fruchtbringenden Gesellschaft*«, in *Euphorion* 105 (2011), S.317–359 und ders., »Sprache, Öffentlichkeit, Kooperation. Die *Fruchtbringende Gesellschaft* und ihr Modell überparteilicher Kommunikation«, in *Euphorion* 113 (2019), S.375–401.

Die Fruchtbringende Gesellschaft wurzelte in ihren Zielen und Anliegen im europäischen Renaissance-Humanismus und seinen Akademien, die zunächst in Italien die Aufwertung der »volgare«, der Volkssprache, betrieben, um sie als gesellschafts-, literatur- und wissenschaftsfähig zu modernisieren. In Deutschland bildete die Fruchtbringende Gesellschaft nach dem Modell der *Accademia della Crusca* den einflussreichsten Akteur dieser Bewegung, mit dem Ausbau der hochdeutschen Sprache auf allen Ebenen des Sprachsystems und der Schaffung einer kunstvollen deutschen Literatur – eine bis dahin unbekannte umfassende Register- und Domänenenerweiterung der Volkssprache. Indessen greift, bei allen Leistungen und Verdiensten ihrer Sprach- und Literaturarbeit, die veraltete Formel von der »barocken Sprachgesellschaft« für die Fruchtbringende Gesellschaft in jeder Hinsicht zu kurz. Ihre fundamentale ethische Ausrichtung an verständigungsbereiter Kommunikation und am Gemeinwohl unter dem *Symbol* des Palmbaums und der *Devise* »Alles zu Nutzen« weiteten ihren Wirkungsradius in die politische und soziale Kultur schlechthin. Der Crusca (dt. »Kleie«) verdankte die Fruchtbringende Gesellschaft auch ihr *Modell* kritischer und verfeinernder Sprach- und Literaturarbeit: das Rütelsieb, das das reine Mehl von der Kleie schied. Ihr reichfacettierte Profil in Struktur, Programm und Wirkung macht die Fruchtbringende Gesellschaft in ihrer Epoche zu einer in Deutschland und Europa singulären Erscheinung. Denn tatsächlich bewegte sich die Fruchtbringende Gesellschaft inmitten eines epochalen Umbruchs, in dem der universale *ordo christianus* unwiderruflich den Relativierungs- und Dissoziationskräften von Pluralität und Differenz wich. Das philologisch gegründete und der Mustergültigkeit der Antike verpflichtete Wissen der älteren humanistischen *studia humanitatis* und ihre kritischen Verfahren wurden modifiziert und um moderne Bildungseinrichtungen (wie die Akademien) und -inhalte des Späthumanismus und der barocken Polymathie ergänzt, sei es im Bereich der in jeder Hinsicht aufgewerteten Volkssprachen und »moderner« Literatur-, Kunst- und Musikgattungen, eines sich von Mythen und Fabeln abwendenden nüchterneren Geschichtsbildes, einer naturrechtlichen Emanzipation des Politischen, in den sich zunehmend empirisch-experimentell ausrichtenden Naturwissenschaften und der Heilkunde oder der Philosophie, die sich anschickte, die alten Altäre abzuräumen und sich selbst nicht mit Gott, sondern dem Subjekt, dem Menschen beginnen zu lassen – eine wirre, spannende Periode des Zugleich verschiedenster geist- und weltlicher Strömungen und Tendenzen. Dabei standen in politischer Hinsicht die Partizipation der Reichsstände und des Verfassungs-Gleichgewichts zwischen monarchischem Haupt und Reichsgliedern, sodann konfessioneller Ausgleich und europäischer Frieden, christliche Werte und patriotische Tugenden auf der Agenda des die Fruchtbringende Gesellschaft tragenden gesellschaft-

lichen Stratums. Sie markieren Ordnungskonzepte, die gerade nicht die machtgestützte Autorität eines absolutistischen Fürstenstaates als Ausweg aus den europäischen Bürgerkriegen und der Verfassungskrise des Reiches sahen, sondern diese durch christlich-ethische Rückbindungen, einen äquilibrierenden Interessenausgleich und irenische bzw. pragmatische Toleranzen zügeln wollte. Dass die historische Realität und ›Leistungsbilanz‹ der Fruchtbringenden Gesellschaft ihren programmatischen Leitbildern nicht immer gerecht wurde, versteht sich von selbst angesichts der Konflikt- und Zerrüttungspotentiale in der Epoche des 30jährigen Krieges. Doch das sollte nicht dazu verleiten, ihren utopischen Kern zu marginalisieren und sie zu einem Agenten der (antihabsburgischen) Parteilogik zu machen.

Um der historischen Rolle der Fruchtbringenden Gesellschaft gerecht zu werden und sie stärker ins wissenschaftliche und öffentliche Bewusstsein zu heben, wurde früh der Plan zu einer umfassenden Edition ihrer Briefe und sonstigen handschriftlichen, in Auswahl auch gedruckten Quellen gefasst. Durch Martin Bircher, den Leiter der damaligen Abteilung »Erforschung des 17. Jahrhunderts«, war die Fruchtbringende Gesellschaft bereits seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts ein Schwerpunkt im Forschungsbereich der Herzog August Bibliothek. Mit Klaus Conermann, University of Pittsburgh, trat ihm ein Forscher zur Seite, der ebenfalls seit den späten 70er Jahren bedeutende Studien zur Fruchtbringenden Gesellschaft und 1985 ein grundlegendes dreibändiges Kompendium zur Gesellschaft in ihrer ersten und produktivsten Phase unter Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen (1617–1650, 521 Mitglieder) vorgelegt hatte. Beide entwickelten 1986/87 das Projekt »Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft«, das im März 1988 unter Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und mit den wissenschaftlichen Mitarbeitern Dieter Merzbacher, Andreas Herz (50 %) und Gabriele Henkel (50 %) seine Arbeit aufnahm. Es sah zunächst zwei Reihen (I. Briefe, II. Dokumente) und drei chronologische Abteilungen vor (A: Köthen, 1617–1650; B: Weimar, 1651–1662/67; C: Halle: 1667–1680). Dieses Programm wurde noch durch die DFG auf die Reihe I, Abt. A: Köthen konzentriert. Die Abt. C: Halle wurde 1997 mit drei Bänden beendet, zumal aufgrund von Birchers Ausscheiden aus dem Dienst der HAB im Dezember 1996 und seinem frühen Tod 2006 auch später die zwei noch persönlich geplanten Bände dieser Abteilung nicht mehr erschienen. Nach zuletzt einschneidenden personellen Reduzierungen und prekären Überbrückungsfinanzierungen durch die DFG und die HAB gelang mit der Installierung des Projekts im Deutschen Akademienprogramm und der 2001 beginnenden Förderung durch den Bund und das Land Niedersachsen in Trägerschaft der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig die entscheidende Absicherung des Vorhabens. Die Arbeitsstelle verblieb

an der Herzog August Bibliothek, die dem Vorhaben durch einen mehrfach ergänzten Kooperationsvertrag bis zum Schluss verbunden blieb. Die Arbeitsstelle umfasste neben dem Herausgeber und späteren Projektleiter Conermann, der in dieser Funktion den SAW-Präsidenten Gotthard Lerchner ablöste, die wissenschaftlichen Mitarbeiter Andreas Herz und Gabriele Ball, später unterstützt von Nico Dorn und Alexander Zirr sowie Timo Steyer, Anne Dickel (heute Rieck) und Jürgen May (alle drei für die Retrodigitalisierung), sowie zeitweiligen Hilfskräften, Werkvertrags-HelferInnen und PraktikantInnen.

Bis Ende August 2019 hat das Vorhaben zuzüglich zu den genannten drei Bänden der Abt. C: Halle in der Abt. A: Köthen 10 Bände in 13 Bänden vorgelegt und das Projekt planungsgemäß abgeschlossen. In diesen Bänden werden die grundlegenden Quellen zur Köthener Phase der Fruchtbringenden Gesellschaft, ihrer bedeutendsten Periode, vollständig und systematisch kritisch aufgearbeitet. Durch die Kontextualisierung und gründliche Kommentierung stellt die Briefe-Ausgabe nicht nur eine umfassende Dokumentation der zeitgenössischen Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft dar, sondern ein Geschichtskompendium der Epoche, das in seinen vier kumulierten Registern<sup>4</sup> im Online-Portal des Projekts

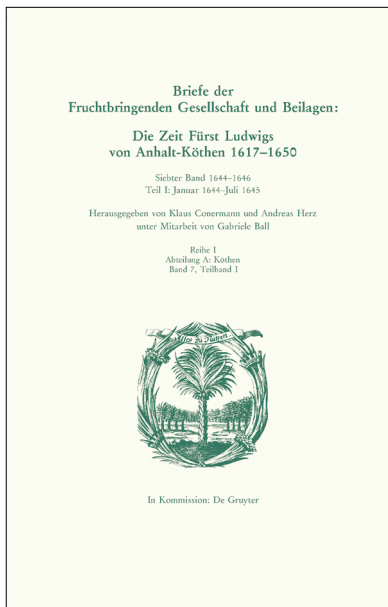


Abb. 2: Schutzumschlag vorn des 7. Köthener Briefbandes, der in 2 Teilbänden 2016 erschien. Ihm folgten 2019 noch der 8. und 9. Band, ebenfalls jeweils in 2 Teilbänden.

---

<sup>4</sup> [www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de/index.php?category\\_id=11&article\\_id=14](http://www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de/index.php?category_id=11&article_id=14) (1.9.2020)

([www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de](http://www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de)) der Frühneuezeitforschung gleich welchen Fachs zahllose Hinweise auf interessante Quellenbefunde und Fragestellungen zu geben vermag.

In Reaktion auf den fundamentalen Medien- und Methodenwechsel der Digital Humanities wurde und wird darüber hinaus für jeden Editionsband eine elektronische Ressource über den OPAC der HAB bereitgestellt.<sup>5</sup> Der Initiative der Arbeitsstelle ist es auch zu verdanken, dass die wichtigsten Quellen (im Historischen Museum Köthen), für die es nicht einmal eine Sicherungskopie gab, mithilfe der HAB digitalisiert, über die Wolfenbütteler Digitale Bibliothek der weltweiten Nutzung zur Verfügung gestellt und so ins kulturelle Gedächtnis Deutschlands und Europas eingespeist werden konnten.<sup>6</sup> Das Online-Portal schließlich konnte in überarbeiteter und finalisierter Form in 2020 in die Obhut der Akademie transferiert werden. Nicht zuletzt sind weitere Projekte an der Herzog August Bibliothek auf der Grundlage oder mit Unterstützung des FG-Projekts entwickelt und bearbeitet worden: vorab die 3-bändige Ausgabe der Briefe und Lebenszeugnisse des Martin Opitz (Hg. Klaus Conermann, Bearbeiter Harald Bollbuck), das Repertorium des Andreae-Briefwechsels (Stefania Salvadori) und die bis 2025 geförderte digitale Edition der Tagebücher des Fürsten Christian II. von Anhalt-Bernburg (Uni Freiburg: Arndt Schrei-

---

5 Eine Übersicht und Inhaltsangabe der Einzelbände im Onlineportal [www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de/index.php?category\\_id=11&article\\_id=12](http://www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de/index.php?category_id=11&article_id=12) (1.9.2020) mit den jeweiligen purl-Links der elektronischen Bandformate. Vgl. dort auch das Menü »Einführung« mit der Übersicht über wichtige »Quellen und Literatur« und das Menü »Digitalisierte Werke«.

6 Vgl. das Online-Portal [www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de/index.php?category\\_id=17&article\\_id=18](http://www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de/index.php?category_id=17&article_id=18) (1.9.2020). Die Edition hat nicht nur Briefe und Dokumente unterschiedlicher Provenienz zusammengetragen, sondern v.a. die Hauptüberlieferung, nämlich den 3-bändigen Köthener Erzschein (Historisches Museum für Mittelanhalt, Köthen: V S 544, 545, 546) ediert und dessen gesamtes Material zum ersten Mal vollständig erschlossen, geordnet und ausgewertet, einschließlich solcher Archivbestände, die ursprünglich ohne jeden Zweifel zum Erzschein gehörten, aber heute in der auf Gottlieb Krause zurückgehenden Erzschein-Ordnung nicht mehr zu finden sind, wie der Bestand Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt/ Dessau: Abt. Köthen A 9a Nr. 167. Keine Digitalisierung könnte diese Erschließung ersetzen, denn die meist handschriftlichen Quellen lassen einen durchgehenden systematischen Zusammenhang oder eine chronologische Ordnung vermissen. Die bloße Lage und das Lagenumfeld im Erzschein geben hier nicht immer hinreichende Aufschlüsse, schon gar nicht im Falle falsch oder gar nicht datierter Gutachten, Zirkulare, Fragmente oder Notizen. So bleibt die Edition ein notwendiges Navigationsinstrument für die Erzschein- und sonstige FG-Überlieferung, indem sie den Quellen ihren jeweiligen historischen Ort wiedergeben und ihre historischen Diskurse rekonstruiert hat.

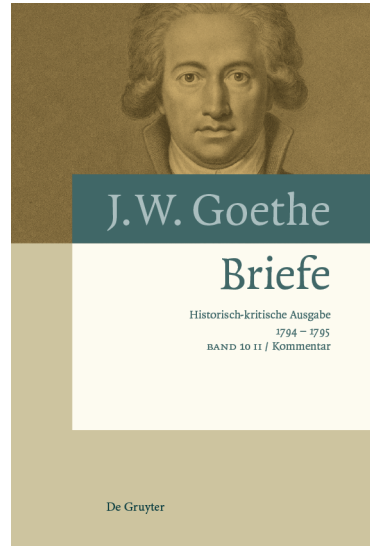
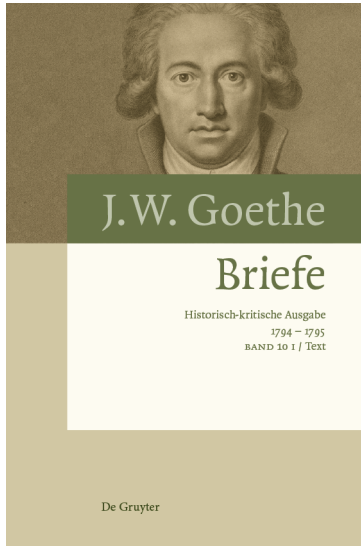
ber/ HAB: Andreas Herz, Alexander Zirr, Max Görmar). Insgesamt hat das Projekt seine Spuren in Zusammenarbeit mit der *Sammlung Deutscher Drucke 1601–1700* an der HAB, in Vorträgen, Ausstellungen, Gesprächskonzerten und sonstigen Veranstaltungen hinterlassen.

Zahlreiche Publikationen sind aus der Arbeitsstelle hervorgegangen, einige von ihnen wurden in dem aus Anlass des 400. Gründungsjubiläums der Fruchtbringenden Gesellschaft 2017 herausgegebenen Bd. 150 der Wolfenbütteler Forschungen überarbeitet zusammengetragen.



Abb. 3: Cover des 2017 erschienenen Sammelbandes aus Anlass des 400jährigen Gründungsjubiläums der Fruchtbringenden Gesellschaft.

Über den Ertrag dieser jahrzehntelangen wissenschaftlichen Anstrengungen gibt das Online-Portal [www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de](http://www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de) Auskunft, nachdem die Arbeitsstelle mit dem 31.12.2018 ihre Pforten schloss. Für die Zukunft bleibt zu hoffen, dass auch die mittlere oder Weimarer FG-Periode (1651–1662) unter Herzog Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar (1598–1662) sorgfältig quellenphilologisch erschlossen und aufbereitet und damit die Edition der Gesamtüberlieferung der Fruchtbringenden Gesellschaft abgeschlossen wird. Vom Standpunkt der gender-orientierten Frühneuzeitforschung schließlich wäre es geboten, die weiblichen Tugendgesellschaften im Umfeld der Fruchtbringenden Gesellschaft mit ihren Text- und Bilddokumenten durch ein eigenes Forschungsvorhaben aufzuarbeiten.



## **Johann Wolfgang Goethe. Briefe. Historisch-kritische Ausgabe**

In Verbindung mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv herausgegeben von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers und Elke Richter

**Band 10 I. 1794–1795. Texte.** Herausgegeben von Jutta Eckle und Georg Kurscheidt, de Gruyter, Berlin/Boston 2019, XX + 326 Seiten, 25 Abbildungen, Festeinband

**Band 10 II. 1794–1795. Kommentar.** Herausgegeben von Jutta Eckle und Georg Kurscheidt, de Gruyter, Berlin/Boston 2019, LXIV + 676 Seiten, 4 Abbildungen, Festeinband

Band 10 der Gesamtausgabe »Johann Wolfgang Goethe. Briefe«, die am Goethe-Schiller-Archiv im Rahmen des Akademienvorhabens »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica« erarbeitet wird, erschien im November 2019. Der Doppelband mit Text- und Kommentarteil enthält 201 Briefe aus den Jahren 1794 und 1795 aus Goethes persönlicher Korrespondenz mit 46 Adressaten. 125 weitere Briefe an 54 Empfänger ließen sich aus anderen Quellen erschließen, sind im Manuskript aber nicht mehr vorhanden. Von diesen sind interessanterweise nur 19 mit den Adressaten der überlieferten

Briefe identisch, viele Empfänger sind unbekannt. Konsequenterweise unterschieden wird im vorliegenden Band zwischen Briefen und Schreiben. Während alle bekannten Briefe vollständig, in chronologischer Folge abgedruckt werden, enthält der vorliegende Doppelband nur diejenigen amtlichen Schreiben, 62 an der Zahl an 17 Empfänger, die bereits von der vierten Abteilung der Weimarer Ausgabe »Goethes Werke« mit ihren Ergänzungen und Nachträgen in den Jahren von 1887 bis 1912 bzw. 1990 aufgenommen worden waren. Von zahlreichen weiteren Schreiben, die sich in den Akten finden ließen, hatte Goethe zumindest Kenntnis – wie eigenhändige Visa belegen. Sie bleiben einer vollständigen Ausgabe der amtlichen Korrespondenz Goethes vorbehalten. Goethe verfasste oder genehmigte die Schreiben in Ausübung seiner dienstlichen Verpflichtungen, als Mitglied der für den Botanischen Garten in Jena, für Wasserbau im Herzogtum oder für die Bergwerke in Ilmenau zuständigen Kommission oder als Intendant des Hoftheaters. Für die Identifikation dieser Stücke entscheidende Kriterien sind 1) der Inhalt und die Sprache der epistolaren Mitteilung sowie 2) die äußere Form des Schriftstücks, 3) die Art der Beziehung, die Goethe zu dem jeweiligen Adressaten unterhielt, sowie 4) die archivalische Überlieferung der relevanten handschriftlichen Textzeugen. Mit einigen Korrespondenten – wie August Johann Georg Carl Batsch und Christian Gottlob Voigt – unterhielt Goethe sowohl amtliche als auch private Beziehungen. Im vorliegenden Zeitraum stehen den Briefen Goethes knapp 700 überlieferte Briefe an ihn gegenüber. Die bekannten Bezugs- und Antwortbriefe werden in den Erläuterungen nachgewiesen und für die Kommentierung herangezogen.

Maßgebend für die Textkonstitution ist das Verständnis der Briefe als persönliche Dokumente, die ihre Adressaten in einer bestimmten äußeren Gestalt erreichten. Daraus folgt, dass keinerlei Eingriffe in den Text (Lautstand, Orthographie, Interpunktion) vorgenommen werden, ebenso wenig Vereinheitlichungen, Glättungen und Emendationen. Bei echten Schreibversehen erfolgt eine Berichtigung ausschließlich im Kommentar. Streichungen und Korrekturen werden als Bestandteile des Textes betrachtet und daher nicht in einem gesonderten Apparat, sondern als Autorvarianten im Textband mitgeteilt. Der Dokumentcharakter eines Briefes verlangt auch die Berücksichtigung der Beilagen. Der Kommentar zu den Briefen besteht aus mehreren Teilen: In der Überlieferung werden alle handschriftlich überlieferten textkritisch relevanten Zeugen eines Briefes nachgewiesen, zudem die gedruckte Überlieferung soweit sie textkritisch relevant ist. Verzeichnet werden zudem der Erstdruck und der Druckort in der Weimarer Ausgabe. Die Erläuterungen liefern – neben textkritischen Anmerkungen – die zum Verständnis des Textes notwendigen sprachlichen, sachlichen, historischen, literarischen und biographischen Aufschlüsse. Am Beginn der Erläuterungen des jeweils ersten Briefes an einen Adressaten



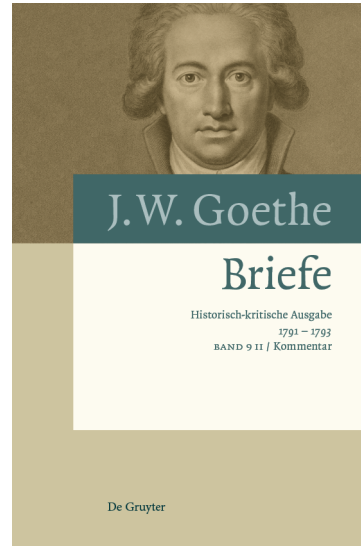
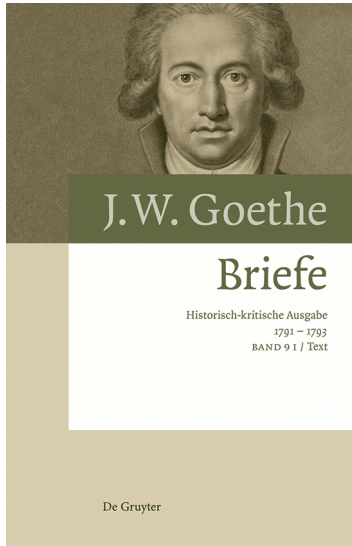
stehen zusammenfassende Überblickskommentare zur Person des Adressaten und Goethes Beziehung zu ihm sowie zu den Besonderheiten der Korrespondenz. Zu Band 10 gehören weiterhin Verzeichnisse und Register zu Personen und Werken sowie die zahlreichen Abbildungen.

In den Jahren 1794 und 1795 waren Goethes Lebensmittelpunkte Weimar und das Herzogtum Sachsen-Weimar und Eisenach. In der Residenzstadt hatte er sich beruflich, als herzoglicher Beamter, und privat etabliert, mit Christiane Vulpius eine Familie gegründet und begonnen, sich mit ihr und dem 1789 erstgeborenen Sohn August in dem am 18. Juni 1794 vom Herzog übereigneten Haus am Frauenplan auf Dauer einzurichten und dieses – in Abstimmung mit dem Hausgenossen Johann Heinrich Meyer – nach seinen Vorstellungen und Bedürfnissen umzugestalten. In Frankfurt a. M. stand Goethes Mutter Catharina Elisabeth im Begriff, das zu groß gewordene Wohnhaus am Hirschgraben mit den darin befindlichen Sammlungen zu veräußern. Kleinere Reisen führten Goethe im Sommer 1794 – zusammen mit Herzog Carl August – ins anhaltinische Wörlitz und Dessau und kursächsische Dresden. Ein Jahr später fuhr er allein zur Brunnenkur ins böhmische Karlsbad und Mitte Oktober 1795 schließlich bis an den westlichen Rand des Herzogtums nach Eisenach. Die militärischen Auseinandersetzungen zwischen den alliierten Truppen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und der französischen Armee, die in den Jahren 1794 und 1795 wie ein Schatten über allen deutschen Territorien lagen, seien sie nun direkt oder indirekt von den Kriegshandlungen betroffen, hinderten ihn 1796 daran, seinem Freund Meyer nach Italien zu folgen. Mehrere kürzere Arbeitsaufenthalte veranlassten Goethe wiederholt, Weimar für einige Zeit zu verlassen und außerhalb der Stadt seinen amtlichen Aufgaben nachzukommen. In Ilmenau erforderten Bergwerksangelegenheiten bisweilen seine Anwesenheit. Gastspiele führten das Schauspielerensemble des Weimarer Hoftheaters nach Lauchstädt, Rudolstadt, Erfurt und Gotha. Als dessen Direktor inszenierte Goethe am 16. Januar 1794 erstmals Mozarts Singspiel »Die Zauberflöte« und versuchte, den Dramatiker und Schauspieler August Wilhelm Iffland für die Weimarer Bühne zu gewinnen. In Jena gründete er zusammen mit August Johann Georg Carl Batsch das Botanische Institut, holte den Philosophen Johann Gottlieb Fichte als Professor an die Universität und kümmerte sich 1795 um die Wasserbauarbeiten zur Regulierung der Saale. Daneben boten die Aufenthalte in Jena neben der nötigen Ruhe zu konzentrierter schriftstellerischer Arbeit auch mannigfaltige Gelegenheiten zur Teilnahme am gesellig-wissenschaftlichen Leben, besonders aber zu Begegnungen und Gesprächen mit Friedrich Schiller und dessen Gattin Charlotte, mit Wilhelm und Caroline von Humboldt oder mit dessen jüngerem Bruder Alexander von Humboldt, den Goethe bei einer dieser Einladungen erstmals traf. Zu den

neuen Bekanntschaften dieser Jahre zählen die Philologen Johann Heinrich Voß d. Ä., der Übersetzer von Homers »Ilias«, und Friedrich August Wolf, mit denen Goethe fortan persönlichen und brieflichen Umgang pflegte und Nutzen aus ihren philologischen Arbeiten zur Antike zog. In den Sommer 1794 fällt auch der Beginn des wichtigen Briefwechsels mit Schiller. Am 24. Juni 1794 beantwortete Goethe Schillers Einladung zur Mitarbeit an der Zeitschrift »Die Horen« vom 13. Juni 1794 zustimmend. Die Korrespondenz endet wenige Tage vor Schillers Tod mit Goethes Brief vom 26. oder 27. April 1805, in dem er Schiller bittet, einen Nachtrag seiner »Anmerkungen« zur Übersetzung von »Rameau's Neffe« nach Leipzig zu senden. Dazwischen liegen etwa 540 Briefe Goethes und 475 Gegenbriefe Schillers. 1828/29 veröffentlichte Goethe selbst die Korrespondenz.

In den Jahren 1794 und 1795 verfolgte Goethe ferner – neben seinen dienstlichen Aufgaben etwa als Berater des Herzogs bei der Ausstattung von dessen Römischen Haus im Park an der Ilm – verschiedene wissenschaftliche und literarische Interessen. Es entstanden Studien zur Optik, Farbenlehre, Morphologie und vergleichenden Anatomie, die in den Korrespondenzen mit August Prinz von Sachsen-Gotha und Altenburg, Carl Theodor von Dalberg, Johann Friedrich August Göttling, Georg Christoph Lichtenberg und Samuel Thomas von Soemmerring eine Rolle spielen. Auf literarischem Gebiet arbeitete er unter anderem an »Reineke Fuchs« und den acht Büchern von »Wilhelm Meisters Lehrjahre«, die in den von Johann Friedrich Unger in Berlin verlegten »Neuen Schriften« erscheinen. Mit Meyer plante er 1795 ein umfassendes kulturgeschichtliches Werk über Italien.

*Jutta Eckle*



## **Johann Wolfgang Goethe. Briefe. Historisch-kritische Ausgabe**

In Verbindung mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv herausgegeben von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers und Elke Richter

**Band 9 I. 1791–1793. Texte.** Herausgegeben von Volker Giel und Norbert Oellers unter Mitarbeit von Yvonne Pietsch, de Gruyter, Berlin/Boston 2020, XXIV + 317 Seiten, 25 Abbildungen, Festeinband

**Band 9 II. 1791–1793. Kommentar.** Herausgegeben von Volker Giel und Norbert Oellers unter Mitarbeit von Gerhard Müller und Yvonne Pietsch, de Gruyter, Berlin/Boston 2020, LXII + 729 Seiten, 11 Abbildungen, Festeinband

Im Mai dieses Jahres erschien im Verlag de Gruyter Band 9 der historisch-kritischen Gesamtausgabe »Goethes Briefe«, die am Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar erarbeitet wird. Die Ausgabe zählt seit ihrer Initiierung vor rund zwei Jahrzehnten zu den philologischen Kernaufgaben des zur Klassik Stiftung Weimar gehörenden Archivs, das den Hauptfundus der Briefe Goethes (etwa 20.000 Brief- und Konzepthandschriften) beherbergt. Und die Edition, die bisher von der wissenschaftlichen Öffentlichkeit insgesamt als maßstabsetzend in der Aufbereitung von literarhistorischem Quellenmaterial angesehen wurde, kommt gut voran: Nach ihrem Erscheinungsbeginn im Jahr 2008 sind nun-

mehr bereits neun Doppelbände (Text und Kommentar; Bd 1–4 und Bd 6–10) verfügbar und in den folgenden Jahren werden kontinuierlich die nächsten folgen. Dabei konnten durch die 2015 erfolgte Integration in das gemeinsam von den Wissenschaftsakademien in Leipzig und Mainz sowie der Klassik Stiftung Weimar getragene Langzeitunternehmen »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica«, das eine direkte Zusammenarbeit und vor allem die digitale Vernetzung der editorischen Goethe-Projekte Briefe von und an Goethe, Tagebücher und der Dokumentenreihe »Begegnungen und Gespräche« ermöglicht, wissenschaftliche Potentiale gestärkt sowie Fortschritt und Niveau der Ergebnisse weiter angehoben werden.

Im Band 9, der die Briefzeugnisse Goethes aus den Jahren 1791 bis 1793 enthält, ist nunmehr bis auf die Briefe der Jahre 1781 bis 1784, die in dem noch fehlenden Band 5 dokumentiert werden, das gesamte überlieferte Briefkorpus Goethes bis in die Mitte der 1790er Jahre, von seinem Beginn 1764 bis Ende 1795, neu ediert. Mit Band 9 sind 236 Briefe, an 58 unterschiedliche Adressaten gerichtet, hinzugekommen. Ferner konnten für 243 Briefe des Zeitraums, die nicht mehr überliefert sind, belegbare Nachweise geführt werden (Erschlossene Briefe). Die Handschriften der überlieferten Ausfertigungen der Briefe dieses Bandes werden in 25 Standorten weltweit verwahrt. Ihre Präsentation erfolgte entsprechend der historisch-kritischen Prinzipien der Ausgabe dokumentengetreu, also ohne jedwede Eingriffe in den Text. Streichungen und Korrekturen werden als Autorvarianten direkt unter dem Brieftext mitgeteilt. Auf Schreibversehen wird im Kommentar hingewiesen.

In Bezug auf die Textgrundlage, die Datierung wie die Adressierung der Briefe konnten im Band zum Teil erhebliche Verbesserungen erreicht werden. Zwei Briefe wurden hier zum ersten Mal gedruckt (Nr 86: An Friederike Juliane Griesbach vom 12. Mai 1792 und Nr 149: An Unbekannt von Mitte März 1793), ein weiterer fehlte noch in der Weimarer Ausgabe (Nr 205: An Gottlob Ephraim Heermann vermutlich vom 22. September 1793). Knapp ein Drittel der Briefe, nämlich 74, musste erstmals oder neu datiert werden. Bei zwei Drittel dieser Fälle (49) führten die neu gewonnenen Erkenntnisse zum Teil zu durchaus erheblichen Korrekturen und Präzisierungen der Angaben in der Weimarer Ausgabe oder in anderen Drucken. In zwei Fällen konnten die Namen der bisher unbekannt Adressaten mit großer Wahrscheinlichkeit ermittelt (Nr 61: Georg Heinrich Deyn und Nr 205: Gottlob Ephraim Heermann) und bei einem Brief die bisher vermutete Adressierung korrigiert werden (Nr 31: Johann Friedrich Gottlieb Unger). Bei einem weiteren Brief (Nr 39) ließen sich die bisher angenommenen Adressaten (Christian Ernst Carl Graf von Bentzel-Sternau oder Jakob Dominikus) nicht bestätigen. Im Vergleich zur Weimarer Ausgabe konnte für 32 Briefe zusätzlich die vollständige Originalhandschrift

selbst statt eines Drucks, einer Abschrift, eines Faksimiles oder eines Konzepts zugrunde gelegt werden. Für einen weiteren Brief (Nr 29: An Johann Heinrich Voigt von Ende Mai oder 1. Juni 1791) bietet der Band im Unterschied zur Weimarer Ausgabe den überlieferten Text vollständig.

Als Lebens- und Wirkungsdokumente zeigen die Briefe dieses Zeitraums Goethe fest eingebunden in die Belange der Weimarer Residenz, des Hofes wie der Administration. Privat hat Goethe mit Christiane Vulpius und dem gemeinsamen Sohn August jetzt eine eigene Familie. In der wachsenden Fülle der Dienstgeschäfte rücken vor allem der Wiederaufbau des Weimarer Schlosses, die Neuorganisation des Hoftheaters, die Weiterführung des Ilmenauer Bergbauunternehmens sowie die administrativen Belange der Jenaer Landesuniversität in den Vordergrund. Auf wissenschaftlichem Gebiet verlagert sich Goethes Interesse immer mehr auf die Erschließung eines völlig neuen Themenfeldes, das der Optik und Farbenlehre, das ihn nicht zuletzt durch sein stets komplexer werdendes wissenschaftliches Experimentieren in den Bann zieht. 1792 erscheint der erste Band der neuen Werkausgabe »Goethe's neue Schriften« im Verlag von Johann Friedrich Unger in Berlin. Daneben gibt es aber außer dem relativ kontinuierlich fortgesetzten Schaffen auf lyrischem Gebiet nur noch wenig Raum für literarische Arbeiten. Außer den beiden Lustspielen »Der Groß-Cophta« und »Der Bürgergeneral« sowie dem Versepos »Reinecke Fuchs« bleibt anderes weiter nur Fragment wie der Roman »Wilhelm Meisters theatralische Sendung« oder Entwurf wie die Komödie »Die Aufgeregten« bzw. »Die Zauberflöte. Zweiter Teil«. Auch das Vorhaben eines Librettos für eine von Johann Friedrich Reichardt zu vertonende große deutsche Oper wird nie umgesetzt.

Die Jahre 1792 und 1793 sind wesentlich geprägt durch eine jeweils mehrmonatige Abwesenheit Goethes von Weimar. Herzog Carl August, als preußischer General Teilnehmer an den militärischen Auseinandersetzungen zwischen der alliierten deutschen Reichsarmee und den Truppen des revolutionären Frankreich, beordert ihn als Vertrauten und Begleiter während des Feldzuges gegen Paris 1792 sowie bei der Belagerung von Mainz 1793 für mehrere Wochen an seine Seite. Goethe schließt daran mehrtägige Besuche in Frankfurt a. M. bei seiner Mutter und 1792 auch bei Friedrich Heinrich Jacobi in Düsseldorf an. Diese Reisen prägen seine Korrespondenzen wesentlich.

Im privaten Bereich wird Christiane Vulpius zur wichtigsten Briefpartnerin. Dieser Briefwechsel nimmt hier seinen Anfang. Dienstliche Belange bespricht Goethe im Postverkehr mit Amtskollegen Christian Gottlob Voigt. Johann Heinrich Meyer bleibt erster Austauschpartner im künstlerischen

Bereich. Die befreundeten Herders, Carl Ludwig von Knebel und Friedrich Justin Bertuch werden darüber hinaus als Weimarer Korrespondenzpartner ebenso wenig vernachlässigt wie Friedrich Heinrich Jacobi in Düsseldorf.

Wie in bisherigen Bänden gehören Register zu Personen und Werken, biographische Einleitungen zu den Korrespondenzpartnern, präzise Überlieferungsdarstellungen, integrierte Quellendokumente im Kommentar sowie die zahlreichen Abbildungen zum Grundstandard der Anlage.

*Volker Giel*



## **Johann Wolfgang Goethe: Briefe. Historisch-kritische Ausgabe**

In Verbindung mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv herausgegeben von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers und Elke Richter

**Band 4 I: 1780–1781. Texte.** Herausgegeben von Elke Richter und Héctor Canal unter Mitarbeit von Bettina Zschiedrich, de Gruyter, Berlin/Boston 2020, XXVII + 425 Seiten, 17 Abbildungen, Festeinband

**Band 4 IIA–B: 1780–1781. Kommentar.** Herausgegeben von Elke Richter und Héctor Canal unter Mitarbeit von Bettina Zschiedrich und unter Mitwirkung von Ulrike Leuschner und Ariane Ludwig, de Gruyter, Berlin/Boston 2020, LXII + 1140 Seiten, 16 Abbildungen, Festeinband

Im Juli 2020 ist Band 4 der historisch-kritischen Ausgabe von Goethes Briefen erschienen. Damit liegen neun Bände der seit 2008 im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar herausgegebenen Edition vor, die einmal 38 Bände umfassen soll. Seit 2015 ist sie Teil des gemeinsam mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur verantworteten Akademienvorhabens »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica«. In diesem Rahmen werden die Bände der

Briefausgabe nach und nach auch digital zugänglich sein, vernetzt mit den Editionen der Briefe an Goethe, der Tagebücher Goethes und der Begegnungen und Gespräche.

Band 4 enthält sämtliche derzeit bekannten Briefe Goethes aus den Jahren 1780 und 1781, die mit wenigen Ausnahmen nach den Handschriften ediert worden sind. Im Vergleich zu allen bisherigen Ausgaben erscheinen die Briefe, von denen mehr als ein Viertel unvollständig oder nicht datiert sind, in revidierter und damit in veränderter Chronologie.

Der Beginn der 1780er Jahre markiert für Goethe einen neuen Abschnitt seines Weimarer Lebens. Am 14. Januar 1780 waren er und Herzog Carl August von einer viermonatigen Reise nach Süddeutschland und in die Schweiz zurückgekehrt, die bei Goethe zur inneren Klärung und Selbstvergewisserung beigetragen hatte. Nach der Rückkehr widmete er sich mit neuer Kraft der Arbeit im Geheimen Consilium und erweiterte seine Interessen- und Aufgabengebiete. So übernahm er schon im April 1780 die Leitung der Bergwerkskommission. Unter seinem Vorsitz fand am 27. und 28. Juni 1781 in Ilmenau die Bergwerkskonferenz mit Kursachsen und Sachsen-Gotha zu hoheitlich-rechtlichen Fragen des Ilmenauer Bergbaus statt. Als Direktor der Wegebaukommission kümmerte sich Goethe um den Bau von Wegen, Wassergräben und Stauschutzwällen im Herzogtum und war zuständig für die thüringischen Obergeleitstraßen. Immer wieder bereiste er daher die verschiedenen Landesteile und angrenzenden Herzogtümer. Im September 1780 begleitete er Herzog Carl August auf einer ausgedehnten Inspektionsreise nach Ilmenau und in das Eisenacher Oberland. Zudem war er seit 1781 allein für die Kriegskommission verantwortlich.

Neben der Erfüllung seiner Amtsgeschäfte betätigte sich Goethe als Sammler und »Kunstagent« für Carl August. Über seine freundschaftlichen Kontakte zu Johann Heinrich Merck in Darmstadt und Johann Caspar Lavater in Zürich erwarb er für sich selbst vor allem Zeichnungen und Kupferstiche und vermittelte den Erwerb von Kunstwerken für die herzogliche Sammlung. In den Jahren 1780 und 1781 intensivierte Goethe seine Beziehung zum Gothaer Hof, den er mehrfach besuchte. Prinz August von Sachsen-Gotha und Altenburg, der Bruder des Gothaer Herzogs, wurde zu einem wichtigen Gesprächspartner in literarischen und künstlerischen Angelegenheiten. Als Abonnent der *Correspondance littéraire, philosophique et critique* ermöglichte er Goethe Zugang zu dieser exklusiven Zeitschrift, in der von 1778 bis 1782 u. a. Denis Diderots Romane *Jacques le fataliste et son maître* und *La Religieuse* erstmals veröffentlicht wurden. Ein fast schon freundschaftliches Verhältnis entwickelte sich zum regierenden Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha und Altenburg, dem Goethe als Berater vor allem in Kunstfragen zur Seite stand. Goethe seinerseits



profitierte von der herzoglichen Bibliothek, der Gothaer Kunstkammer und dem physikalischen Kabinett des Herzogs. Neben den gemeinsamen Interessen für Naturwissenschaft und Kunst waren Politik und Freimaurerei weitere Berührungspunkte. Im Februar 1780 bat Goethe bei Jacob Friedrich von Fritsch, seinem Amtskollegen im Geheimen Consilium und Meister vom Stuhl, um Aufnahme in die Weimarer Freimaurerloge *Amalia zu den drei Rosen*, die am 23. Juni 1780 erfolgte.

Die Schweizer Reise beförderte auch Goethes naturwissenschaftliche Interessen. Im Frühjahr 1780 begann für ihn eine Zeit der vertieften Auseinandersetzung mit geologischen Themen. Im Mai kehrte Johann Carl Wilhelm Voigt von der Bergakademie in Freiberg nach Weimar zurück und wurde von Goethe mit der systematischen Erkundung aller Gesteinsarten des Herzogtums beauftragt. Parallel dazu legte Goethe eine eigene Mineraliensammlung an, die er systematisch ordnete und 1781 durch einen umfangreichen Ankauf erweiterte. Mit Unterstützung des Jenaer Anatomen und Medizinprofessors Justus Christian Loder widmete sich Goethe seit 1780 und verstärkt seit Herbst 1781 der Osteologie und Anatomie. Er nahm mehrfach an anatomischen Sektionen Loders teil. Parallel dazu entstand eine Reihe anatomischer Zeichnungen Goethes. Seine neuen Kenntnisse suchte er den Schülern der *Fürstlichen Freyen Zeichenschule* zu vermitteln.

Wenn Goethe von 1780 bis 1781 vor allem aufgrund seiner anwachsenden amtlichen Tätigkeit auch keine größeren poetischen Werke zu Ende führte, so arbeitete er doch an einigen wichtigen Dramen- und Roman-Projekten, darunter *Torquato Tasso* und *Wilhelm Meisters theatralische Sendung*. Als einzige dramatische Arbeit schloss er 1780 den Einakter *Die Vögel* ab, der am 18. August 1780 in Ettersburg uraufgeführt wurde. Fragment dagegen blieb das Stück *Elpenor*, 1781 als Festspiel zur Geburt des lange erwarteten Erbprinzen vorgesehen. Nicht vollendet wurde auch das nicht überlieferte ›Gespräch über die deutsche Literatur‹ aus den ersten Monaten des Jahres 1781, geplant als Entgegnung auf das Manifest *De la littérature Allemande* (1780) des preußischen Königs Friedrich II. Außerdem betätigte Goethe sich weiterhin als Autor, Schauspieler und Regisseur des Weimarer Liebhabertheaters und verfasste Maskenspiele und kleinere Texte für festliche Anlässe. Schließlich fällt in den Zeitraum des Bandes auch die Gründung des handschriftlichen *Journals von Tiefurth* durch die Herzoginmutter Anna Amalia und deren Kreis, an dem sich Goethe seit Herbst 1781 mit eigenen Gedichten beteiligte.

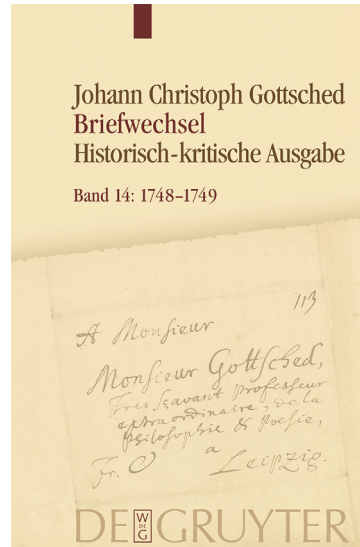
Die 557 Briefe des Bandes zeigen die Vielfalt von Goethes Interessen, die Ausweitung seiner Amtsgeschäfte und nicht zuletzt seine innere Zerrissenheit zwischen Erfüllung der amtlichen Pflichten und seiner Bestimmung als Dichter. Die Briefe sind an 51 verschiedene Adressaten gerichtet, zumeist an sol-

che, mit denen Goethe schon in den vorangegangenen Jahren korrespondiert hatte, darunter Carl Ludwig von Knebel, Johann Caspar Lavater, Jacob Friedrich von Fritsch und Herzog Carl August. Mit Ausnahme von Philipp Christoph Kayser und Johann Heinrich Merck sind alte Freunde aus der Frankfurter Zeit kaum noch unter den Briefempfängern. Neue Korrespondenzpartner sind u. a. Ernst II. Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg und dessen Bruder Prinz August sowie Personen, die Goethe bei der Erweiterung seiner Sammlungen behilflich waren, darunter der Maler und Radierer Ferdinand Kobell, der Schweizer Alpenforscher Jacob Samuel Wytttenbach und der kursächsische Bergkommissionsrat Johann Friedrich Wilhelm Charpentier. Die nach wie vor wichtigste Adressatin Goethes aber ist Charlotte von Stein. Die Jahre 1780 und 1781 gehören zur intensivsten Phase seines Briefwechsels mit ihr. Nahezu drei Viertel der überlieferten Briefe aus diesem Zeitraum sind an Charlotte von Stein gerichtet, an die Goethe beinahe täglich schreibt. Wie schon in der Frühzeit der Korrespondenz sind die Themen der Briefe aus den Jahren 1780 und 1781 komplex und berühren alle Lebensbereiche, Interessengebiete sowie die amtliche Tätigkeit. Als Gesprächs- und Briefpartnerin auf literarischem Gebiet war Charlotte von Stein eng in die Entstehungsprozesse der Werke eingebunden, an denen Goethe zu Beginn der 1780er Jahre arbeitete. Vor allem über den Fortgang der Arbeit am *Torquato Tasso* hielt Goethe sie fast täglich auf dem Laufenden. Freimütig äußerte er sich ihr gegenüber auch über das Verhalten Herzog Carl Augusts und die Begrenztheit seiner pädagogischen Einflussnahme auf den Fürsten, die ihn zunehmend frustrierte. In den Briefen an Charlotte von Stein brachte Goethe auch erstmalig seit Beginn der Schweizer Reise seinen latent vorhandenen Wunsch zum Ausdruck, sich aus den oftmals als beengend empfundenen Weimarer Verhältnissen mit einer ›Flucht‹ zu entziehen.

In der neuen historisch-kritischen Ausgabe werden Goethes Briefe aus den Jahren 1780/81 erstmals umfassend kommentiert. Einleitende Erläuterungen widmen sich der Entwicklung der Korrespondenzen, insbesondere der mit Charlotte von Stein, und führen in neu beginnende Briefwechsel ein, darunter die mit Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha und Altenburg und mit dessen Bruder Prinz August, wichtigen Gesprächspartnern in literarischen und naturwissenschaftlichen Fragen. Übergreifende Kommentare rekonstruieren u. a. Goethes Inspektionsreisen im Herzogtum, die der Förderung von Landwirtschaft, Bergbau und Gewerbe dienten, Goethe aber auch ganz direkt mit der sozialen Not der Einwohner konfrontierten. Einzelstellenerläuterungen erhellen biographische, literarische, kultur- und zeitgeschichtliche Bezüge und Anspielungen: Aufgespürt werden Lektüre-Einflüsse wie die von Diderots Roman *Jacques le fataliste* oder Marc Aurels *Selbstbetrachtungen*. Goethes

Bemühungen um Mineralien für die eigene Sammlung werden nachvollzogen und sein Studium der Graphiken Dürers und Everdingens in Hinblick auf die Professionalisierung der Sammeltätigkeit beleuchtet. Nachgewiesen werden auch sämtliche Briefbeilagen, darunter Zeichnungen Goethes, die der Edition als Abbildungen beigegeben sind.

*Elke Richter*



## Johann Christoph Gottsched: Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe

Unter Einschluss des Briefwechsels von Luise Adelgunde Victorie Gottsched. Im Auftrage der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig herausgegeben von Detlef Döring † und Manfred Rudersdorf

**Band 14: November 1748 – September 1749.** Herausgegeben und bearbeitet von Caroline Köhler, Franziska Menzel, Rüdiger Otto und Michael Schlott, de Gruyter, Berlin/Boston 2020, LXXX, 742 Seiten, Festeinband

Der 14. Band der Gottsched-Briefedition enthält die Korrespondenz von November 1748 bis September 1749, insgesamt 207 Briefe. Das Themenspektrum ist weitgespannt. Zwei lebensgeschichtlich einschneidende Ereignisse dieses Zeitraums und ihre Spuren im Briefwechsel verdienen besondere Beachtung. Im Januar 1749 starb Ernst Christoph von Manteuffel. Der frühere kursächsische Kabinettsminister und versierte Diplomat hatte sich seit seinem Rückzug aus der aktiven Politik in besonderer Weise der Förderung der aufgeklärten Philosophie Christian Wolffs gewidmet. Dass Wolff in Preußen aus einer persona non grata zum bevorzugten Philosophen wurde, war nicht zuletzt ihm zu verdanken. Als Gründer und Haupt der Societas Alethophilorum, der Gesellschaft der Wahrheitsfreunde, unterhielt Manteuffel enge Kontakte zu Protagonisten der Aufklärung insbesondere unter den Theologen. Der Briefwechsel mit Gottsched begann 1737 und wurde in einer beispiellosen Dichte geführt. Die nahezu vollständig überlieferte Korrespondenz weist Manteuffel als kompetenten

Gesprächspartner in ästhetischen und philosophischen Fragen aus. Vor allem war der gut vernetzte Reichsgraf ein verlässlicher Berater und Schirmherr in heiklen Angelegenheiten universitäts- oder religionspolitischer Natur. Auch Gottscheds Gemahlin, Luise Adelgunde Victorie Gottsched, unterhielt eine Korrespondenz mit Manteuffel, keineswegs nur als Assistentin ihres Mannes. Ihre im späteren 18. Jahrhundert in einer Teilsammlung veröffentlichten Briefe brachten ihr den Ruf ein, »eine neue Epoche in der Entwicklung des deutschen Briefstils« eingeleitet zu haben.<sup>1</sup> Die bislang noch kaum ausgewerteten Briefe an Manteuffel können dieses Urteil nur bestätigen. Die von einer souveränen Haltung und klaren, gleichwohl pointierten Formulierungen geprägten Briefe zeigen sie auf dem Höhepunkt ihrer Briefkunst. Seit 1740 lebte Manteuffel in Leipzig, zum Nachteil der Korrespondenz. Die Gottscheds und andere Professoren verkehrten fortan regelmäßig im Hause Manteuffels, der sich, selbst Absolvent der Leipziger Universität, nach Kräften für seine Alma Mater einsetzte. Es war mithin neben der persönlichen Dankeschuld auch eine amtliche Verpflichtung für Gottsched als Rektor des Wintersemesters 1748/49, eine Würdigung des Verstorbenen in Angriff zu nehmen. Es gab kleinere Veranstaltungen. Als weithin sichtbares Zeichen sollte eine Gedenkschrift erscheinen, die Leipziger Professoren, studierende Standesgenossen und auswärtige Verehrer des Grafen vereinte. Gottsched lud Geistesverwandte und Freunde zur Mitwirkung ein. Prominente Autoren wie Christian Wolff, der Berliner Akademiesekretär Jean Henri Samuel Formey oder der einflussreiche Aufklärungstheologe Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem schickten mit ihren Briefen Beiträge ein, die, auch wenn man genretypische und zeitspezifische Übertreibungen in Rechnung stellt, ein bemerkenswertes Zeugnis für den Wissenschaftsförderer Manteuffel ausstellen.

Seit ihrem Aufenthalt in Königsberg zum Universitätsjubiläum im Sommer 1744 hatten die Gottscheds bestenfalls Ausflüge in die nähere Umgebung unternommen. Die Reise in das entfernte Wien mit Kutsche und Schiff war insofern schon ein besonderes Ereignis, und ihr Verlauf verlieh ihr einen besonderen Glanz. Ende Juli 1749 brach das Ehepaar Gottsched von Leipzig auf. Zunächst allerdings stand ein Kuraufenthalt in Karlsbad auf dem Plan. Mehr war in Gottscheds Antrag an das zuständige Oberkonsistorium und in dessen behördlicher Bewilligung nicht vorgesehen. In Wien hingegen, das zeigen Briefe aus der Stadt, rechnete man lange vor Reisebeginn mit dem Besuch Gottscheds. Warum Gottsched seinen Vorgesetzten das Reiseziel Wien verschwieg, bleibt Gegenstand der Spekulation. Die ihm verordnete Brunnenkur in Karlsbad und die ärztliche Kunst betrachtete Gottsched mit ironisch getönter Skepsis, wie ein

---

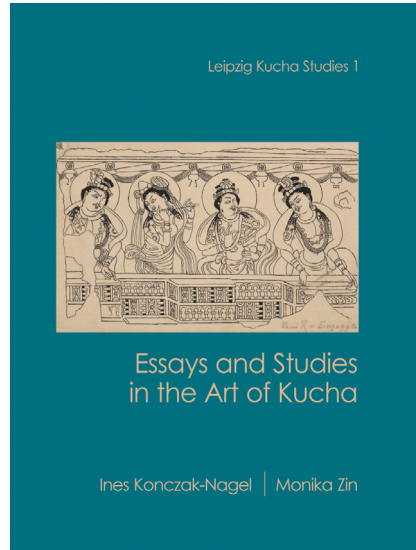
1 Reinhard M. G. Nickisch, *Brief*, Stuttgart 1991, S. 46.

Versbrief zeigt: »Wohl dreyßig Bächer voll verschluck ich jeden Morgen/ Wie nöthig sie mir sind, laß ich den Arzt besorgen,/ Der mich vielleicht nur plagt, wenn er zu helfen denkt,/ Und, weil ihm Rath gebracht, mich auf den Brunn gelenkt.« (S. 542). Außer diesem Versbrief entstand auch die umfangreiche Ode *Das Carlsbad*, eine Beschreibung des Orts und seiner (Natur-) Geschichte wie auch der Wirkungen des Heilwassers. Die Ode mündete in eine Huldigung der Kaiserin Maria Theresia. Das passte zwar nicht unbedingt zum Thema, erfüllte aber seinen Zweck. Das Gedicht wurde umgehend publiziert, gelangte auf schnellem Wege nach Wien und sorgte für die nötige Aufmerksamkeit in der höfischen Gesellschaft. Empfehlungsbriefe und Gottscheds Wiener Freunde taten ein Übriges. Gottsched durfte die kaiserliche und private Bibliothek für seine Forschungen aufsuchen, Theaterkarten wurden gratis zur Verfügung gestellt, es gab Einladungen in vornehme Kreise. Gegen Ende des Aufenthalts, am 28. September, fand die Reise ihren Höhepunkt. Man wartete »in der großen Antichambre der Kaiserinn, mit 100 andern Personen zugleich«, um Maria Theresia von Nahem zu sehen und zum Handkuss zugelassen zu werden. Völlig überraschend wurden die Gottscheds »in ein klein Gemach« geführt (S. 609 f.). Maria Theresia mit drei Töchtern und dem Erzherzog Joseph traten ein, später auch der Kaiser. Eine Dreiviertelstunde lang wurde auf engstem Raum anmutig parliert. Man kann das im letzten Brief des Bandes nachlesen, einem enthusiastischen Schreiben der Frau Gottsched an ihre Nürnberger Freundin Maria Regina Thomasius. Er entstand noch am selben Tag unter dem unmittelbaren Eindruck des Ereignisses. Die ungemeine Öffentlichkeitswirkung dieser Audienz kann in den Briefen des kommenden Bandes verfolgt werden.

Zu den weiteren Themen des vorliegenden Bandes gehört die zur Michaelismesse 1748 zuerst veröffentlichte *Sprachkunst*, Gottscheds Grammatik, die in den folgenden Jahrzehnten auch im süddeutschen Sprachraum einen nachhaltigen Einfluss ausgeübt hat. Gottscheds Korrespondenten bejubelten das Werk, nahmen aber auch die im Vorwort platzierte Aufforderung, kritische Einwände einzusenden, ernst, was Gottsched nicht nur erfreute. Die Verbundenheit mit seiner ostpreußischen Heimat kommt auch im vorliegenden Band zum Ausdruck. Gottsched beriet und unterstützte Königsberger Gelehrte nach Kräften. Sein Wunsch allerdings, die Königsberger Deutsche Gesellschaft unter Cölestin Christian Flottwell mit der Freien Gesellschaft unter Christian Heinrich Gütther zu vereinigen, da beide mit Dichtung und Sprachpflege gemeinsame Ziele verfolgten und vereint eine größere Wirkung erreichen könnten, scheiterte an Unvereinbarkeiten der beiden Königsberger Professoren. Mit Kasualdichtungen und Widmungen konnte sich Gottsched nicht nur in Wien zur Geltung bringen. Auch weitere Unternehmungen dieser Art wurden sorgfältig vorbereitet und zeitigten die erwünschten Resultate. Die Briefe bieten hierfür

Anschauungsmaterial. Einen Prestigegewinn konnten sowohl der Autor als auch die bewidmete fürstliche Persönlichkeit erzielen, wenn sich die Arrangements gut ergänzten und die Öffentlichkeit hinreichend ins Bild gesetzt wurde. Die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften in Bologna im November 1748, die sich der Fürsprache des Leiters der Vatikanbibliothek, des Kardinals Angelo Maria Querini, verdankte, verweist auf die internationale Wahrnehmung des Leipziger Professors.

*Rüdiger Otto*



## **Leipzig Kucha Studies 1: Essays and Studies in the Art of Kucha**

Von Ines Konczak-Nagel und Monika Zin, herausgegeben von Eli Franco und Monika Zin, Dev Publishers, New Delhi 2020, 238 Seiten, Festeinband

Im Frühjahr 2020 ist der erste Druckband des Akademieprojekts »Wissenschaftliche Bearbeitung der buddhistischen Höhlenmalereien in der Kuča-Region der nördlichen Seidenstraße« erschienen. Das Projekt befasst sich mit einem beeindruckenden Korpus von Wandmalereien, die etwa auf das fünfte bis zehnte nachchristliche Jahrhundert datiert werden können und sich in den buddhistischen Höhlenkomplexen des alten Königreichs Kuča an der Nördlichen Seidenstraße in der heutigen Uigurischen Autonomen Region Xinjiang (VR China) befinden. Diese narrativen und devotionalen Gemälde bilden eine der wichtigsten Quellen für unser Verständnis der religiösen und intellektuellen Geschichte des Buddhismus in Zentralasien während des ersten Jahrtausends. Zwar wurden zahlreiche Manuskripte von Werken verschiedener Genres buddhistischer Literatur in den Höhlen gefunden, die Einblick in die religiöse und philosophische Welt der dort lebenden Mönche geben, doch sind diese nur fragmentarisch erhalten und wurden teilweise nicht in der Region verfasst, sondern aus Indien oder China nach Kuča gebracht. Die Wandmalereien dagegen wurden vor Ort geschaffen, um den spirituellen Bedürfnissen sowohl der Mönche wie auch der örtlichen Laiengemeinschaft gerecht zu werden.

Nachdem die Gemälde Anfang des 20. Jahrhunderts von europäischen Expeditionen wiederentdeckt wurden, wurden erste Studien bezüglich ihres



Inhalts, Stils und Alters durchgeführt. Eine systematische Untersuchung der Malereien fehlt jedoch bis heute. Zwar begann Anfang der 1980er Jahre eine methodische Dokumentation und Untersuchung der Höhlen durch chinesische Institutionen, doch aufgrund vornehmlich sprachlicher Hindernisse wurde die chinesische und europäische Forschung weitgehend unabhängig voneinander betrieben. Das Akademieprojekt wurde auch deshalb ins Leben gerufen, um die beiden Forschungsstränge zu den Gemälden zusammenzuführen. Eine der Hauptaufgaben des Projekts ist die Aufzeichnung und wissenschaftliche Kommentierung aller erhaltenen Gemälde der Region, einschließlich der Fragmente, die von den deutschen und anderen Expeditionen verschiedener Länder Anfang des 20. Jahrhunderts entfernt und in Museen verbracht wurden, in einem datenbankgestützten Informationssystem, das in naher Zukunft auch online verfügbar sein wird.

Der erste Druckband des Akademieprojekts enthält drei Studien, die zeigen, welche Informationen aus den Gemälden gewonnen werden können.

Die erste Studie »Painted Buddhist Cosmology: The Pictorial Programme of Central Pillar Caves in Kucha« von Ines Konczak-Nagel ist eine Analyse und Interpretation des Bildprogramms einer typischen »Pfeilerhöhle« (Central Pillar Cave) und zeigt, wie durch Wahl der dargestellten Themen und Anordnung der Malereien die aus den Texten bekannte buddhistische Kosmologie in die Höhle projiziert wurde. Da die Kosmologie im Buddhismus immer im Zusammenhang mit dem Heilsweg gesehen wird, zeigen die Malereien auch exemplarisch den Weg zur Erlösung.

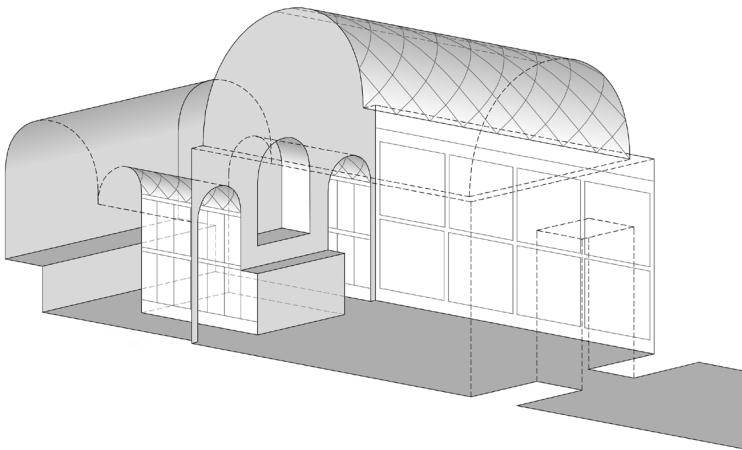


Abb. 1: Axonometrische Zeichnung einer typischen »Pfeilerhöhle« in Kuča von Dominik Oczkowski.

Die zweite Studie von derselben Autorin »Representations of Architecture and Architectural Elements in the Wall Paintings of Kucha« ist Teil einer fortlaufenden umfassenden Analyse der in den Gemälden dargestellten materiellen Kultur, die unser Wissen über die heute ausgestorbene tocharische Kultur von Kuča erheblich erweitert. Über die tocharische Bevölkerung der Kuča-Region ist abgesehen davon, dass sie eine indogermanische Sprache sprach, wenig bekannt. Deshalb sind die erhaltenen Gemälde und Manuskriptfragmente eine unschätzbare Informationsquelle über die Kultur der Tocharer, einschließlich ihrer religiösen Überzeugung und des täglichen Lebens. Die in den Malereien dargestellte Architektur gibt Aufschluss über die lokale tocharische Architektur von Kuča, die heute verloren ist.

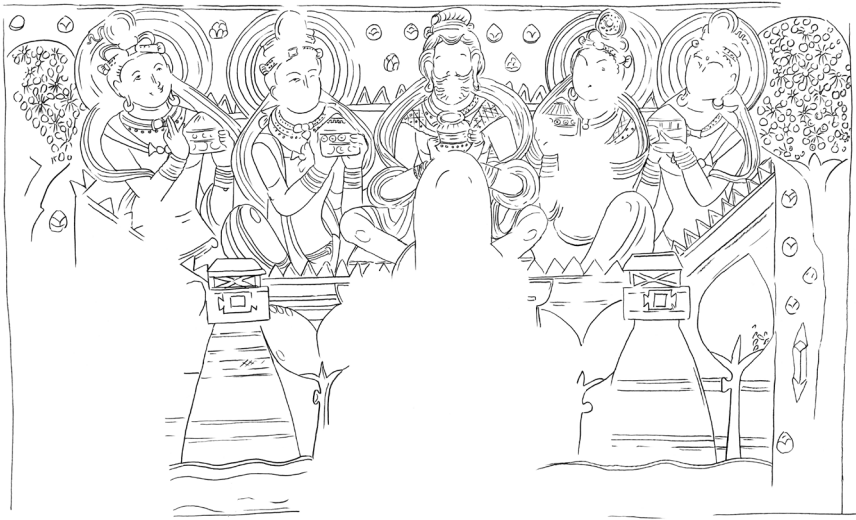
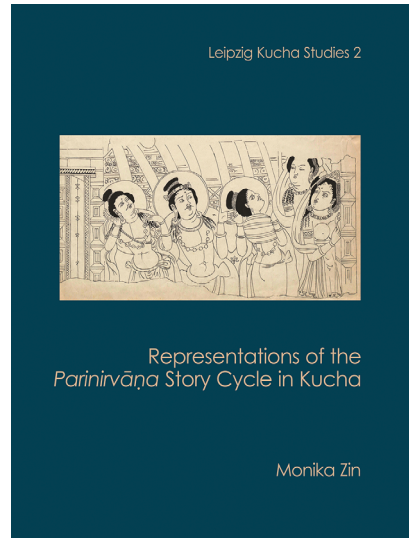


Abb. 2: Die Verteilung der Reliquien des Buddha innerhalb einer Stadtmauer. Malerei aus Höhle 80 in Kizil, Innenwand des hinteren Korridors. Zeichnung von Monika Zin.

Die dritte, von Monika Zin verfasste Studie »Representations of the First Council in Kucha: The Monk Kāśyapa in the *Parinirvāṇa* Cycle and the Furtherance of Buddhist Teaching« untersucht Darstellungen des Mönches Mahākāśyapa innerhalb einer Abfolge von Gemälden, die Ereignisse im Zusammenhang mit dem Tod des Buddha zeigen. Der Legende nach war Mahākāśyapa der Mönch, der nach dem Tod des Buddha das erste Konzil einberief. In Kuča scheint ein besonderer Kult um diese Figur geblüht zu haben, in dem Mahākāśyapa als heiliger Wächter verehrt wurde, der über die Aufrechterhaltung der buddhistischen Lehre wacht.

*Ines Konczak-Nagel*



## Leipzig Kucha Studies 2: Representations of the *Parinirvāṇa* Story Cycle in Kucha

Von Monika Zin, herausgegeben von Eli Franco und Monika Zin, Dev Publishers, New Delhi 2020, 420 Seiten, Festeinband

Etwa ein Drittel der Höhlen in Kuča aus dem 5. bis 10. Jh. (etwa 200 Höhlen) enthielt Malereien mit zumeist narrativem Charakter. Im Laufe der Zeit wurde das Repertoire von Geschichten, die in einer Höhle illustriert wurden, immer umfangreicher. Die Platzierung der verschiedenen Bilder innerhalb einer Höhle folgte einem festen Plan. Quadratische »Predigtbilder« befanden sich an den Seitenwänden des Hauptraumes, kleine Szenen mit dem Buddha oder Geschichten aus seinen vormaligen Existenzen in den Gewölben, Schutzgottheiten in der Nähe der Eingänge und der zukünftige Buddha Maitreya über dem Ausgang – sein Anblick öffnete dem Besucher eine tröstliche Perspektive: Der neue Buddha wird kommen.

Eine grundsätzlich identische architektonische Struktur und die übereinstimmenden Bildprogramme hatten zur Folge, dass viele Höhlen einander sehr ähnlich waren – anscheinend war aber gerade dieser Effekt, den die immer wieder gleiche Platzierung der Bildmotive innerhalb der Höhlen erzeugte, erwünscht. Über die rituelle und soziale Funktion der Höhlen gibt es kaum Informationen; es ist jedoch zu vermuten, dass diese in der Regel kaum 20 m<sup>2</sup> großen Höhlen, die wohl als Familienheiligtümer dienten, einen wesentlichen Teil der tocharischen Identität bildeten.

Teil des regelmäßig wiederholten Bildprogramms waren die Malereien im hinteren Teil der Höhlen. Dort, in den dunklen Korridoren, die den Umgang hinter dem Kultbild bildeten, wurden die Szenen platziert, die die Geschichte vom Ende des Buddhalebens erzählen, den sogenannten *parinirvāṇa*-Zyklus. In der Regel wird der in das ewige *nirvāṇa* eingehende Buddha entweder an der langen oder an der kurzen Wand des hinteren Querkorridors dargestellt, während die anderen Wände Ereignisse zeigen, die der zentralen Episode vorgehen oder an sie anschließen.

Der gesamte Zyklus beginnt – an der langen Wand des linken Korridors – drei Monate vor dem Tod des Buddha mit seiner Entscheidung, zu sterben und auf die Möglichkeit zu verzichten, einen Äon lang am Leben zu bleiben; eine Möglichkeit zur Lebensverlängerung, die ihm als erleuchtetem Heiligen offen gestanden hätte. Der Zyklus endet – an der langen Wand des rechten Korridors – mit dem ersten Konzil, zu dem sich die Mönche versammeln, um nach dem Tod des Buddha seine Lehre für die Nachwelt festzuhalten.

Zwischen diesen Eckpunkten werden zahlreiche weitere Episoden dargestellt, sei es als einzelne Szene oder eingebettet in eine größere Malerei. Gezeigt werden die Verbrennung des Sargs, die Krieger, die gegeneinander in den Kampf ziehen wollen, um die Reliquien des Buddha zu erlangen, die letztlich friedliche Teilung dieser Reliquien, die Trauer der Menschen und Götter, die Mutter des Buddha, die vom Himmel herab kommt, aber auch die Dämonen, die dreist einen Teil der Reliquien stehlen und damit fliehen, und ein verzweifelter Herrscher, den sein Minister vorsorglich in eine Wassertonne steigen ließ, bevor er ihm die schmerzliche Nachricht vom Tod des Buddha überbringt, damit der König keinen Herzanfall erleidet.

Obwohl keine der Höhlen den ganzen *parinirvāṇa*-Zyklus zeigt und auch kein Zyklus vollständig erhalten ist, ermöglicht das Festhalten der Künstler und Stifter an den Platzierungsregeln für die verschiedenen Themen heute die Identifizierung von Szenen selbst anhand nur kleiner erhaltener Fragmente.

Es ist leicht, sich vorzustellen, wie die Tocharer mit brennenden Lampen durch die dunklen Korridore schreiten, während ihnen ein Mönch die in den Malereien dargestellten Geschichten erzählt. Der Weg durch die Gänge, der am Totenbett des Buddha vorbeiführte, bildete sicherlich den Höhepunkt der religiösen Erfahrung jedes Besuchers.

*Representations of the Parinirvāṇa Story Cycle in Kucha* stellt erstmalig alle Darstellungen dieses Zyklus zusammen; sowohl die bis heute in situ erhaltenen Malereien als auch die aus den Höhlen entfernten, heute in verschiedenen Museen aufbewahrten Beispiele und die nicht mehr erhaltenen Exemplare, die nur durch Kopien oder Beschreibungen aus dem frühen 20. Jh. dokumentiert sind. Die Zusammenstellung aller dieser Malereien macht die Struktur

des Zyklus erst erkennbar und ermöglicht es, die Regeln für die Anordnung der verschiedenen Szenen innerhalb der Höhlen zu ermitteln. Im Zuge dieser Arbeit konnten zudem verschiedene bislang unidentifizierte Szenen gedeutet werden.

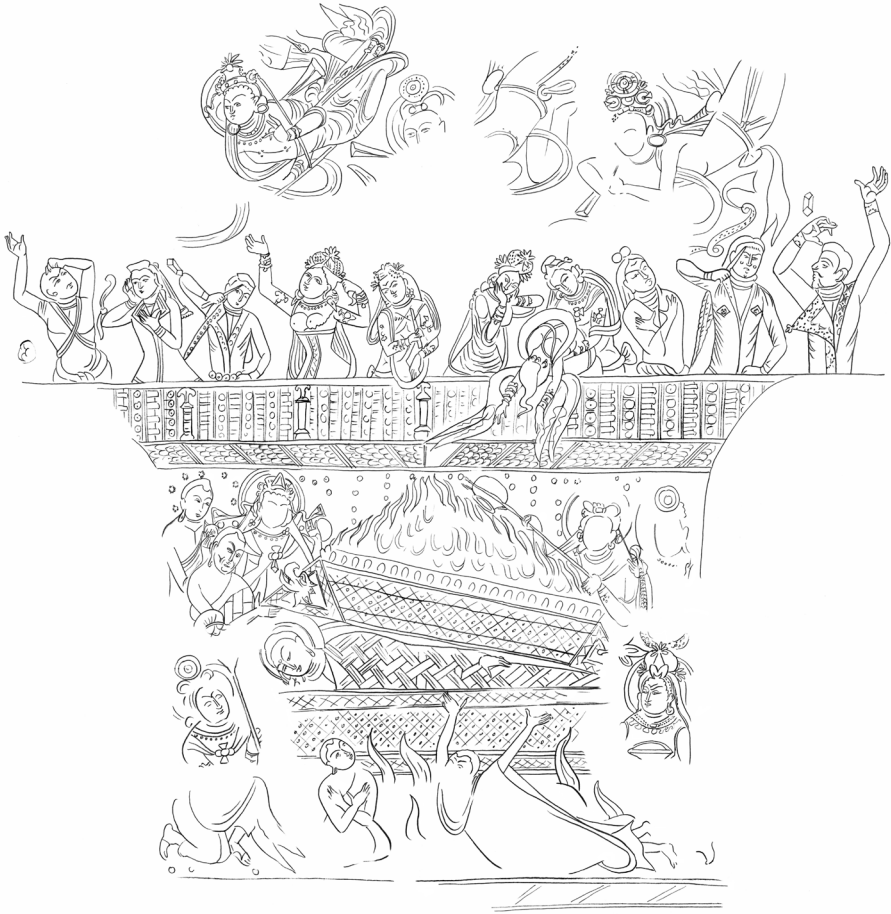


Abb. 1: Die Verbrennung des Leichnams des Buddha, Malerei aus Höhle 224 in Kizil (Māyāhöhle, 3. Anlage), 6.–7. Jh., Innenwand des hinteren Korridors; Berlin, Museum für Asiatische Kunst, no. III 8861, teilweise zerstört während des Krieges; Rekonstruktionszeichnung anhand historischer Aufnahmen der französischen (Musée Guimet, no. AP 7503) und der japanischen Expedition (publiziert in: Yoshitarō Uehara, *Shin Saiiki ki*, Tokyo 1937, S. 320); Personen auf dem Balkon nach A. Grünwedel, *Altbuddhistische Kultstätten in Chinesisch-Turkestan*, Berlin 1912, fig. 415, Zeichnung: Monika Zin.

Das Buch stellt die insgesamt 39 Begebenheiten (»occurrences«) aus dem *parinirvāṇa*-Zyklus vor, die in den Höhlen illustriert wurden und analysiert für jede Begebenheit die bekannten literarischen Quellen. Basierend auf diesen Analysen zeigt die Untersuchung, dass entgegen der bislang herrschenden Meinung nicht nur die Versionen der Erzählungen illustriert sind, die im Schrifttum der buddhistischen Schulen vor Ort enthalten sind, sondern auch Geschichten, die offensichtlich einer – vermutlich mündlich überlieferten – lokalen Tradition folgen und die heute aus den Berichten chinesischer Pilger bekannt sind, die die Region besucht haben.

Abgerundet wird das Buch durch einen einleitenden Teil, der einen Überblick über die Darstellungen des *parinirvāṇa*-Zyklus in Südasien bietet; 87 Abbildungen und 81 überwiegend von der Autorin angefertigte Linienzeichnungen illustrieren die Studie und ermöglichen es dem Leser, selbst den Analysen der heute nur noch schlecht erhaltenen Malereien im Detail zu folgen. Anhand von Rekonstruktionszeichnungen, (»reconstructive drawings«), in denen die Teile von Malereien, die heute an unterschiedlichen Orten aufbewahrt werden, oder nur aus historischen Fotos bekannt sind, zusammengeführt werden, erhält der Leser erstmals einen Einblick in die ursprüngliche Komposition und Wirkung von heute fragmentierten oder vollständig verlorenen Malereien.

*Monika Zin*

# Autoren

- Prof. Dr. Jutta Allmendinger, Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin,  
buero.praesidentin@wzb.eu
- Jenny Bryś, Klassik Stiftung Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv, Akademie-Projekt »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica«  
(Teilprojekt Briefe an Goethe, Regestausage), Jenny.Bryś@klassik-stiftung.de
- Silvio Dittrich, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Projekt  
»Wismut-Erbe-Forschung«, dittrich@saw-leipzig.de
- Dr. Jutta Eckle, Klassik Stiftung Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv, Akademie-Projekt »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica«,  
jutta.eckle@klassik-stiftung.de
- Dr. Volker Giel, ehem. Klassik Stiftung Weimar, Akademie-Vorhaben »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica«
- Claudia Häfner, Klassik Stiftung Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv, Akademie-Projekt »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica«  
(Teilprojekt Briefe an Goethe, Regestausage),  
claudia.haefner@klassik-stiftung.de
- Christoph Hanzig, Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung,  
christoph.hanzig1@mailbox.tu-dresden.de
- Dr. Andreas Herz, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, ehem. Arbeitsstellenleiter des Akademie-Projektes »Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft«, herz@hab.de
- Prof. Dr. Wolfgang Huschner, Universität Leipzig, Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte; Vizepräsident der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig; Projektleiter des Akademie-Projektes »Die Deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit«, huschner@rz.uni-leipzig.de
- Martin Käseberg, Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung,  
martin.kaeseberg@mailbox.tu-dresden.de
- Hendrik Keller, Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (Dresden),  
h.keller@isgv.de
- Dr. Ines Konzak-Nagel, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Arbeitsstellenleiterin des Akademie-Projektes »Wissenschaftliche Bearbeitung der buddhistischen Höhlenmalereien in der Kuča-Region der nördlichen Seidenstraße«, konzaknagel@saw-leipzig.de
- Nadine Kulbe, Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (Dresden),  
n.kulbe@isgv.de
- Kristina Kunze, ehemals Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO)

- Univ.-Prof. Dr. Heiner Lück, Professor i. R. für Bürgerliches Recht, Europäische, Deutsche und Sächsische Rechtsgeschichte an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, 2004–2020 Projektleiter des Akademie-Vorhabens »Das sächsisch-magdeburgische Recht als kulturelles Bindeglied zwischen den Rechtsordnungen Ost- und Mitteleuropas«, Ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, heiner.lueck@jura.uni-halle.de
- Ivonne Makowski, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Akademie-Projekt »Virtuelles Archiv«, makowski@saw-leipzig.de
- Prof. Dr. Matthias Middell, Professor für Kulturgeschichte und Direktor des Global and European Studies Institute der Universität Leipzig; Direktor des Leipzig Research Centre Global Dynamics und Geschäftsführender Sprecher des Forschungsinstituts Gesellschaftlicher Zusammenhalt, middell@uni-leipzig.de
- Dr. Cornelia Neustadt, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Arbeitsstellenleiterin des Akademie-Projekts »Die Deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit«, neustadt@saw-leipzig.de
- Dr. Rüdiger Otto, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Arbeitsstellenleiter des Akademie-Projekts »Edition des Briefwechsels von Johann Christoph Gottsched«, otto@saw-leipzig.de
- Dr. Elke Richter, Klassik Stiftung Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv, Akademie-Projekt »PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica«, Teilprojektleiterin (Goethe-Briefausgabe), elke.richter@klassik-stiftung.de
- Dr. Anne-Simone Rous, ehem. Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Akademie-Projekt »Virtuelles Archiv«
- Michael Thoß, Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung, michael.thoss1@mailbox.tu-dresden.de
- Dr. Sebastian Weirauch, Deutsches Literaturinstitut Leipzig (DLL), sebastian.weirauch@uni-leipzig.de
- Jan Wetzel, Wissenschaftszentrum Berlin, jan.wetzel@wzb.eu
- Prof. Dr. Hans Wiesmeth, Professor i. R. für Allokationstheorie an der Technischen Universität Dresden, Präsident der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, praesident@saw-leipzig.de
- Prof. Dr. Monika Zin, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Projektleiterin des Akademie-Projekts »Wissenschaftliche Bearbeitung der buddhistischen Höhlenmalereien in der Kuča-Region der nördlichen Seidenstraße«, zin@saw-leipzig.de
- Dr. Sabine Zinsmeyer, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Akademie-Projekt »Die Deutschen Inschriften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit«, zinsmeyer@saw-leipzig.de